Heft 4, Dezember 2020 / 100. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Michael Kohler
Eisenbahnstraße 43
76344 Eggenstein
Tel. (07 21) 47 04 93 52
E-Mail: michael.kohler@kohler-media.com

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
  BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
  IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
  BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Rosastraße 9
79098 Freiburg
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.
Jahrespreis für Einzelmitglieder 37,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 12 €.

Nachbestellung von bis zu 2 Heften für Mitglieder 9 €. Weitere Exemplare zum Einzelverkaufspreis erhältlich. Die Hefte können über die Geschäftsstelle des Landesvereins bestellt werden.

Bitte senden Sie Ihre Manuskripte an unseren Chefredakteur Michael Kohler und an die Geschäftsstelle des Landesvereins.
Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.
Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Titelbild:
Vernichtende Explosionskraft: die Sprengung der Eisenbahnbrücke am 22. Juli 1870
(Bildvorlage: Stadtarchiv Kehl)

Inhalt

EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 420

Zu diesem Heft
Michael Kohler 421

AUFSÄTZE

Baden und der »vergessene« Krieg vor 150 Jahren
Peter Kunze 422

Vor 75 Jahren – die Zerstörung der Rheinbrücken zwischen Wintersdorf und Weil
Teil 2
Ulrich Boeyng 431

Die Grenze als Schicksal
Kehl im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71
Ute Scherb 440

Deutschland und Frankreich im Leben und Denken von Albert Schweitzer
Ein paar Einblicke
Jean-Paul Sorg 449

Johann Gottfried Tulla – Eine Familiengeschichte
Die Tullas in Augsburg und in Südbaden (Teil 1)
Rainer Boos 461

Wenn ein Reisender an einem Wintertag
Patrick Leigh Fermor in Bruchsal
Johannes Werner 467

Die wirtschaftliche Lage einer dörflichen Gemeinde während der Kaiserzeit 1871–1918
Die Gemeinde Langenbrücken
Konrad Exner 471

125 Jahre Stadtrechte: Hockenheims Weg vom kurpfälzischen Dorf zur badischen Stadt
Harald Stockert 476

Zwei »Künstler-Ingenieure« aus Baden
Max Himmelheber und Felix Wankel – Erfinder und Erfindungen in schwieriger Zeit
Claus-Peter Clostermeyer 490

Ludger Syré von der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe
»Doyen der Landesbibliographie Baden-Württemberg«
Drei Jahrzehnte Entwicklung des Mediums Regionalbibliographie aktiv begleitet
Heinrich Hauß 508

»Immer darauf bedacht, dem Haus und seinen Besuchern gerecht zu werden ...«
Vor 60 Jahren wurde das »Hebelhaus« als Museum eröffnet
Elmar Vogt 512

»Treu« bis in den Tod
Zum wiederentdeckten Grabstein des Lieblingshundes von Großherzogin Luise von Baden
Christian Katschmanowski 517

Wer hat von der Kanzel geschossen?
Reiner Haehling von Lanzenauer 527

Die wandfeste Ausstattung der Beletage in Schloss Bruchsal und der prägende Einfluss von Hofschreiner Ferdinand Hundt auf die Bruchsaler Raumkunst um 1755
Reiner Schulz 534

Ludwig Maier als Architekt des Stilpluralismus
Konrad Exner 551

PERSONALIA

Gerlinde Hämmerle, Regierungspräsidentin i. R., leidenschaftliches Engagement für die badische Geschichte
Zum 80. Geburtstag
Heinrich Hauß 557

Jörg Teuschl † (1941–2020)
Leiter der Regionalgruppe Bruchsal
Thomas Adam 558

Dr. Thomas Schmidt wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2020 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet
Elmar Vogt 558

Elisabeth Burkard zum 90. Geburtstag
Ein Leben mit und für die Badische Heimat
Heinrich Hauß 559

AUSSTELLUNGEN IN BADEN

Sonderausstellung zum Thema »Kunst und Nationalsozialismus« im Dreiländermuseum Lörrach
Elmar Vogt 561

AUS DEM LANDESVEREIN

Die Badische Heimat in neuem Gewand
Lukas Jeub 563

Buchbesprechungen 567

Editorial

Liebe Mitglieder und Freunde der Badischen Heimat,

die beiden letzten Schwerpunkthefte »Lebenswege von Frauen in Baden« und »900 Jahre Freiburg« sind auf eine sehr positive Resonanz gestoßen. Es ist zugleich Ermunterung, auch in Zukunft häufig unsere Vierteljahreshefte mit besonderen Schwerpunkten zu versehen. Dennoch wird es immer wieder Hefte mit »gemischten Beiträgen« geben, so auch die vorliegende Ausgabe. Unser Chefredakteur Michael Kohler berichtet im Einzelnen darüber. Ich möchte ihm, den Mitgliedern unserer Redaktionskonferenz unter Vorsitz von Dr. Ursula Speckamp und natürlich allen Autorinnen und Autoren herzlich für die Mitarbeit am vorliegenden Heft danken.

Ansonsten bestimmt die Corona-Pandemie unser Vereinsgeschehen. Der Landesverein und die einzelnen Regionalgruppen können leider ihre Veranstaltungen nicht durchführen, sondern allenfalls mittelfristig für die Zukunft planen. So beabsichtigen wir im Jahre 2022 etwa eine Tagung zu Fragen des Denkmalschutzes. Und wir sind mitten in der Arbeit für weitere interessante Bücher unserer Schriftenreihe.

Die laufende Tätigkeit in der Geschäftsstelle wird zwar weiter durchgeführt. So verrichtet unsere Frau Daniela Koehler weiterhin wie gewohnt ihre Arbeit und ist für die Mitglieder zu den üblichen Sprechzeiten erreichbar. Aber selbst die »normalen« Arbeitsbesprechungen sind coronabedingt »ausgedünnt.« So hoffen wir alle zusammen auf bessere Zeiten.

Ihnen neben Freude an der Lektüre dieses Heftes vor allen Dingen in diesen Zeiten Gesundheit und Wohlergehen und den Umständen entsprechend möglichst harmonische Weihnachtstage. Mit allen guten Wünschen für das kommende Jahr und meinem Dank für Ihre Treue zur »Badischen Heimat« bin ich Ihr

S. Ungern-Sternberg

Sven von Ungern-Sternberg

Zu diesem Heft

Auch an der Redaktion der Badischen Heimat sind die letzten Monate nicht spurlos vorübergegangen. Aufgrund der Corona-Pandemie konnten Redaktionskonferenzen nicht wie gewohnt stattfinden, Treffen wurden teilweise abgesagt und Kommunikationsroutinen mussten umgestaltet werden. Dennoch ist es uns gelungen, ein neues Heft vorzubereiten, das Sie jetzt in Händen halten. Wir hoffen, wir haben mit unserer Themenvielfalt Ihren Geschmack getroffen.

Vor 150 Jahren begann der Deutsch-Französische Krieg von 1870/1871. Der von den Zeitgenossen als »heiliger Krieg« mit dem »Erbfeind« titulierte militärische Konflikt hatte einschneidende Folgen für beide Länder – und auch für Baden. Nach der Kapitulation von Napoléon III. im Anschluss an die Schlacht von Sedan und der Ausrufung von König Wilhelm I. von Preußen zum »Deutschen Kaiser« durch Großherzog Friedrich I. wurde das Großherzogtum Teil des Deutschen Kaiserreichs. Dr. Peter Kunze beschreibt in seinem Beitrag »Baden und der ›vergessene Krieg‹ vor 150 Jahren« gut nachvollziebar den Kriegsverlauf und dessen Konsequenzen für die Menschen am Oberrhein.

Ebenfalls im Zeichen des Deutsch-Französischen Kriegs steht der Beitrag von Ute Scherb, die die Zerstörungen in der Grenzstadt Kehl beschreibt und die Fluchtbewegungen der Bevölkerung nachzeichnet.

Besonders hinweisen möchte ich auf die Pionierarbeit von Rainer Boos, die er mit seinem Aufsatz »Johann Gottfried Tulla – Eine Familiengeschichte« leistet. Wie sah seine Familie aus, wer waren seine Vorfahren, hatte er Geschwister? Diesen Fragen, die in den einschlägigen Biografien nur oberflächlich behandelt werden, wird nachgegangen und erstmals ein detaillierter Stammbaum entworfen. Außerdem sei auf den instruktiven Text von Claus-Peter Clostermeyer hingewiesen, in dem die beiden »Künstler-Ingenieure« Felix Wankel und Max Himmelheber porträtiert werden. Der Autor leitet ihr späteres Handeln aus der gemeinsamen Herkunft aus der »Kriegsjugendgeneration« am Oberrhein ab.

Zuletzt möchte ich noch allen Leserinnen und Lesern empfehlen, die neu gestaltete Homepage des Landesvereins zu besuchen. Lukas Jeub stellt alle Funktionalitäten in seinem informativen Beitrag vor. Gerne können Sie sich unter www.badische-heimat.de selber ein Bild machen.

Die gesamte Redaktion wünscht Ihnen eine besinnliche Weihnachtszeit und einen guten Übergang ins neue Jahr. Bleiben Sie gesund und der Badischen Heimat zugetan.

Michael Kohler, Chefredakteur

Baden und der »vergessene« Krieg vor 150 Jahren

Peter Kunze

Die Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 ist bei uns – anders als in Frankreich – angesichts der Schrecken der Weltkriege des 20. Jahrhunderts gänzlich verblasst. Dabei hatte der zunehmend grausamer geführte »Bruderkrieg« gravierende Folgen für beide Länder und auch die Menschen am Oberrhein: Für Deutschland brachte er die Reichseinigung und das Kaiserreich, das dann Elsass-Lothringen annektierte. Frankreich wurde nach der Abdankung Kaiser Napoléons III. endgültig zur Republik.

Die Julikrise 1870

Der Ausbruch des Krieges kam für Baden nach einer längeren Friedenszeit fast »wie aus heiterem Himmel«. Allerdings wusste man, dass Frankreich seit 1866 auf »Rache für Sadowa« (Königgrätz) aus war und die Rückgewinnung der 1815 verlorenen linksrheinischen Gebiete anstrebte. Daher hatte man sich Militärbündnissen mit Preußen angeschlossen und die Wehrpflicht eingeführt.

Auslöser des Krieges war dann Juli 1870 der überraschende Konflikt zwischen Frankreich und Preußen wegen der Thronfolge eines Hohenzollern auf dem spanischen Thron. Dabei gelang es Bismarck mit diplomatischem Kalkül, Kaiser Napoléon III. am 19.7.1870 zur Kriegserklärung an Preußen herauszufordern (»Emser Depesche«).

In Karlsruhe hoffte man zunächst, dass es Frankreich nicht zum Äußersten würde kommen lassen. Sollte aber ein offensichtlich schon geplanter Krieg unter dem »Vorwand der spanischen Frage« vom Zaune gebrochen werden, so wäre klar, dass dann die »gerechte Notwehr« Preußens und seiner Verbündeten »die sofor-

Großherzog Friedrich I. von Baden (Gemälde von Hans Thoma, 1906) (Foto: Dreiländermuseum Lörrach)

tige Vollendung des deutschen Staates« zur Folge hätte; denn anders als in Paris erwartet, hatten sich Baden, Hessen–Darmstadt, Württemberg und Bayern sofort an die Seite Preußens gestellt. Gegen Frankreich, das als Angreifer auch in Europa isoliert erschienen war, bildeten Süddeutschland und Norddeutschland als »Wacht am Rhein« damit schon als »ein unzertrennliches Ganzes«. Die auf Vollendung der nationalen Einheit zielende Politik Bismarcks mit »Blut und Eisen« traf auf überwältigende Zustimmung der liberalen Öffentlichkeit in Baden, die sich von ihr nach der gescheiterten Revolution von 1848 auch einen neuen Demokratisierungsschub erhoffte.

Nachbarn im Krieg

Die exponierte Lage des Landes weckte in Baden schmerzliche Erinnerungen an die immer wieder aufbrechenden Konflikte um die Grenze zu Frankreich – zuletzt in der »Rheinkrise« von 1840 und beim sog. »Franzosenlärm« von 1848, als der Einfall revolutionärer französischer Arbeiter nach Südbaden drohte. Erneut wurden die Menschen jetzt von der »Franzosenfurcht« erfasst, zumal der französische Außenminister Gramont das Großherzogtum als »eine Zweigstelle Berlins« charakterisiert hatte, »die man auch auflösen könne«.

Ende Juli 1870 war es endgültig mit der gewohnten »Gemütlichkeit« an den Grenzen vorbei, als der Schweizer General Hans Herzog mit 37 000 Soldaten an die Grenze zu Baden und Frankreich vorrückte. Zuvor hatte Basel die Durchreise badischer Reservisten über den Badischen Bahnhof blockiert, während französische Soldaten immer noch Genf passieren durften. Daher warf das Großherzogtum der Schweiz einen Bruch der Neutralität vor. Zwar blieb die Schweizer Grenze für Zivilisten offen, doch führte Frankreich eine Passpflicht für alle Reisenden ein. Elsässer dagegen konnten die Grenzen weiterhin problemlos überqueren.

Trotz des Abbaus der Schiffsbrücken bei Hüningen und Alt-Breisach stieg die Angst vor einer französischen Invasion. Man brachte die öffentlichen Kassen in Sicherheit und überprüfte alle Lebensmittelvorräte. Bei einem Einmarsch nach Südbaden sollten die Bürger aber keinen Widerstand leisten. Zugleich wurden am Rheinufer Schutzwehren gebildet, die u. a. unter dem Befehl früherer »1848er« standen, etwa Markus Pflüger in Lörrach oder Friedrich Rottra in Efringen. Wie andere Demokraten hatten sie sich nach dem siegreichen Krieg gegen Österreich (1866) der preußischen »Realpolitik« zur Reichseinigung zugewandt. Aber auch Fried-

Amtliches Verkündigungs-Blatt.

Nr. 183. Sonntag, 7. August 1870.

Deutsche Mitbürger!

Bewohner des Schwarzwalds!

Der Erbfeind bedroht Eure stillen Thäler. — Euch vor den Drangsalen feindlichen Einfalls zu schützen, bin ich mit meinen Truppen in Eure Mitte gesandt. Vaterländische Pflicht und Euer eigenes Interesse verlangen von Euch, daß Ihr an den von mir besetzten oder sonst berührten Orten unter der Leitung Eurer Behörden oder in freiwilligen Vereinen die militärischen Bewegungen fördert.

Bezeichnet mir also Häuser, wo meine Truppen bei Tag und bei Nacht Wegweiser, Boten, Kundschafter finden und erfragen können.

Bringt mir und meinen Offizieren zuverlässige Nachrichten von dem Feinde.

Sichert die Stellung von Wagen und Pferden zu rascher Beförderung meiner Truppen.

Trefft Fürsorge für Unterbringung, Bettung und Verpflegung Kranker und Verwundeter.

Und wer von Euch — in den Waffen geübt — das Vaterland und den eigenen Herd mitvertheidigen will, soll in meinen Reihen willkommen sein.

Von dem einmüthigen Zusammenwirken mit Euch pflichtgetreuen Schwarzwaldbewohnern erhoffe ich die Lösung unserer gemeinsamen Aufgabe.

Gott mit uns!

Donaueschingen den 31. Juli 1870.

Der Commandant des Schwarzwald-Detachements.

Oberst Beubert.

Peuerle.

Aufruf an die Bewohner des Schwarzwaldes vom 31.7.1870 (Stadtarchiv Lörrach)

rich Hecker oder August Willich befürworteten von ihrer neuen amerikanischen Heimat aus – bei aller Skepsis gegen Bismarck – den Krieg gegen Frankreich und die Rückeroberung von Elsass und Lothringen.

Als die Basler Presse das Eintreffen eines französischen Corps bei Hüningen ankündigte, besetzte am 2. August 1870 eine Abteilung von 500 württembergischen Soldaten, das sog. »Schwarzwalddetachement« unter Oberst Adolf v. Seubert, die Tüllinger Höhe bei Lörrach, um von dort aus die Situation zu erkunden. Gemeinsam mit Bauern und Schutzwehren aus der Umgebung wollte man dem Gegner nachts mit Wachfeuern und militärischen Signalen eine viel größere Zahl von Truppen vortäuschen und ihn so von einem Angriff abhalten.

Trotz des beeindruckenden Auftritts blieb es jedoch in Hüningen auf Anordnung des dortigen Kommandanten dunkel und still. Dort standen französische Infanteristen sowie eine Schwadron Kürassiere, die dann in der Schlacht von Froeschwiller-Woerth fast bis auf den letzten Mann umkam. Basel dagegen war hell erleuchtet, überall ertönten Alarmsignale zum Schutz der Grenze. Aber keiner wusste genau, was vor sich ging, ebenso wenig wie in den elsässischen Orten, aus denen am nächsten Tag die Menschen nach Basel flüchteten.

Nachdem Seubert weitere Gerüchte über ein nahendes deutsches Armeekorps gestreut hatte, zog sich das Detachement wieder in den Südschwarzwald zurück. Das Täuschungsmanöver bei Lörrach führte zur Beruhigung der Bevölkerung und trug dann wesentlich zur vernichtenden Niederlage der französischen Rheinarmee bei, da wichtige Truppenreserven im Raum Belfort zurückgehalten wurden.

Von Straßburg bis Belfort

Aufgrund der Bedrohung der Rheingrenze hatte Großherzog Friedrich I. von Baden sofort nach der Emser Depesche die badische Felddivision mobilisiert. Zwei Wochen später erwarteten drei hochgerüstete deutsche Armeen mit weit mehr als einer halben Million Soldaten den französischen Angriff am Rhein. Als sich dieser unerwartet verzögerte, überschritt man Anfang August zum Entsetzen der elsässischen Bevölkerung *(»Händ numme keini Ängster, s' kunnt kei preißische Nogel uf franzesische Bode!«)* die Grenze bei Lauterburg und trug den Krieg, der nun auch ein badisch-elsässischer Konflikt war, nach Frankreich hinein.

Die blutigen Siege von Wissembourg und Woerth-Froeschwiller (4.8./6.8.1870) zeigten, dass die französische Rheinarmee unter Marschall Mac-Mahon unvorbereitet und in weitgehender Unkenntnis der örtlichen Verhältnisse in den Krieg gezogen war. Dies löste

Eine Elsässerin zeigt französischen Kürassieren den Weg zur Rheingrenze (Gemälde v. P. L. Jazet, 1891) (Foto: Dreiländermuseum Lörrach)

Der französische Marschall Mac-Mahon in der Schlacht bei Wörth. Nach einer Zeichnung von F. Kaiser (Foto: Dreiländermuseum Lörrach)

dann auch eine panikartige Flucht der Bevölkerung vom Oberelsass in die Schweiz aus (»L'empereur nous a trahi – mer sin verrote und verkäuft«).

Die badische Division traf erst gegen Ende der Kämpfe auf dem Schlachtfeld von Woerth ein, besetzte dann als Vorhut die Stadt Hagenau und nahm im September 1870 an der Beschießung und Eroberung Straßburgs unter dem preußischen General August v. Werder teil. Die frühere Reichsstadt wurde dabei durch badische und preußische Artillerie so schwer getroffen, dass auch wertvolle Kulturgüter unwiederbringlich zerstört wurden.

Die badische Regierung vertrat von Anfang an das Ziel einer Eroberung von Elsass und Lothringen zum Schutz des eigenen Territoriums. Bereits bei der Siegesparade in Straßburg am 28.9.1870 dankte der Karlsruher Garnisonspfarrer Lindenmeyer dem Großherzog dafür, dass er sich nicht nur als erster an die Seite Preußens gestellt, sondern auch den »Raub Straßburgs« durch Frankreichs König Ludwig XIV. rückgängig gemacht habe. Wenige Tage später forderte die »Denkschrift der badischen Regierung an den Fürsten (Bismarck)« die größtmögliche Rückverlagerung der französischen Grenze weg vom Rhein.

Nach dem Fall Straßburgs rückten die badischen Truppen als Teil des XIV. Armeecorps über die Vogesen bis nach Dijon vor und verteidigten bis Kriegsende die südliche Frontlinie Richtung Belfort gegen die Vogesenarmee Garibaldis und die neu aufgestellte Ostarmee General Bourbakis.

Dabei waren die badischen Soldaten jenseits der Sprachgrenze in den Vogesen im Kampf gegen Franc-Tireurs und Mobilgarden ganz auf sich allein gestellt. Schon zuvor

Badische Truppen vor Hagenau im Juli 1870 (Foto: Dreiländermuseum Lörrach)

mussten sie allerdings erfahren, dass ihnen viele Elsässer – trotz der problemlosen Verständigung – feindlich gegenüberstanden, weil sie sie den verhassten »Preußen« gleichsetzte *(»Der Preiß frißt Oll's!«)*.

Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs und der vergeblichen Hoffnung auf Entsatz durch die geschlagenen französischen Armeen schlossen sich auch Elsässer dem im September 1870 von der neuen republikanischen Regierung ausgerufenen »Volkskrieg« an und nahmen an Überfällen und Sabotageakten auf deutsche Truppen, Unterkünfte und Eisenbahnlinien teil, was wiederum zu harten Vergeltungsmaßnahmen führte.

Immer wieder berichtete die badische Presse über Gewalttaten elsässischer Bauern an Verwundeten, Angriffen auf Lazarettzüge, den Einsatz sog. »barbarischer Völker im Krieg« (Turcos), die Misshandlung von Deutschen in Frankreich oder die Beschießung von Kehl. Demgegenüber wurde die »deutsche Zivilisiertheit« hervorgehoben, mit der man versuche, »das Herz der Elsässer« zu gewinnen. Dazu zählte etwa das korrekte Verhalten bei Einquartierungen und Requirierungen, die humane Behandlung von Gefangenen und Verwundeten oder die Versorgung der schon beim Durchmarsch der französischen Armeen schwer heimgesuchten Menschen. Allerdings scheute man sich nicht, die Bombardierung und Zerstörung von Straßburg durch badische und preußische Truppen als legitimes Mittel zur Rückeroberung der »von deutschen Händen erbauten Stadt« zu rechtfertigen. Dem Festungskommandeur Uhrig warf man vor, die Bevölkerung als Geisel zu halten. All dies gehörte zu einem sich mehr und mehr entfaltenden Medienkrieg, bei dem alle Meldungen über Truppenbewegungen, Kämpfe und eingesetzte Waffen der Militärzensur unterlagen. Entsprechend kommentierten »eingebettete« Spezial-Kriegsberichterstatter – aber auch Maler, wie der Lörracher Friedrich Kaiser – das Geschehen im Sinne ihrer militärischen Auftraggeber.

Als Mobilgarden und Franc-Tireurs Anfang September 1870 mehrmals die Bahnlinie südlich von Neuenburg angriffen, wurden sie von bewaffneten Schutzwehren und badischem Militär vertrieben. Neben der Beschießung Kehls und Breisachs durch französische Artillerie blieben dies die aber einzigen Kriegshandlungen auf badischem Boden. Mit der Besetzung des Oberelsass und dem Einrücken preußischer Ulanen in Hüningen kehrte am Rhein wieder Ruhe ein.

Seit Juli 1870 war es auch immer wieder zu Verstimmungen zwischen der badischen und der Schweizer Presse gekommen. Dabei musste der Berner Bundesrat im Verlauf des Krieges immer wieder die eigene Presse ermahnen, den Eindruck der Neutralität der Schweiz nicht zu gefährden.

Anlass waren angebliche Beleidigungen deutscher Bürger in Basel. Man warf der Schweiz daraufhin Parteilichkeit für Frankreich vor und verdächtigte zudem den französischen Konsul in Basel als Drahtzieher von Spionageaktionen am Rhein und im Großherzogtum. Als es im Elsass zu Misshandlungen Deutscher kam, die erklärtermaßen unter dem Schutz der Schweiz standen, ließen die in Lörrach ansässigen Franzosen verlautbaren, dass sie hier nach wie vor unbehelligt leben könnten.

Der deutsche Hilfsverein in Basel wiederum lobte den humanitären Einsatz der Schweiz für Verwundete beider Seiten. So wurden im September 1870 auf Schweizer Initiative etwa 1500 Frauen, Kinder und Greise aus dem belagerten Straßburg nach Basel evakuiert. Das »Straßburger Denkmal« von Frédéric A. Bartholdi, dem Schöpfer der Freiheitsstatue

von New York und der »Löwen« von Belfort, erinnert noch heute an dieses Ereignis.

Als die nach den Kämpfen um Belfort in die Enge getriebene Bourbaki-Armee Anfang 1871 in die Schweiz fliehen musste und dort interniert wurde, stellte man die Neutralität der Eidgenossenschaft erneut infrage.

Gottgewollter Krieg gegen den »Erbfeind«

Von Anfang an wurde die Kriegsstimmung in Baden durch die nationalliberale Presse, die akademischen Eliten und den liberalen Protestantismus als Kampf gegen den »Erbfeind« Frankreich weiter befeuert. Zu den Pfarrern der evangelischen Landeskirche, die der Idee eines »gottgewollten Kampfes für die gerechte Sache der Reichseinigung« – und damit den Zielen des »Deutschen Protestantenvereins« – nahestanden, gehörte auch der Lörracher Dekan Reinhard Schellenberg (1814–1890). Der liberale Theologe war 1848/49 als Vikar in Lörrach und gewählter Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung, zwischen die Fronten geraten, weil er sich für einen Verfassungsstaat und die Einheit Deutschlands, aber gegen Republik und revolutionäre Gewalt aussprach. Nach Niederschlagung der Revolution durch den preußischen Kronprinz Wilhelm zunächst strafversetzt, kehrte Schellenberg erst 1864 wieder nach Lörrach zurück und wurde dort 1866 zum Dekan gewählt.

Beim landesweit angeordneten Bettag predigte er dann am 31. Juli 1870 – also noch vor den großen Schlachten im Unterelsass – in der Lörracher Stadtkirche den heiligen Krieg gegen Frankreich in Analogie zur biblischen Landverheißung an Israel. Die Kirche dürfe sich »nicht der allgemeinen Stimmung entziehen«, sondern müsse vermitteln, dass »der Krieg, den das deutsche Volk mit seinem Erbfeind zu kämpfen hat, ein heiliger Krieg« sei. Diesen »heiligen Krieg« setzte Schellenberg »dem letzten Entscheidungskampf um die Herrschaft Israels über Kanaan« gleich, dem »Kampf um den Jordan«. In einem »heiligen Gotteswerk« gehe es jetzt um das »Kanaan unseres Vaterlandes … durchflossen vom deutschen Jordan, dem stolzen Rhein«. König Wilhelm I. von Preußen sei der neue »Josua«, der in diesem »gerechtesten Kampf vor Gott und den Menschen … die Einheit Deutschlands repräsentieren und sein Recht und seine Freiheit wahren sollte«. Die Predigt endete mit dem Aufruf »Stehet allesamt, wie ein Mann, treu bis in den Tod für Volk und Vaterland!«

1873 wurde Schellenberg zum Ehrenbürger Lörrachs ernannt und kurz darauf als Oberkirchenrat nach Karlsruhe berufen.

Dem Kriegspathos der evangelischen Kollegen stand man in katholischen Kreisen Badens deutlich reservierter gegenüber, sah man doch eher in Preußen eine Bedrohung (Kulturkampf) als im papsttreuen Frankreich. Aber auch pietistische Gläubige kritisierten die Landeskirche, da sie im Krieg kein legitimes Mittel der Politik, sondern die Strafe Gottes für menschliches Versagen sahen.

Die im Krieg zunehmend befestigte Allianz von evangelischer Kirche, Monarchie und Militär wurde später zur »protestantischen Grundierung« der Nationalkultur des Deutschen Kaiserreiches.

Durch Krieg zur Nation

Mit der Schlacht von Sedan am 2.9.1870 – später als »militärischer Gründungstag« des Deutschen Kaiserreichs gefeiert – wurde der Deutsch-Französische Krieg endgültig zum

Friedrich Kaiser: Schlacht von Sedan. General Reille übergibt die Kapitulationsurkunde Napoléons III. an König Wilhelm I. von Preußen (Foto: Dreiländermuseum Lörrach)

Motor der nationalen Einheit Deutschlands. Nach dem Zusammenbruch des Kaisertums in Frankreich und der Gründung der III. Republik traten Baden und die süddeutschen Staaten dem Norddeutschen Bund bei, aus dem dann mit der Verfassung vom 1. Januar 1871 das Deutschen Kaiserreich entstand.

Allerdings lehnten etliche frühere Revolutionäre und Demokraten, die zuvor noch für die Herstellung der deutschen Einheit im Krieg eingetreten waren, den nur als »Bund der Fürsten« und ohne Beteiligung der Parlamente verwirklichten preußischen Obrigkeitsstaat ab.

Mitten im Krieg und fern der eigenen Bevölkerung rief Großherzog Friedrich I. von Baden seinen Schwiegervater, König Wilhelm I. von Preußen, am 18.1.1871 im Spiegelsaal von Versailles zum »Deutschen Kaiser« aus. In einem Schreiben an den Großherzog erklärte der Kaiser dann wenige Tage später, dass das geeinte Deutschland nach »Sicherstellung seiner Grenzen gegen Frankreich« ein »Reich des Friedens und des Segens« sein werde.

Auch wenn Baden mit der Reichsgründung seine uneingeschränkte Souveränität aufgeben musste, blieb es ein eigenständiger Bundesstaat mit Karlsruhe als Residenz der Großherzöge und Sitz des badischen Parlamentes. Wer als »Badener« in den Krieg gezogen war, kam nun auch als »Deutscher« in seine Heimat zurück.

Durch die jetzt führende politische Kraft des Kaiserreiches am Oberrhein erlebten

Handel, Wirtschaft und Industrie einen großen Aufschwung. Die erhofften politischen Reformen und Freiheiten, wie sie dem auf die Einheit zielenden Willen des »Volkes in Waffen« entsprochen hätten, ließen jedoch auch in Baden weiter auf sich warten.

Allegorien von Lothringen und Elsass (hinten Metz (links) und Straßburg), um 1875 (Foto: Dreiländermuseum Lörrach)

Annexion und Friedenschluss

Nach Sedan und dem Ende des Kaisertums in Frankreich stellte die deutsche Führung der neuen Republik zwei unverhandelbare Friedensbedingungen: hohe Kriegsentschädigungen sowie die Abtretung von Elsass und Lothringen als Schutz vor einem erneuten französischen Angriff. Als dies kategorisch abgelehnt wurde und das republikanische Frankreich zu einem blutigen »Volkskrieg« aufrief, rückten die deutschen Truppen weiter nach Paris vor. Nach einem letztlich aussichtlosen Kampf und der Kapitulation der Stadt am 28.1.1871 musste man den Bedingungen zu einem vorläufigen Friedensschluss zustimmen. Die bis dahin unbesiegte Festung Belfort ergab sich auf Befehl der republikanischen Regierung den Deutschen.

Rekruten aus dem Elsass melden sich 1871 an der neuen Landesgrenze am Col de Brémont zum Dienst in Frankreich (Foto: Dreiländermuseum Lörrach)

Schon seit September 1870 spielte die Frage des zukünftigen Friedens auch in der badischen Presse eine zentrale Rolle. Man lehnte die Einmischung anderer europäischer Staaten in die Verhandlungen ab und beschwor die deutschsprachige Identität von Elsass und Lothringen. Frankreich müsse nach dem verlorenen Krieg für »die alten Wunden am Leib der Germania« (Speyer, Heidelberg, Straßburg) und die »Sünden der Vergangenheit büßen«.

Daher konnte man nicht verstehen, dass sich die Elsäs-

Kronprinzenstandarte des Deutschen Kaiserhauses aus dem Elsass 1870/71 (Foto: Dreiländermuseum Lörrach)

ser, von denen viele nicht einmal Französisch beherrschten, politisch eher der aus einer Revolution hervorgegangenen »französischen Nation« als dem preußisch-protestantischen Obrigkeitsstaat zugehörig fühlten und in den Wahlen zur neuen Nationalversammlung sogar republikanisch wählten. Nicht wenige optierten sich dann später auch für Frankreich und verließen das neue »Reichsland Elsass-Lothringen«, in das nun »altdeutsche« Beamte und Soldaten zuzogen.

Weil man Frankreichs »Rache für Weißenburg und Wörth« und eine mögliche »Revanche« erwartete, löste es in Südbaden Sorgen aus, als das eigenständige »Territoire de Belfort« nach dem Krieg dann doch bei Frankreich blieb. Die harten Bedingungen des Frankfurter Friedens vom 10.5.1871 trafen dagegen auf fast einhellige Zustimmung. Nur sehr wenige sahen darin schon die Saat zu neuer Feindschaft gelegt – darunter die später als »Reichsfeinde« geltenden Sozialdemokraten, die auf eine europäische Friedenslösung hofften, aber auch Konservative, wie etwa der Lörracher Arzt Eduard Kaiser. So blieben die Annexion von Elsass-Lothringen und die Angst vor einer »Revanche« Frankreichs ein schwelender Kriegsgrund und eine große Belastung für den äußeren und inneren Frieden des Reiches.

Nach dem Krieg traten in Deutschland übersteigerter Militarismus und nationale Überheblichkeit an die Stelle eines mahnend-mitfühlenden Gedenkens an die Verwundeten und Gefallenen. Aber auch wer sich in Frankreich dem Revanchedenken widersetzte, stand außerhalb der Erinnerungsgemeinschaft. All dies hat Jahrzehnte später mit zur Katastrophe des Ersten Weltkriegs beigetragen.

Umso mehr ist die Leistung derer zu würdigen, die nach drei blutigen Kriegen die Versöhnung beider Nationen und die europäische Einigung in Frieden erreicht haben. Heute können wir an den »vergessenen Krieg« von 1870/71 auf beiden Seiten des Rheins in freundschaftlicher Verbundenheit erinnern.

Weiterführende Literatur

Hermann Pölking/Linn Sackarnd, Der Bruderkrieg. Deutsche und Franzosen 1870/71, Herder, Freiburg, 2020.

Michael Epkenhaus: Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71, Reclam, Ditzingen, 2020.

Anschrift des Autors:
Dr. Peter Kunze
Läublinstraße 13
79576 Weil am Rhein
pkweil@t-online.de

Vor 75 Jahren – die Zerstörung der Rheinbrücken zwischen Wintersdorf und Weil

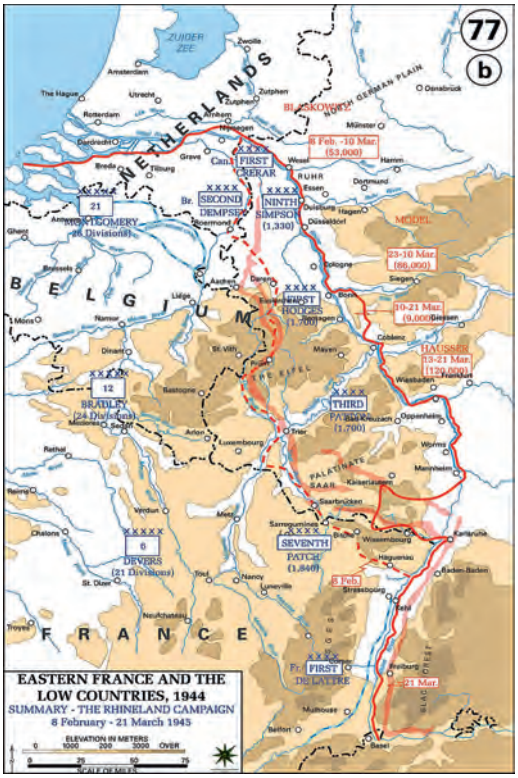
Teil 2

Ulrich Boeyng

Der erste Teil dieser Artikelfolge handelte vom Ende der Kämpfe am Rhein zwischen Karlsruhe und Mannheim im Frühjahr 1945. Im vorliegenden Teil 2 wird von der damaligen Situation um die Brücken am Rhein zwischen Wintersdorf und Weil berichtet. In diesem Bereich lagen sich im frühen 19. Jahrhundert das Großherzogtum Baden und das Kaiserreich Frankreich gegenüber.[1] Seit dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 waren es das Deutsche Reich und das Reichsland Elsaß-Lothringen. Beide Regionen fielen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs 1919 wieder an Frankreich. Wenige Wochen nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs im September 1939 besetzte Deutschland das Elsaß wieder.

Nach der Landung der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944 musste sich die Wehrmacht unter heftiger Gegenwehr und nach letztlich erfolglosen Gegenoffensiven schrittweise aus den in Westeuropa eroberten Gebieten zurückziehen. Mitte März 1945 standen die Alliierten zwischen Emmerich im Nordwesten und Weil in Südbaden überall entlang des Rheins – ausgenommen in der Pfalz. Hier lag – gedeckt vom Westwall – der letzte linksrheinische Brückenkopf der Wehrmacht, der den Rückzug der eigenen Truppen decken sollte. Zwischen dem 20. und 24. März 1945 spitzte sich die Situation in der Pfalz dramatisch zu. Der Rückzug der Wehrmacht aus den linksrheinischen Gebieten des Deutschen Reiches endete mit der Sprengung der letzten intakten Rheinbrücke bei Germersheim.

In Südbaden sah die Situation entlang des Rheins etwas anders aus: Hier waren die Alliierten von Westen über die Vogesen kommend im Elsaß bereits Ende November 1944



Operation Undertone, Frontverlauf im März 1945

bis Straßburg und weiter südlich bis Mitte Dezember 1944 an den Rhein vorgerückt. Nach dem Scheitern des »Unternehmens Nordwind« – der deutschen Gegenoffensive zwischen Ende Dezember 1944 und 25. Januar 1945 – in dessen Verlauf die Wehrmacht um Kolmar herum noch einmal einen großen linksrheinischen Brückenkopf zurückerobern konnte, sprengte die Wehrmacht bei ihrem endgültigen Rückzug aus Frankreich Anfang Februar 1945 alle in Südbaden vorhandenen Rheinbrücken.

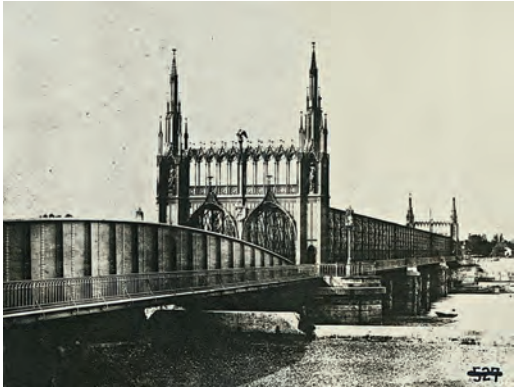
Die Reihenfolge der Brücken orientiert sich am Datum ihrer ersten Verkehrsfreigabe.

Kehl – Strasbourg (Straßburg), Eisenbahnbrücke

In den frühen 1840er-Jahren des 19. Jahrhunderts wurden beidseits des Rheins sowohl im Großherzogtum Baden als auch im Kaiserreich Frankreich Eisenbahnen gebaut. Von Strasbourg ausgehend erreichte die linksrheinische Linie der »*Compagnie du chemin de fer de Strasbourg a Bâle*« am 15. Juni 1844 den Französischen Bahnhof in Basel, während die rechtsrheinisch verlaufende badische Hauptbahn erst ab dem 21. Februar 1859 den (alten) Badischen Bahnhof in Kleinbasel anfuhr.[2]

Zwei Wochen bevor die »*Compagnie*« Basel erreichte, konnte am 1. Juni 1844 die Stichstrecke der badischen Hauptbahn zwischen Appenweier und Kehl eröffnet werden. Zugreisende aus Mannheim mit dem Ziel Basel mussten also in Kehl auf Droschken umsteigen, um über die Schiffsbrücke nach Strasbourg und von dort weiter nach Basel zu kommen.

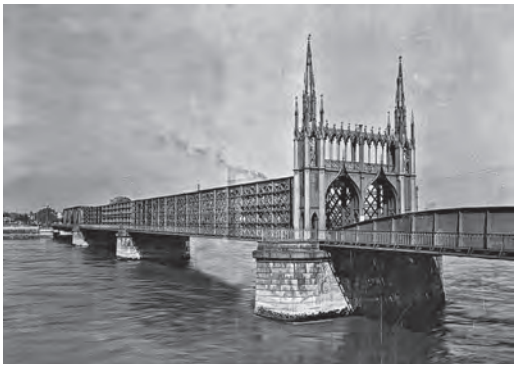
Wenige Jahre später entschlossen sich 1857 die Bahnverwaltungen der Badischen Staatsbahn und der französischen »*Compagnie des chemins de fer de l'Est*« (EST) zum Bau einer festen Eisenbahnbrücke zwischen Kehl und Strasbourg. Sowohl die Baumaßnahmen als auch die Kosten teilten sie untereinander auf: Französische Firmen gründeten und errichteten die Pfeiler und Landfesten, die Gebrüder Benckiser/Pforzheim bauten die beiden eisernen Überbauten. Diese bestanden aus zwei parallelgurtigen, engmaschigen Gitterträgern von etwa 177 Metern Länge, die auf zwei Flusspfeilern auflagen und an beiden Enden jeweils über eine Drehbrücke unterbrochen werden konnten.[3]



Strasbourg – Eisenbahnbrücke, um 1928

Die Eröffnung und Anbindung dieser ersten Eisenbahnverbindung über den Rhein an das französische Eisenbahnnetz war am 11. Mai 1861. Die erste Unterbrechung der Verbindung erfolgte sechs Tage nach Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs am 22. Juli 1870 – nicht indem man die Drehbrücken ausdrehte, sondern indem man sie auf deutscher Seite sprengte. Ein hölzernes Provisorium wurde zwar bald wieder eingebaut, aber erst 1875 wurde die rechtsrheinische Drehbrücke durch einen fest montierten Vollwandträger ersetzt. Die Brücke diente danach bis 1919 dem Bahnverkehr zwischen dem Deutschen Reich und dem Reichsland Elsaß-Lothringen.

Strasbourg – Eisenbahnrücke, nach der Sprengung 1940



Strasbourg – Eisenbahnrücke, Reparatur 1941

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und gemäß den Versailler Verträgen fiel die Eisenbahnbrücke in ganzer Länge an Frankreich.

Dann begann am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg, und nach der Kriegserklärung der Alliierten an das Deutsche Reich am 3. September drehte man auf französischer Seite zunächst die Drehbrücke aus. Wenige Tage nach dem Beginn des für die Wehrmacht erfolgreichen »Westfeldzugs« (10. Mai bis 25. Juni 1940) sprengten französische Pioniere am 14. Mai 1940 den westlichen Strompfeiler, wobei die beiden Gitterträger von 1861 teilweise, die ausgedrehte Drehbrücke jedoch völlig zerstört wurden.

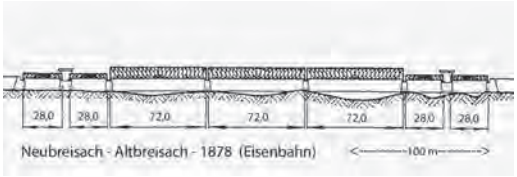
Da die Verbindung ins besetzte Frankreich von großer Bedeutung war, montierten Pioniere der Wehrmacht daraufhin zunächst ein hölzernes Provisorium, dem ab dem 10. Februar 1941 eine zweigleisige Ersatzkonstruktion folgte, die aus Teilen des alten Gitterträgers, aus neuen Vollwandträgern, sowie aus einem etwa 60 m langen SKR-Gerät bestand.[4] Nach der alliierten Invasion erreichten französische Stoßtruppen am 23. November 1944 Straßburg und drängten dort die Wehrmacht über den Rhein. Auf ihrem Rückzug sprengten deutsche Pioniere Ende November 1944 zusätzlich den östlichen Strompfeiler der Eisenbahnbrücke und brachten so die gesamte Konstruktion zum Einsturz.

Die drei südbadischen Rheinbrücken

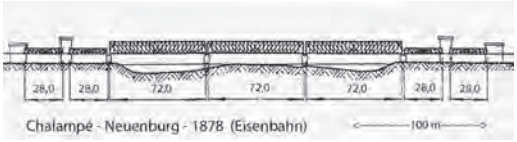
Am 13. Mai 1874 schlossen das Deutsche Reich und das Großherzogtum Baden einen Vertrag, in dem sie aus militärstrategischen Gründen den Bau von drei zweigleisigen Eisenbahnbrücken vereinbarten, die über den Rhein in das Reichsland Elsaß-Lothringen führen sollten.

Alle diese Brücken sollten nach einem einheitlichen Entwurf errichtet werden, wobei die eisernen Fachwerk-Überbauten jeweils baugleich sein, die geplanten Befestigungsanlagen jedoch an die verschiedenen Örtlichkeiten angepasst werden sollten.

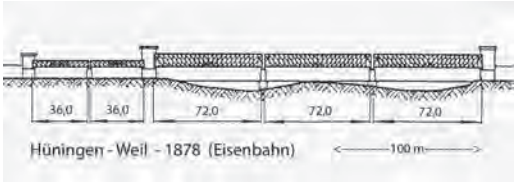
Die Gründungsarbeiten für die Pfeiler und Landfesten aller drei Brücken führte die Ge-



Altbreisach – Eisenbahnbrücke, Ansichtsschema



Neuenburg – Eisenbahnbrücke, Ansichtsschema



Weil – Eisenbahnbrücke, Ansichtsschema

sellschaft Harkort/Duisburg (GH) aus, während alle parallelgurtigen Ständerfachwerk-Konstruktionen von der Gutehoffnungshütte/Sterkrade (GHH) errichtet wurden. Die Hauptüberbauten der Brücken wurden auf den Uferdämmen vorgefertigt und jeweils innerhalb weniger Tage über den Rhein vorgeschoben.

Altbreisach – Neubreisach (Neuf Brisach), Eisenbahnbrücke

Die seit 1871 zwischen Freiburg und Altbreisach verlaufende, beiden Städten gehörende Privatbahn konnte vom Reich ab 1874 gepachtet und zweckentsprechend ausgebaut werden. Die Rheinbrücke hatte bei einer Gesamtlänge von etwa 334 m drei Hauptöffnungen von jeweils 72 m Länge, sowie an beiden Ufern jeweils zwei Flutöffnungen von je 28 m Länge, die ebenfalls von Fachwerkkonstruktionen überspannt wurden. Zwischen den beidseitigen Flutöffnungen erhoben sich massive Wehrtürme, welche die Zugänge kontrollierten. Das Erscheinungsbild dieser Brücke war somit in der Seitenansicht symmetrisch.[5] Die Breite der Breisacher Brücke war zwar von Anfang an für ein zweites Gleis ausgelegt, jedoch wurden nur die Überbauten für das flussaufwärts liegende Gleis eingebaut, während es zum Einbau des zweiten Gleises nie kam. Die Freigabe der Strecke zwischen Altbreisach und Neubreisach war am 5. Januar 1878 – sie war damit die erste der drei südbadischen Brücken, die eröffnet wurde.

Altbreisach – Eisenbahnbrücke, um 1930

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs fiel die Brücke ab 1919 aufgrund der Versailler Verträge in ganzer Länge an Frankreich. Da die Republik zwar den Bahnbetrieb einstellte, das Gleis jedoch nicht als Reparationsleistung ausbaute, konnte der Betrieb bereits 1920 über

Altbreisach – Eisenbahnbrücke, nach der Sprengung 1945

den neuen Grenzbahnhof in Altbreisach wieder aufgenommen werden.

Kurz nach Beginn des Zweiten Weltkriegs sprengten französische Pioniere am 12. Oktober 1939 die beiden linksrheinischen Flutbrücken sowie den westlichen Strompfeiler. Bereits Anfang Juli 1940 begannen Pioniere der Wehrmacht mit dem Aufbau einer Behelfsbrücke, da der Breisacher Rheinübergang dringend für den Nachschub gebraucht wurde. Sie entfernten die zerstörten Teile, ersetzten sie durch fünf unterschiedlich lange RW-Geräte[6] und verschoben sie mit den unbeschädigten Überbauten stromaufwärts in die bisher unbelegte Achse des zweiten Gleises. Am 25. Juli 1940 war die Rheinbrücke behelfsmäßig wieder eingleisig befahrbar – sie war damit der erste wiederhergestellte Übergang am Oberrhein.

Wegen der militärischen Bedeutung der Brücke begann die Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg/Mainz (MAN) ab August 1942 mit den Arbeiten an einer Instandsetzung der Brücke, bei der sie die Provisorien durch zwei neue Ständerfachwerkträger und alle Flutbrücken durch Vollwandträger ersetzte. Die gesamte Brücke wurde dabei zugunsten des ungestörten Schiffsverkehrs angehoben und flussabwärts wieder in die alte Gleisachse zurückgeschoben, wobei die RW-Geräte in der zweiten Achse ungenutzt stehen blieben. Am 10. Mai 1944 konnte die Brücke für den Bahnverkehr, nach Einbau eines starken Bohlenbelags auch für den Straßenverkehr freigegeben werden.

Die Geländegewinne der Wehrmacht, die sie um die Jahreswende 1944/45 im Verlauf der »Operation Nordwind« um Kolmar herum errungen hatten, musste sie im Verlauf der alliierten Gegenoffensive um den »Poche de Colmar« wieder aufgeben. Bei ihrem Rückzug auf die rechte Rheinseite sprengte die Wehrmacht am 5. Februar 1945 alle Vorlandpfeiler und brachte bis auf den mittleren Überbau alle übrigen Teile der Brücke zum Einsturz.

Neuenburg – Eichwald (Chalampé), Eisenbahnbrücke

Nach dem gleichen Entwurf und mit den gleichen Abmessungen entstanden die Bauten des zweiten Rheinübergangs zwischen Neuenburg und Eichwald. Auch hier wurden zunächst nur die Überbauten für das flussaufwärts liegende Gleis eingebaut – Eröffnung der Strecke war am 6. Februar 1878.

Da die Überbauten der GHH nach etwa 30 Jahren den gestiegenen Verkehrslasten nicht mehr genügten, wurden sie 1905/06 in die zweite Gleisachse flussabwärts verschoben. In der alten Achse errichtete die GHH nach gleichem Entwurf neue, stärker ausgelegte Überbauten und Flutbrücken.

Der Erste Weltkrieg endete am 11. November 1918 mit dem Waffenstillstand von Compiégne. Noch vor dem Abschluss des Versailler Vertrags am 28. Juni 1919, mit dem die Neuenburger Brücke in ganzer Länge an

Neuenburg – Eisenbahnbrücke, um 1930

Frankreich fiel, ließ die französische Militärverwaltung das nördliche der beiden Gleise ausbauen, während die Überbauten von 1878 stehen blieben. Im November 1921 konnte in Neuenburg der neue Grenzbahnhof für den Bahnverkehr nach Frankreich eröffnet werden.

Wie schon in Neuf-Brisach sprengten französische Pioniere am 12. Oktober 1939 die linksrheinische Landfeste, den Wehrturm und ersten Flusspfeiler, woraufhin in beiden Gleisachsen die Vorlandbrücken und die westlichen Hauptüberbauten abstürzten.

Im Juli 1940 begannen Wehrmachtpioniere mit den aufwendigen Instandsetzungsarbeiten an der südlichen Gleisachse: Die Vorlandbrücken wurden gehoben und repariert, der westliche Hauptüberbau von 1878 wurde repariert und flussaufwärts in die alte Gleisachse verschoben, der in der südlichen Gleisachse liegende mittlere Hauptüberbau von 1906 wurde gehoben und mit Teilen des schwer beschädigten westlichen Überbaus von 1906 repariert. Die übrigen Überbauten waren in beiden Gleisachsen bei der Sprengung nicht beschädigt worden. Mit den südlich gelegenen Brückenteilen konnten die Instandsetzungsarbeiten abgeschlossen und die Brücke am Juni 1941 eingleisig freigegeben werden. Die flussabwärts liegenden Brückenteile blieben ungenutzt stehen.

Bei ihrem Rückzug über den Rhein sprengten deutsche Pioniere am 9. Februar 1945 alle massiven Bauteile, so dass die eisernen Überbauten weitgehend unbrauchbar wurden.

Weil – Hüningen (Hunigue), Eisenbahnbrücke

Die dritte der Rheinbrücken von 1878 wich in mehrerer Hinsicht von den zwei zuvor genannten ab: Zeitgeschichtlich gesehen spielte diese Brücke während des Zweiten Weltkriegs keine Rolle mehr, da die Bahnstrecke von Weil-Leopoldshöhe nach Saint-Louis (St. Ludwig) bereits ab dem 3. April 1937 von der »*Administration des chemins de fer d'Alsace et de Lorraine*« stillgelegt und alle Überbauten noch im gleichen Jahr ersatzlos abgebaut worden waren.

Die Vorgeschichte zur Einrichtung der Bahnstrecke, die ja unmittelbar nördlich der Stadt Basel verlief, reicht zurück bis in die frühen 1860er-Jahre. Damals war die Badische Staatsbahn bestrebt gewesen, südlich von Strasbourg (Straßburg) einen weiteren Rheinübergang mit Anschluss an das französische Bahnnetz zu erhalten, ohne dabei Basel und das Hoheitsgebiet der Schweiz zu berühren.[7] Nach längeren Verhandlungen hatten die Badische Staatsbahn und die französische EST Ende Oktober / Anfang November 1869 ein Abkommen über den Bau einer festen Rheinbrücke zwischen Weil und Hunigue ausgehandelt, das aber noch vor Beginn der Bauarbeiten mit dem Aus-

Weil – Eisenbahnbrücke, vor dem Abbau 1937

bruch des Deutsch-Französischen Kriegs (19. Juli 1870) hinfällig geworden war. Erst als nach dem Krieg das Elsaß zum neuen Reichsland wurde, kam es alsbald zum Bau auch dieser Brücke.

Konstruktiv gesehen waren ihre drei eisernen Haupt-Überbauten zwar mit je 72 Metern Länge baugleich mit den beiden »Schwestern«, doch gab es hier nur auf der linksrheinischen Seite zwei Flutbrücken von jeweils etwa 36 Metern Länge, während rechtsrheinisch der Bau von Stützmauern genügte. Die örtlichen Verhältnisse erlaubten es außerdem, den massiven Wehrturm unmittelbar an den Beginn der Hauptüberbauten zu stellen. Um in der Seitenansicht über dem Rhein ein symmetrisches Erscheinungsbild zu erhalten, rückte man ebenso den linksrheinischen Wehrturm an die Hauptüberbauten heran. Auch bei Weil wurden zunächst nur die Überbauten für das südliche Gleis erstellt – die eingleisige Streckeneröffnung war am 11. Februar 1878. Die Überbauten für das nördliche Gleis folgten erst 1905/06 nach, zugleich mit dem zweigleisigen Ausbau der Bahnstrecke.

Unmittelbar nach Abschluss des Waffenstillstands in Compiègne ließ Frankreich beide Gleise ausbauen. Erst am 1. Juli 1920 wurde der Bahnbetrieb eingleisig auf dem südlichen Gleis wieder aufgenommen und ab dem 1. Juni 1922 über den neuen Grenzbahnhof Weil-Palmrain abgewickelt. Der geringe Bahnverkehr führte dann 1937 zur endgültigen Aufgabe des festen Rheinübergangs.

Wintersdorf – Roppenheim, Eisenbahnbrücke

Die letzte der auf Verlangen des Militärs gebauten Rheinbrücken, die in den Nordosten des Reichslands Elsaß-Lothringen führen sollten, wurde am 1. Mai 1895 zwischen Wintersdorf und Roppenheim in Richtung Hagenau (Haguenau) eröffnet.[8]

Auch hier hatte das Militär auf Befestigungsbauten bestanden, die als massive Wehrtürme über den beiden Landfesten errichtet wurden. Das repräsentative Erscheinungsbild des Bauwerks wurde mit zwei turmbekrönten Torbauten an den Enden der eisernen Hauptüberbauten betont. Das gesamte, auf zwei Gleise ausgelegte Bauwerk war etwa 555 m lang und setzte sich aus drei halbparabelförmigen Fachwerkträgern von je 92 m Länge, sowie aus linksrheinisch vier bzw. rechtsrheinisch fünf Flutbrücken zusammen, die als parallelgurtigten Fachwerkträgern von je 31 m Länge konstruiert waren. Sowohl die Gründungsarbeiten der Pfeiler und Landfesten, als auch die Konstruktion der eisernen Überbauten lag in den Händen der GH/Duisburg.

Als Folge der Versailler Verträge fiel die Brücke 1919 in

Wintersdorf – Eisenbahnbrücke, um 1930

ganzer Länge an Frankreich. Nachdem in Wintersdorf ein großer Zollgrenz- und Rangierbahnhof erstellt worden war, konnte der Zugverkehr zwischen beiden Staaten ab dem 17. Dezember 1922 wieder aufgenommen werden.

Am 12. Oktober 1939 sprengten auch hier – wie schon bei den südbadischen Brücken – französische Pioniere die Pfeiler der westlichen Flutbrücken, sowie den westlichen Strompfeiler, wodurch alle Vorlandbrücken und der erste Halbparabelträger abstürzten.

Wintersdorf – Eisenbahnbrücke, nach der Sprengung 1945

Ab März 1941 begannen unter deutscher Leitung die Instandsetzungsarbeiten. Ab dem 3. Mai 1942 konnte der Zugverkehr zunächst eingleisig, ab dem 3. Februar 1943 wieder zweigleisig aufgenommen werden.

Bis Mitte Dezember 1944 waren die alliierten Truppen im Nord-Elsaß bis an den Westwall vorgerückt. Die Front verlief zu der Zeit etwa auf einer Linie von Bitsch über Weissenburg bis an den Rhein südlich von Lauterburg. Bei ihrem Rückzug über den Rhein sprengte die Wehrmacht am 12. Dezember 1944 alle Strompfeiler und brachte die Hauptüberbauten zum Einsturz.

Kehl – Straßburg (Strasbourg), Straßenbrücke

Bis zum Bau einer eisernen Straßenbrücke über den Rhein begnügte man sich an diesem Ort mit einer oft schadhaften hölzernen oder aber mit einer schwimmenden Brücke zwischen beiden Städten. Die letzte Schiffsbrücke von 1816 wurde erst mit der Eröffnung der eisernen Straßenbrücke am 24. November 1897 überflüssig.

Die parallelgurtige Eisenfachwerk-Konstruktion der neuen Brücke stammt von der Gesellschaft Harkort/Duisburg, die Gründungsarbeiten an den beiden Pfeilern und Landfesten übernahm die Baugesellschaft Philipp Holzmann GmbH/Frankfurt a. M. Finanziert wurde die Brücke vom Großherzogtum Baden, dem Reichsland Elsaß-Lothringen, der Stadt Straßburg und der Straßburger Straßenbahngesellschaft, die auch eine ihrer Linien über die Brücke führte.[9]

Wie bei der benachbarten Eisenbahnbrücke sprengten französische Pioniere am 14. Mai 1940 den westlichen Strompfeiler und brachten die Brücke zum Einsturz. Ab Oktober 1940 sorgte ein hölzernes Fachwerk-Provisorium für die Wiederaufnahme des Fahrzeugverkehrs. Ab Juni 1942 ließ die Reparatur der gesprengten Brücke mit eine stählerner Behelfskonstruktion auch den Schwerlastverkehr wieder zu. Beide Brücken – sowohl die Holzbrücke, als auch die Behelfskonstruktion – wurden beim Rückzug der Wehrmacht Ende November 1944 gesprengt.

Ausblick

Am Ende des zweiten Teils der Artikelserie sind auch in Südbaden alle Rheinbrücken zerstört.

Im künftig folgenden Teil 3 wird es dann um den Zeitraum von Ende März 1945 – unmittelbar nach dem Vormarsch der Alliierten über den Rhein – bis zur Wiederherstellung der jüngsten Rheinübergänge an den historischen Orten gehen.

Anmerkungen

1 Im Verlauf der bewegte Regionalgeschichte des Elsass haben die Ortsnamen auf der linken Rheinseite mehrfach ihre Schreibweise gewechselt: Zum Beispiel wurde aus Elsass/Alsace in deutscher Zeit Elsaß, aus Strasbourg wurde Straßburg, etc. Einen Namenswechsel gab es bei Chalampé, das zum deutschen Eichwald wurde.
Angeführt sind die jeweils gültigen Ortsnamen – die alternativen Namen sind in Klammern gesetzt.

2 Boeyng, U.: Badische Köpfe – Robert Gerwig, Teil 1. In: Badische Heimat 1/2020, S. 29 und Anm. 32.

3 Ders.: Badische Köpfe – Robert Gerwig, Teil 1. In: Badische Heimat 1/2020, S. 35 und Anm. 56.

4 SKR-Gerät = Schaper-Krupp-Reichsbahn, ein Kriegsbrückengerät aus schnell montierbaren Fertigteilen.

5 Wolff: Über den Bau der Rheinbrücke bei Alt-Breisach. In: Deutsche Bauzeitung, Jg. 12 – 1878, S. 116–117 und S. 123.

6 RW-Gerät = Roth-Waagner, ein Kriegsbrückengerät aus Österreich.

7 Scharf, H.-W.: Eisenbahn Rheinbrücken in Deutschland. EK-Verlag 2003. Hierzu insbesondere S. 38 ff.
Die meisten Angaben zu den Rheinbrücken am Oberrhein sind diesem sehr detailreichen Buch entnommen.
Die Basler Verbindungsbahn zwischen Basel Badischer Bahnhof und Bahnhof Basel (Centralbahnhof) wurde erst am 3. November 1873 eröffnet. Abgesehen von der Brücke bei Kehl–Strasbourg verliefen die am Oberrhein bis Basel parallel geführten badischen bzw. französischen Eisenbahnen bis 1873 ohne weitere Querverbindung.

8 Walter, M.: 100 Jahre Rheinbrücke Wintersdorf. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 1996, S. 245 ff.

9 Scherb, U.: Déjà vu? Als die Straßburger Straßenbahn vor rund 100 Jahren durch Kehl fuhr. In: Badische Heimat 4/2017, S. 587–598.

Abbildungsnachweis

Rheinübergänge: Generallandesarchiv Karlsruhe
GLA-KA_421-Zug1993-90F-BrKa-2338, -ON
-BrO-1767, -1768, -1779
-BRFr-ON41, -ON1037

Sardo Centre national des archives historique SNCF: tr_sardo_1098

Frontverlauf Zweiter Weltkrieg:
https://de.wikipedia.org/wiki/Operation_Undertone#/media/Datei:Rhineland:Campaign _-_11-21 March 1945.jpg

Zeichnungen: Ulrich Boeyng

Anmerkung des Autors zu den Bildquellen:
Bei den Abbildungen aus dem Bestand des Generallandesarchivs/Karlsruhe waren alle Versuche erfolglos, die Urheber der Arbeits-Fotografien zu ermitteln. Die Verletzung von Urheberrechten ist daher unbeabsichtigt – etwaige Rechteinhaber wenden sich bitte an den Autor.
Die Abbildungen in den openarchives.sncf.com sind gemeinfrei. Im Internet kursieren etliche historische Fotos und Postkarten aller genannten Rheinbrücken. Sie werden wegen der ungeklärten Bildrechte im Text nicht abgebildet, sind jedoch unter entsprechenden Stichworten aufrufbar.

Anschrift des Autors:
Dipl.-Ing. Ulrich Boeyng
Südring 19
76773 Kuhardt
boeyng@t-online.de

Die Grenze als Schicksal

Kehl im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71

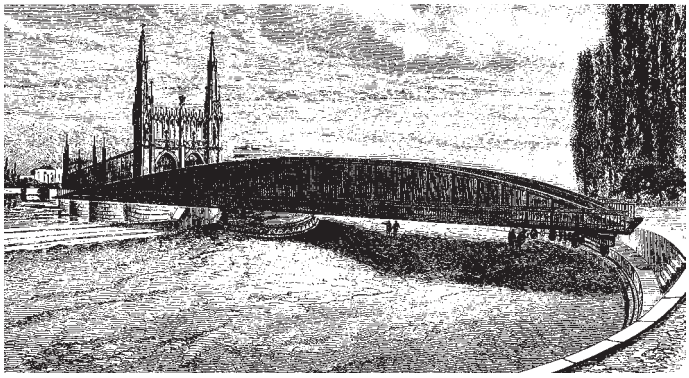
Ute Scherb

Am 19. Juli 1870 erklärte Frankreich Preußen den Krieg. Dadurch wurde der Bündnisfall ausgelöst, d. h. das »geheime Schutz- und Trutzbündnis«, das Baden im August 1866 ebenso wie die anderen süddeutschen Staaten mit Preußen abgeschlossen hatte, trat in Kraft. Dies war auch in Kehl bekannt, und so flohen unmittelbar nach der Kriegserklärung die ersten Bewohner aus der Stadt. Ihnen steckte vor allem die Erfahrung in den Knochen, dass sie bei Auseinandersetzungen zwischen Franzosen und Deutschen stets die ersten Leidtragenden waren.

Die Sprengung der Eisenbahnbrücke

Zuvor schon waren badische Pioniere tätig geworden, nachdem die Großherzogliche Regierung am 15. Juli, einen Tag nach den Franzosen, die Mobilmachung verfügt hatte: Schnell bauten sie ebenso wie Soldaten auf der anderen Rheinseite die Schiffbrücke jeweils bis zur Mitte des Flusses ab. Dies bedeutete einen tiefen Einschnitt, denn die Brücke war stark frequentiert. Noch in der Woche zwischen dem 4. und 10. Juli 1870 zählte man 5981 Personen, 1141 Fuhrwerke, 55 Groß- und 4690 Kleintiere, die hier den Rhein überquerten.

Am 16. Juli wurde die badische Seite der Eisenbahnbrücke abgedreht, womit der grenzüberschreitende Verkehr zum Erliegen kam. Jedoch scheint diese Maßnahme den Militärstrategen nicht ausgereicht zu haben. Anschließend nämlich ließen sie die Sprengung des östlichen Teils der Eisenbahnbrücke vorbereiten. Letztere war in den 1850er-Jahren eigentlich so konzipiert worden, dass sie selbst im Kriegsfalle ohne Sprengung unbenutzbar gemacht werden konnte: Auf beiden Uferseiten war eine Vorrichtung angebracht worden, die es ermöglichte, jeweils das vordere Brückendrittel abzudrehen und damit den Verbindungsweg über den Rhein zu kappen. Offenbar hatten die Militärs dieser Konstruktion nie getraut, denn von Anfang an waren



Ausgeklügelte Technik: Das vordere Brückenstück wird abgedreht

Vernichtende Explosionskraft: die Sprengung der Eisenbahnbrücke am 22. Juli 1870

Sprengkammern in die Brücke eingebaut worden, die nun auf badischer Seite eiligst mit Sprengstoff gefüllt wurden – 55 ½ Zentner sollen es gewesen sein.

Auf den Gedanken, die Zivilbevölkerung zu informieren, kam keiner der Militärs. Dennoch waren die Sprengvorbereitungen keineswegs unbemerkt geblieben und so teilte der für Kehl zuständige Korker Bezirksamtsvorstand Flad am 19. Juli 1870 dem badischen Innenminister Jolly in Karlsruhe mit, dass er der bevorstehenden Zerstörung äußerst skeptisch gegenüberstehe. Sie könne »ohne Zweifel als eine Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Frankreich angesehen werden. Die Stadt Kehl […] schwebt hiernach in großer Gefahr«. Die Bevölkerung sei »stark verängstigt« wegen der »Eventualität eines feindlichen Einfalls« oder eines drohenden Bombardements auf Kehl. Die örtliche Tageszeitung, der Kehler Grenzbote, versuchte am 21. Juli, beruhigend auf ihre Leserschaft einzuwirken: »Die Mine ist angelegt zur Zerstörung der Brücke und nicht zur Zerstörung von Kehl.« Deshalb verurteile man auch die »kopflose Flucht« von Teilen der Leserschaft: »Wir glauben nicht, daß diese Furcht und diese Aengstlichkeit gerechtfertigt ist.«

Am folgenden Tag sprengten Pioniere ohne Vorwarnung den Pfeiler der Eisenbahnbrücke. Der 22. Juli 1870 war nicht zufällig als Sprengtermin gewählt worden: Am selben Tag nämlich beschloss die badische Regierung, dass der Bündnisfall gegeben sei und erklärte Frankreich den Krieg – man konnte und wollte die Preußen nicht im Stich lassen. In

den kommenden Wochen blieb es jedoch ruhig, und so kehrten nach der Brückensprengung viele der Flüchtlinge wieder in ihre Heimatstadt zurück.

Kriegsvorbereitungen auf allen Ebenen

Selbstverständlich wurden längst auf allen Seiten Truppen zusammengezogen. Am 29. Juli 1870 informierte der Stadt-Kehler Bürgermeister Schmidt die Einwohnerschaft darüber, dass »voraussichtlich starke Truppensammlungen eintreten könnten« und rief dazu auf, »für möglichst große Vorräthe an Lebensmitteln unverweilt zu sorgen«. Kurz darauf wurde eine Einquartierungskommission gebildet, die am 31. Juli der Kehler Bevölkerung die private Unterbringung von Soldaten in Aussicht stellte. Längst fanden weiter im Norden wie z. B. in Saarbrücken Kämpfe statt.

Das normale Alltagsleben nahm weiter seinen Lauf, und trotz der immer wieder im Kehler Grenzboten aufflammenden Franzosenhetze wandte sich noch Mitte August ein Kehler Geschäft in einer Anzeige für seine Haar- und Zahnhygieneartikel bezeichnenderweise an die »Chefs d'oeuvre de toilette!«. In der Tat schielte die Kehler Geschäftswelt schon lange vor 1870 nach Kundschaft aus der benachbarten französischen Metropole, und das mit Recht, denn der kleine Grenzverkehr, wie man heute sagen würde, funktionierte hervorragend. An Läden wie Gasthäusern prangten französischsprachige Schilder, und auch in Straßburg war so manche deutschsprachige Bezeichnung den Nachbarn bei der Orientierung behilflich.

Mitte August 1870 allerdings dürfte eine französischsprachige Werbung in Kehl nicht mehr viel genutzt haben, denn »Handel und Geschäftsleben standen gänzlich still unter dem beklemmenden Gefühle der Unsicherheit gegenüber der gewaltigen feindlichen Festung« Straßburg, wie der Kehler Grenzbote konstatierte. In Kehl marschierten nun Soldaten ein und Schanzarbeiter begannen, Verteidigungsanlagen zu errichten, auch wurden mehrere Batterien Artillerie mit 60 Geschützen im Rheinvorland aufgefahren. Für die Schanzarbeiten waren 470 Bauern aus der Umgebung rekrutiert worden.

Zerstörung, Flucht und Vandalismus

Am 19. August waren die badischen Batterien einsatzfähig und eröffneten um 7 Uhr morgens das Feuer auf die Festung Straßburg. Postwendend begann von dort aus die Beschießung Kehls, woraufhin 13 Häuser bis auf

Bis an die Zähne bewaffnet: eine Batteriestellung im Kehler Rheinvorland

die Grundmauern niederbrannten und zahlreiche weitere Gebäude beschädigt wurden. In der Folge wurde Kehl nahezu täglich beschossen, mit verheerenden Folgen: Am 26. August traf es den Bahnhof, und innerhalb kürzester Zeit waren vom Bahnhof bis zum Marktplatz sämtliche Häuser in der Hauptstraße zerstört. Es brannte tagelang, und selbst das südlich gelegene Dorf Kehl blieb nicht verschont. Noch am 21. September berichtete der Kehler Grenzbote über eine »wenn auch nur schwache, so doch stetige Beschießung Kehl's«.

Längst war die Bevölkerung erneut geflohen. Von 250 Kehler Familien ist die Rede, die in den umgebenden Gemeinden unterkamen, 90 davon im nahen Kork.

Dabei musste sie große Teile ihrer beweglichen Habe zurücklassen. Schnell kam das Gerücht in Umlauf, dass sich in der verlassenen Stadt »verdächtiges Gesindel« herumtreibe und von diesem »zahlreiche Entwendungen versucht« würden. Noch am 26. August, also mitten im Gefecht, wandte sich der Korker Amtsvorsteher an das »Detachements-Commando Kehl« mit der dringenden Bitte: »Der Zugang zu Stadt u. Dorf Kehl wäre durch Militärposten für jeden ohne Unterschied, der sich nicht über den Zweck seiner Anwesenheit […] ausweisen kann, zu verbieten und hiernach Kehl militärisch vollständig abzuschließen.« Unmittelbar nach Absendung seines Gesuchs erreichte den Amtsvorsteher ein Schreiben des »Oberinspectors des Großh. Bad. Hauptzollamts Kehl« mit der Mitteilung, er habe zur Überprüfung der Lage vier Grenzaufseher nach Kehl gesandt, die u. a. den Bahnhof inspizierten: »Dieselben fanden die Kellerthüren erbrochen, Kisten und Kasten geöffnet und den Inhalt, mit Urin beschüttet, auf dem Boden umher gestreut xpp.« Möglicherweise handele es sich bei den Tätern gar um Militärangehörige, denn: »Bei Ankunft der Patrouille befanden sich noch einige Soldaten im Keller selbst, die von den Grenzaufsehern theilweis gekannt sind«. Noch am Tag der Niederschrift dieses Berichts erhielt der Bahnhof einen Volltreffer und brannte restlos aus.

Auch in den Kellern von Privathäusern war gewütet worden, wie das Bezirksamt Ende August dem Innenministerium in Karlsruhe berichtete, »und Entwendungen insbesondere von Getränken, Cigarren u. dergl. darin verübt wurden. Allem Anschein nach trifft die Hauptschuld an diesen Excessen Militärpersonen«.

Schlachtenbummler in Kehl

Zahlreiche Schlachtenbummler aus allen deutschen Ländern waren an den Oberrhein gezogen, »Reisende, welche die Unglücksstätten des Kriegs, und so auch in Kehl und Umgegend, zu ihrem Vergnügen besuchen«, empörte sich Anfang September der Kehler Grenzbote, »um sich dort, unbekümmert um das sie umgebende Unglück, in aller Behaglichkeit etwas vorschießen zu lassen«.

Nicht zuletzt die zerschossene Eisenbahnbrücke erwies sich als schaurig-spannende

Ohne Rücksicht auf Verluste: die Eisenbahnbrücke nach der Sprengung

Touristenattraktion, die sogleich auch fotografisch vermarktet wurde.

Der Schlachtfeldtourismus bereitete Behörden wie Militärs erhebliche Probleme. Zum einen waren die Gaffer nicht von den überaus gefürchteten Spionen zu unterscheiden. Vor letzteren hatte das Kriegsministerium den Innenminister schon am 13. Juli 1870 gewarnt: »Es ist mit Rücksicht auf frühere Vorkenntnisse wohl anzunehmen, daß gegenwärtig französische Kundschafter [herumreisen,] namentlich französische Offiziere in bürgerlicher Kleidung, welche Terrain=Besichtigungen« vornähmen. Diese Personen seien »sofort zur Anzeige zu bringen oder nach Umständen zu verhaften«. Grundsätzlich dürften sich keine »unbefugten Personen dem Rayon der Belagerungsarbeiten in und bei Kehl mehr nähern«. Allerdings bestand, wie das Bezirksamt gegenüber dem Innenministerium angab, das Problem, dass sehr viele Zugangswege existierten und »ein durchgreifender Abschluß« Kehls nicht möglich sei.

Auch ließ sich nicht verhindern, dass Ortskundige sich gegen gutes Geld als Fremdenführer verdingten und die Touristen sogar hinter die Militärlinien brachten. Am 5. September wurden drei Reisende aufgegriffen, als sie gerade im Begriff waren, unter der Führung eines Korkers das Sperrgebiet zu betreten. Die Touristen wurden sofort ausgewiesen, der Einheimische verwarnt. Besonders dreist verhielt sich eine 13-köpfige Ausflüglergruppe, die Anfang September auf dem nahe gelegenen Auenheimer Kirchturm entdeckt wurde.

Kehler Flüchtlinge in der Fremde

Schon nach wenigen Tagen nahmen viele Kehler Kaufleute an dem Ort, wo sie provisorisch untergekommen waren, ihren Geschäftsbetrieb wieder auf. So ließ Schneidermeister Gottfried Nadler über den Kehler Grenzboten mitteilen, er sei bei Herrn Meyer in Kork untergekommen und verkaufe nun dort seine »Kautschuk-Regenmäntel für Militär und Civil«. Lebensmittelhändler Josef Schick war im Gasthaus zum Adler in Bodersweier untergekommen und bot jetzt hier seinen »Emmenthaler & Limburger Käs« feil.

Der Kehler Grenzbote ging mit seiner Redaktion und Expedition ebenfalls »ins Exil« nach Kork, wo am 26. August 1870 nach nur achttägiger Pause die erste Ausgabe seit dem »über Kehl hereingebrochene[n] Unglück« erschien. Natürlich kam es in den Gastorten nicht immer gut an, wenn die Flüchtlinge versuchten, ihre Geschäfte wieder aufzunehmen und damit den heimischen Handwerkern und Kaufleuten Konkurrenz machten.

Viele Flüchtlinge aus den damals noch getrennten Gemeinden Stadt und Dorf Kehl waren auf öffentliche Unterstützung angewiesen. So bildeten sich zum Beispiel am 9. und am 17. September vor dem Korker Amtshaus riesige Schlangen von Hungrigen, die hofften, bei der Verteilung von Mehl und anderen Lebensmitteln einen Anteil erhaschen zu können. Natürlich floss auch Geld, denn als erstes mussten die Unterkünfte bezahlt werden. Landauf, landauf wurden Spendensammlungen organisiert, Geldspenden kamen aus

938,3.1. Bodersweier. Eine Parthie
Emmenthaler & Limburger Käs
ist eingetroffen bei Jos. Schick aus Kehl
z. Z. im Gasthaus zum Adler in Bodersweier.

Festhalten an der Normalität:
Geschäftsmann Josef Schick verkauft auch im »Exil«

Nicht mehr bewohnbar: die Kehler Hauptstraße nach der Zerstörung

Hamburg, Berlin, Nürnberg, Frankfurt/M. oder Lübeck, sogar aus Chicago.

Das Leben geht weiter: Einrichten in Provisorien

Am 28. September kapitulierte Straßburg nach wochenlanger Belagerung. Daraufhin setzte sich ein großer Menschenzug in Richtung Kehl in Bewegung: Zum einen kehrte die Bevölkerung in ihre geschundene Stadt zurück, zum anderen machte sich erneut ein Heer von Schlachtenbummlern auf, um die Zerstörungen in Augenschein zu nehmen. Anschließend fielen sie in die wenigen intakt gebliebenen Wirtshäuser ein: »Gestürmt wurde […] die Eidel'sche Brauerei in Dorf Kehl – freilich in einem friedlichern Sinne – wo Alles diesen Sieg bei einem fröhlichen Glase Biere bejubeln wollte«, wie der Kehler Grenzbote berichtete. Und auch der Großherzog ließ es sich nicht nehmen, am 1. Oktober der Stadt Kehl einen Besuch abzustatten, »sich aufs eingehendste nach den hiesigen Verhältnissen zu erkundigen und in huldvoller Weise die Hoffnung auf Wiederersatz des durch die Beschießung hier entstandenen Schadens zu bestärken«.

Viele der Zurückgekehrten konnten ihre Häuser nicht beziehen, da diese beschädigt oder gänzlich zerstört waren. So richtete Gemeinderat Karl Schwarzmann seine bekannte Auswanderer-Agentur notdürftig im »Goldenen Lamm« ein, Maurermeister Uriot kam in einer Bäckerei unter und sowohl Buchbinder Heuber als auch Uhrmacher Lehmann eröffneten ein temporäres Ladengeschäft in der Brauerei zum Falken. Einige versuchten, aus den desaströsen Verhältnissen wenigsten noch ein bisschen Kapital zu schlagen. So annoncierte der Wirt des »Goldenen Adlers«, er habe am 9. Oktober im Haus des Ratschreibers wieder eröffnet – die neue Schänke nannte er in einem bitteren Anflug von Selbstironie »Gasthaus zum verbrannten Adler«.

Viele Geschäftseigentümer, ganz besonders die Wirtsleute, die wegen zu großer Schäden nicht sofort wieder eröffnen konnten, hatten das Nachsehen. Um so lauter wurden die Stimmen nach sofortiger Gewährung von Vorschüssen für den Wiederaufbau der zerstörten Gebäude. Nicht einmal die Großherzogin habe sich, so war im Kehler Grenzboten zu lesen, bei ihrer Durchreise am 8. Oktober in Kehl richtig umgesehen, als sie nach Straßburg eilte, um dort »die Anstalten zur Linderung der Armuth und die Lazarette« zu besuchen. Die Angst machte sich breit, dass angesichts der allgemeinen Aufmerksamkeit für die elsässische Nachbarschaft Kehl schlichtweg vergessen werden könnte.

Dennoch begannen auch in Kehl die Aufräumarbeiten. Hierbei verhielten sich die Betroffenen nicht immer rücksichtsvoll: Der »in der Folge der Beschießung auf die Trottoirs in größeren Massen gefallene Schutt« werde fast nirgends abgeräumt, war am 1. November im Grenzboten zu lesen, sondern durch weiteres Abladen von Trümmern aus den angrenzenden Häusern in wahre Schuttberge verwandelt. So manche Straße sei überhaupt nicht mehr passierbar.

Im August 1870 komplett ausgebrannt: der Kehler Bahnhof

Mühsamer Wiederaufbau

Mit dem Wiederaufbau konnte aus verschiedenen Gründen nicht sofort begonnen werden. Zum einen fehlte es an den dafür notwendigen Geldern und Entschädigungen. Zum anderen erschwerten ihn auch die Witterungsverhältnisse – wegen des nahenden Wintereinbruchs war im Jahr 1870 nicht mehr mit einem Baubeginn zu rechnen.

Im Frühjahr 1871 gesellte sich dann noch ein weiteres Problem hinzu, das auf oberster diplomatischer Ebene gelöst werden musste: Preußen plante, um Straßburg herum eine Festung zu bauen und in diese auch das rechtsrheinische Gebiet mit einzubeziehen. In diesem Zusammenhang war zu klären, ob die Pläne auch den Wiederaufbau der Stadt Kehl tangieren würden. Die Prioritäten waren eindeutig: Militärische Anlagen und Bauten hatten absoluten Vorrang, selbst wenn sie auf badischem Gelände entstehen sollten. Da aus Berlin keine genaueren Direktiven eintrafen, gab das Ministerium des Großherzoglichen Hauses schließlich die Anweisung, die Kehler sollten auf Preußen keine Rücksicht nehmen und mit dem Wiederaufbau beginnen. Am 22. April konnte der Grenzbote berichten: »Schöne Neubauten an Stelle der öden Ruinen beginnen sich hier jetzt rasch zu erheben, und versprechen unserem Städtchen ein recht freundliches Aussehen zu geben.«

Auch wurde die Verbindung über den Rhein schnellstens wiederhergestellt, was umso notwendiger erschien, als der provisorische Verkehr mittels Nachen drei Todesopfer durch Ertrinken gefordert hatte. Schon am 3. Oktober 1870 war die neue Schiffbrücke passierbar, was der Grenzbote so kommentierte: »Den friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen, in denen sich die beiderseitigen Uferbewohner von jeher befanden, ist dadurch wieder der Weg gebahnt und die wohlberechtigte Hoffnung verbunden, daß diese Beziehungen niemals wieder in solch verhängnisvoller Weise unterbrochen werden mögen.«

Selbstverständlich war die Pontonbrücke nicht wegen des Zivilverkehrs so schnell wieder instandgesetzt worden, sondern militärische Notwendigkeiten geboten die reibungslose Überquerung des Rheines insbesondere für die Truppen und deren Nachschub. Am 22. Oktober 1870 beispielsweise meldete der Grenzbote einen »Zug von über 200 zweispännigen Fuhrwerken, aus dem Württembergischen kommend«, der die Belagerung von Paris unterstützen sollte. Wenn auch in Kehl und Straßburg die Waffen ruhten – der

Überquerung wieder möglich gemacht: die neu aufgebaute Schiffbrücke

Deutsch-Französische Krieg war noch längst nicht beendet. Auch die Eisenbahnbrücke wurde schnell wieder hergestellt und ab dem 20. November 1870 verkehrten regelmäßig Züge zwischen Kehl und Straßburg.

Die leidige Entschädigungsfrage

Schon bald stellten sich erhebliche Unstimmigkeiten ein, als es um die Bestreitung des Schadensersatzes für die Kehlerinnen und Kehler ging. Die Schäden waren immens: Als erste Verursacher kamen die eigenen Truppen in Betracht, denn, so das Bezirksamt Kork im Oktober 1870: »Die Anlegung der Batterien bei Stadt Kehl hatte im Gefolge, daß Grundstücke […] durch Gräben, Abhauen von Obstbäumen etc. beschädigt wurden.« Letztlich waren dies aber Bagatellen im Vergleich zu den Evakuierungs- und Wiederaufbaukosten, welche der badischen und der Reichsregierung in Rechnung gestellt wurden und von den französischen Reparationszahlungen gedeckt werden sollten. Die erste »Liquidierung«, also Schadensfeststellung, hatte bereits unmittelbar nach dem Bombardement vom 19. August stattgefunden und belief sich bezüglich der reinen Gebäudeschäden auf 181 916 Gulden. Damals hatte man in Stadt Kehl 14 zerstörte und 74 beschädigte Gebäude registriert, in Dorf Kehl sechs beschädigte. All diese Zahlen mussten dann aber nach der Beschießung ab dem 24. August 1870 deutlich nach oben korrigiert werden. Am Ende waren in Stadt Kehl 201 Häuser zur Gänze zerstört und 320 mehr oder minder beschädigt. Diese 521 Gebäude wurden im Herbst 1870 von einem auswärtigen Bausachverständigen besichtigt und der entstandene Schaden geschätzt – er benötigte hierfür 22 Tage und kam auf einen Gesamtsumme von 736 721 Gulden allein für Stadt Kehl. Für beide Gemeinden wurde schließlich ein Immobilienschaden von 753 014 Gulden errechnet und angemeldet.

Doch es wurde noch weit mehr geltend gemacht: Am 19. Oktober 1870 berichtete der Bezirksamtmann nach Karlsruhe, die Stadt-Kehler Liquidierungskommission habe außerdem den »Schaden an Waaren«, die »(Mehr-)Auslagen wegen auswärtigen Aufenthalts« und den »entbehrten Verdienst wegen Stillstand des Geschäftes« aufgenommen. Dorf Kehl meldete einen »Fahrnissschaden« von 229 464 Gulden und 54 Kreutzern, Stadt Kehl einen »Mobiliarschaden« von 757 471 Gulden. Die Gewerbetreibenden hätten hier – »bis solche wieder gehörig in ihre frühere Lage versetzt sind« – mit einem Schaden von 94 993 Gulden zu rechnen. Insgesamt wurden schließlich im November 1870 von Stadt und Dorf Kehl 1 756 305 Gulden und 54 Kreutzer in Rechnung gestellt.

Vor Wintereinbruch zahlte die badische Staatskasse in zwei Tranchen 50 000 Gulden Vorschuss an den Gemeinderat von Stadt Kehl, damit wenigstens die Dächer der beschädigten Häuser notdürftig gedeckt werden konnten. Im Frühjahr 1871 erhöhte sich der Vorschuss auf »dreimalhunderttausend Gulden«. Selbstverständlich wollte das Großherzogtum den Schaden nicht allein tragen, sondern pochte

Nachrichten dreimal wöchentlich: Druckhaus des Kehler Grenzboten (Alle Bildvorlagen: Stadtarchiv Kehl)

auf Übernahme der Entschädigungskosten durch das Reich. So stellte Baden im Frühjahr 1871 beim Bundesrat einen Antrag »betreffend die Gewährung einer Entschädigung aus Reichsmitteln für die durch die Beschießung von Stadt und Dorf Kehl und Altbreisach entstandenen Verluste«, allerdings verbunden mit der Einschränkung, dass »Altbreisach nur in weit geringerem Grade gelitten« habe. Am 10. Juni verabschiedete der Reichstag ein entsprechendes Gesetz. Doch noch immer erhielten die Kehler keine Entschädigung. Der erste von 17 Paragraphen der Vollzugsverordnung nämlich schrieb erneut die Bildung einer Kommission vor, diesmal, um der Unbestechlichkeit und der Objektivität willen, bestehend aus »zwei Verwaltungsbeamten […] und drei Mitgliedern von Bezirksratscollegien benachbarter Amtsbezirke«. Bis Mitte Dezember 1871 bearbeitete diese Kommission dann insgesamt 1060 Anträge aus Dorf und Stadt Kehl.

Dabei erwies sich als großes Problem, dass nur noch Gegenstände ersetzt werden sollten, die an Ort und Stelle während des Bombardements zerstört wurden und nicht mehr der große Aufwand, den die Kehler für die Rettung ihrer Habe hatten bestreiten müssen.

Entsetzt äußerte sich der Grenzbote am 28. Juli 1871: »Wie ein Hohn klingt es uns heute entgegen: Warum habt Ihr theuern Fuhrlohn zur Rettung und Bergung eures Eigenthums aufgewendet?« In seltener Einmütigkeit verfassten die beiden Bürgermeister von Stadt und Dorf Kehl in der Folge gemeinsame Eingaben an den Großherzog und den Kaiser. Nachdem alle Versuche auf Reichsebene gescheitert waren, erbarmte sich schließlich der badische Staat: Am 18. Dezember 1871 nahm der Landtag einen Gesetzentwurf an, der immerhin eine Vergütung für die Evakuierungsfuhren und einen Tagessatz als Entschädigung für den Aufenthalt in der Fremde zum Inhalt hatte. In der vorangegangenen Diskussion hatte ein Abgeordneter gedrängt, dafür zu »sorgen, daß sich Kehl nicht ausschließlich an die Leiden des Krieges, sondern auch an die Bereitwilligkeit ihm beizuspringen, erinnere«. In der Tat war es dafür allerhöchste Zeit.

Bei dem hier abgedruckten Text handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines Beitrags der Autorin, der erstmals in der »Jahresschrift 2010« der Stadt Kehl publiziert wurde.

Anschrift der Autorin:
Dr. Ute Scherb
Stadtverwaltung Kehl
Leiterin Archiv und Museum
Friedhofstraße 5
77694 Kehl
u.scherb@stadt-kehl.de

Deutschland und Frankreich im Leben und Denken von Albert Schweitzer

Ein paar Einblicke

Jean-Paul Sorg

Wie schwierig ist es doch beides zu sein, deutsch und französisch. Dies zu verstehen und zu akzeptieren, damit kann man sich schwertun. Albert Schweitzer war von der festen Absicht und einem tiefgehenden Verlangen beseelt, den Zwiespalt zwischen den beiden Nationen und den beiden Kulturwelten zu überwinden und zu überbrücken. Sein humanitäres Engagement in Lambarene gilt es auch in dieser Perspektive zu sehen. Als deutscher Staatsbürger entschied er sich bewusst dafür, sein Lebenswerk in Gabun, einer französischen Kolonie, ins Werk zu setzen. Der folgende Beitrag versucht einige Aspekte dieser besonderen Zweierbeziehung, dieser Doppelkultur nachzuzeichnen, die letztendlich Ausdruck einer zutiefst humanitär geprägten Herzens- und Weltoffenheit war.

Albert Schweitzers einzigartige Position (in Zeit und Raum) – Deutscher Staatsbürger von seiner Geburt 1875 bis 1919: 44 Jahre. Französischer Staatsbürger von 1919 bis 1965: 46 Jahre. (Keine Änderung der Staatsangehörigkeit 1940 wie für die im Elsass gebliebenen oder die ins Elsass zurückkehrten Elsässer, da er sich in Gabun befand und Gabun eine französische Kolonie blieb, die Teil des freien Frankreichs geworden war.)

Sein Leben besteht daher politisch aus zwei fast gleichen Teilen. Das sind keine Dinge, die man wählt. Das sind Dinge, die »passieren«. Zufällige Daten der Geschichte. Aber in seinem speziellen Fall nehmen sie einen symbolischen und sogar emblematischen Wert an. Er war ein Mann dieser beiden Kulturen – und anderer! Die Kulturen sind nicht auf ihren nationalen Umfang beschränkt. Wenn es eine nationale Kultur gibt, wenn sie als solche

Geburtshaus in Kaysersberg
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

Die Familie Albert Schweitzers 1888
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

dargestellt und eingeführt wird, stellt sie in der langen Geschichte nur einen Augenblick dar, nur ein Segment einer Kultur, immer offen, durchlässig und gemischt. Keine national reine (oder rein nationale!) Kultur. Der Humanismus, das humanistisches Bewusstsein, beginnt immer und setzt sich mit einer Ablehnung nationalistischer Versuchung, einer Ablehnung des Gefangenseins, fort. Die Berufung und natürliche Bewegung des Humanisten besteht darin, Grenzen zu überschreiten.

Eine kritische Reflexion über das Phänomen der Kultur steht im Mittelpunkt von Schweitzers philosophischem Denken, sie ist in der Tat der Anstoß, der erste Impuls. Er stellte seine wichtigsten philosophischen Erzeugnisse unter die seltene Kategorie der *Kulturphilosophie.* Wir müssen *Kultur* ins Französische als Zivilisation übersetzen. Es ist daher eine »Philosophie der Zivilisation«. So schwer dieser Name auch ist. Sie entspricht je-

Albert Schweitzer als Direktor des protestantischen Seminars in Straßburg inmitten seiner Studenten. Darunter auch mützentragende Mitglieder der Wilhelmitana, einer christlichen nichtschlagenden Verbindung – um 1904 (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

Der Vikar Albert Schweitzer an der Orgel seiner Pfarrei St. Nikolai in Straßburg – 1909
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

Buch: Deutsche und Französische Orgelbaukunst und Orgelkunst – 1906
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

doch einem intellektuellen Bedürfnis und der Notwendigkeit, die man heute, in diesen Zeiten des völligen Umbruchs, für eine »Politik der Zivilisation« fühlt (nach Edgar Morin).

Seit seinen ersten Jahren an der Universität, interessiert und fasziniert von der Philosophie von Schopenhauer und Nietzsche, fragte der Student Albert Schweitzer nach der Realität des Fortschritts und seiner Idee, seiner Ideologie. Stattdessen beobachtete er Phänomene des Rückschritts und des Verfalls. In keiner Weise führte der materielle Fortschritt zu offensichtlichen geistigen, politischen und moralischen Fortschritten, die man für unumkehrbar halten könnte. Die Kriegsdrohungen schwebten unaufhörlich über Europa, und als im August 1914 ein Konflikt ausbrach, war er nicht überrascht. Was er befürchtete, was übrigens viele erwarteten, nachdem sie sich seit langem darauf vorbereitet und zum Losschlagen angeschickt hatten, wurde plötzlich im Laufe unglücklicher Umstände verwirklicht. Der Krieg, der sich sofort über die Kolonien weltweit ausbreitete, erreichte ihn in seinem Krankenhaus »zwischen Wasser und Urwald« am Ufer des Ogowes, auf einer Missionsstation. Die christliche Religion bot keine Garantie für Neutralität. Die Missionarsbrüder beugten sich ohne Murren den nationalen Militärbehörden. Sie wurden vom patriotischen Fieber erfasst und vergaßen den Geist der universellen Solidarität. Als Deutsche wurden Helene und Albert Schweitzer als Feinde betrachtet, überwacht und unter

Albert Schweitzer und Helene Schweitzer-Bresslau im Zimmer A. Schweitzers im Stift – 1912 (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

Hausarrest gestellt, ihre Tätigkeit im Krankenhaus bis Dezember untersagt.

Daran gehindert, Arzt zu sein, liest Schweitzer seine alten philosophischen Notizen und stellt sie unter das Licht der Katastrophe, die sich ereignet hat. Er sieht deutlich den Zusammenhang zwischen dem morbiden Zustand der Zivilisation und den damals vorherrschenden Vorstellungen von Welt und Leben, die todbringenden Verbindungen zwischen einem blinden Fortschrittsglauben, dem verharmlosenden Kult des Machtwillens (imperial und national) und der Kultur des Todestriebs.

> »Die Ideale der wahren Kultur waren kraftlos geworden, weil die idealistische Weltanschauung, in der sie wurzeln, uns nach und nach abhanden gekommen war. Alle Geschehnisse, die sich in den Völkern und der Menschheit ereignen, gehen auf geistige, in der Weltanschauung gegebene Ursachen zurück. Was aber ist Kultur? Als das Wesentliche der Kultur ist die ethische Vollendung der einzelnen wie der Gesellschaft anzusehen. Zugleich aber hat jeder geistige und jeder materielle Fortschritt Kulturbedeutung. Der Wille zur Kultur ist also universeller Fortschrittswille, der sich des Ethischen als des höchsten Wertes bewusst ist. Bei aller Bedeutung, die den Errungenschaften des Wissens und Könnens zukommt, ist jedoch offenbar, dass nur eine ethischen Zielen zustrebende Menschheit des Segens materieller Fortschritte in vollem Maße teilhaftig und der mit ihnen gegebenen Gefahren Herr werden könne«.[1]

In ihrer abstrakten Allgemeinheit sind diese Worte, durchdrungen von einem elementaren Humanismus, immer noch relevant. Die ökologische Krise, in die die ganze Menschheit zu den Klängen einer endgültigen Apokalypse gekommen ist, macht sie heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, noch aktueller oder prophetischer als vor hundert Jahren bei der Entfesselung eines weltweiten Krieges. Das grundlegende Problem besteht darin, die Kräfte der Technologie zu zähmen und zu mäßigen, die beim Erzeugen zerstören und irreparable Schäden verursachen.

Von einer diplomatischen Spannung zur nächsten erschien das Gespenst des Krieges mehrmals vor der fatalen Verkettung des Sommers 1914. Im Juli 1911 war dies die zweite Marokko-Krise. Deutschland schickte ein Kanonenboot vor Agadir, um Frankreich einzuschüchtern, das sein Protektorat auf ganz Marokko ausdehnen wollte. Die Rivalität zwischen den beiden antagonistischen Mächten, mit den Hintergedanken der Rache auf der einen Seite, der Abschreckung auf der anderen Seite, ein Teufelskreis, verlagerte sich auf den afrikanischen Boden des kolonialen Besitzes. Aussicht auf Feilschen zwischen Großen: Im Gegenzug für seine Eroberungsfreiheit in Marokko würde Frankreich ein

Stück Kongo an Deutschland abtreten, das in Gabun an das deutsche Kamerun angrenzte.

Zunächst schlug das Herz von Helene Bresslau, Tochter des Dekans der Universität Harry Bresslau, einem herausragenden Mediävisten, spontan für Berlin. Sie hatte gerade ihre Pflegeausbildung im Frankfurter Bürgerspital absolviert und war bereit, mit ihrem Freund Albert nach Gabun auf eine Missionsstation nach Lambaréné zu gehen, um dort ein Krankenhaus zu eröffnen. Albert seinerseits stand kurz vor dem Abschluss seines Medizinstudiums. Doch nun macht die Pariser Evangelische Missionsgesellschaft, bei der er sich bereits 1905 beworben hatte, Schwierigkeiten, wirft theologische Einwände auf, errichtet administrative Hindernisse (Anerkennung der Diplome, nationale Identität …). Schweitzer lehnt die Lösung der »kleinen Einbürgerung« strikt ab, also eine schnelle Einbürgerung, den Elsass-Lothringern vorbehalten, die auf ihr Herzen hören und sich noch spät für Frankreich entscheiden. Doch dieser Kampf gegen Schikanen und politischen Druck strapaziert seine Nerven. Er flüchtet sich kurz in das Verfassen einer *Geschichte der paulinischen Forschung.* In einem therapeutischen Urlaub an der Ostseeküste korrigiert die Freundin Helene *(Lene)* die Manuskripte aus der Ferne und verfolgt die Marokko-Krise in den Zeitungen. Sie findet, dass es am Ende nicht schlecht wäre, wenn Gabun in die Hände Deutschlands fallen würde, dass dann ein großes Hindernis vor ihnen ausgeräumt würde … Die Berliner Missionsgesellschaft würde ihnen die Arme öffnen …

Der Elsässer Schweitzer weist sie sofort zurecht:

> »Was unseren Congo betrifft, wenn er deutsch wird, muss alsbald der deutsche Geist, der Eisen wachsen ließ, einziehen. Die französischen Missionare werden das Gebiet sofort räumen und einer deutschen Gesellschaft überlassen müssen. Dann müssen die Kinder gleich deutsch ›Heil Dir im Siegerkranz‹ etc. lernen. Übrigens würde Frankreich es genauso machen, wenn es eine deutsche Kolonie übernähme. Es ist der wahnsinnige Nationalismus, der immer in erster Linie kommt. Dann ist für mich kein Platz, in so unsinnigen Übergangszeiten will ich mich nicht zerquälen.«[2]

Aber lassen Sie uns ihn nicht missverstehen. Er will seine Freundin über seine Gefühle beruhigen und seine Position für sie klären. Politische Fragen sollen sie nicht trennen.

> »Du weißt, dass ich Deutschland nicht hasse, sondern verehre. Aber dieser Größenwahn, dem Anstand, Ehrlichkeit, Moralität etc. nicht mehr sind als leere Begriffe, ist dieses Volkes unwürdig … Sie wissen, für mich ist es ein großer Schmerz, dass Deutschland, das als geistige Macht der Welt so viel zu geben hätte … das Deutschland, dem ich angehöre – dass Deutschland alles, alles in äußerer Macht sucht und hört in demselben Maße aus, geistige Kraft zu sein …
> Ich hatte größere Ideale für Deutschland als du – darum bin ich härter gegen es … sehr hart … Aber was gehen uns die Völker an? – Du und ich sind Menschen und unsere Aufgaben liegen höher als all' dieses unruhige Getue …«[3]

Im Laufe des Schreibens, in der Improvisation eines Briefes, gelangt Schweitzer dazu, seinen transnationalen, übernationalen, ja bereits postnationalen Humanismus, ganz klar zu definieren. Einen Humanismus, den er ver-

körperte und in einer medizinischen Tätigkeit humanitärer Hilfe lebte, die als Pioniertat anerkannt werden sollte. »Lambarene« ist dafür der Name, das universelle Symbol, das von der Geschichte gegründet wurde. Nur wenige Jahre nach seinem Tod werden französische Ärzte 1968 in Biafra, ohne sich explizit auf ihn zu beziehen, in einer extremen Situation des Völkermords durch Hungersnöte, das Humanitäre in die Tat umsetzen. Diese Ärzte werden sich selbst »ohne Grenzen« oder »der Welt« nennen. Schweitzer hatte bereits auf diese Konzepte hingewiesen und den Weg geebnet.

> »Ich rede als Mensch über Nation … als einer der viel Schmerz hat, dass die, der er geistig tief angehört, nicht das sein will, was sie ihrer Vergangenheit und ihrer Weltbestimmung nach sein sollte … Ich rede nicht im Blick auf ›politische‹ Sympathien. Ich bin Mensch und suche die Zukunft der Welt und die Nation ist für mich das, was sie als Arbeiterin an dieser Zukunft ist.«[4]

Ankunft der Baumaterialien auf dem Flussweg
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

Welche moralische Stärke, welche Freiheit wird da erkennbar, in diesen Sätzen, die sich zu universellen Maximen erheben lassen! »Jede Nation hat ihren Wert nur in dem Maße, wie sie auf Erden daran arbeitet, das Reich des Endes zu verwirklichen …« Wer hört das? Wer hat die Autorität, dies zu sagen und dementsprechend zu handeln? Sich über die Nationen zu stellen? Sich der Logik der Politik zu entziehen, ihren Interessenkalkülen und ihren Eroberungsstrategien? Den Humanismus in diesem Geist zu denken und zu leben, mit allen Risiken des Abenteuers?

Sicher ist, wie die Geschichte zeigt, dass politische Macht durch Waffen oder wirtschaftliche Macht nicht ausreichen, eine Zivilisation zu vereinen und zu erhalten. *Kultur und Ethik,* dieses 1923 entstandene Werk, gereift durch die Erfahrung des Krieges, sagt uns, dass es keine wahre Kultur ohne eine Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben jedes Menschen und jedes Lebewesens und auf allen Ebenen gibt. Was ist der Mensch? Ein denkendes Wesen, das durch sein Denken auf die Tatsache seiner Existenz schließt? *(Cogito, ergo sum?)* Nein, er muss sich zuerst und grundsätzlich als Lebewesen begreifen, das leben will, inmitten einer unendlichen Anzahl von Lebewesen, die auch leben wollen. Diese elementare Auffassung verbietet jede Art von Anthropozentrismus. Dennoch öffnet sie sich für einen Humanismus, der sich als Aufmerksamkeit für das Geheimnis des Phänomens des Lebens versteht, Ehrfurcht für jedes Lebewesen als Teil des großen Ganzen, auch wenn »man« (der Mensch) in der Notwen-

digkeit ist, vieles Lebende zu töten, entweder um sich zu verteidigen oder sich selbst zu ernähren. Denn so ist in der Interdependenz und dem Antagonismus auf der Erde die lebendige Welt organisiert, mit einem nicht zu reduzierenden Anteil an Scheitern und Abscheulichkeiten.

Warum Lambaréné? Warum die Wahl einer Missionsstation, die von einer französischen Gesellschaft (aus Paris) auf französischem Kolonialgebiet betrieben wird? Warum vor allem nach mehreren Abweisungen oder Ausweichmanövern des Ausschusses hartnäckig an seiner Wahl festgehalten zu haben, wo doch die Alternativen nicht fehlten? Für Elsässer besteht immer die Möglichkeit einer dritten Schweizer Lösung! »Das Komitee des Allgemeinen Verbandes Evangelischer Missionen der Schweiz hätte mich gerne sofort als Arzt und Pfarrer aufgenommen.« Später, im Oktober 1915, vor Ort in Lambarene, aber wegen des Krieges als Verdächtiger überwacht und in seiner medizinischen Tätigkeit eingeschränkt, ruft er am Rande seiner philosophischen Schriften aus: »Gelobt sei die Schweiz, kein Nationalstaat!«[5] Unter den französischen Missionaren, die der Patriotismus paranoid machte, ging das Gerücht um, Schweitzer wäre ein Spion im Dienste Preußens, er hätte versteckt im Boden seines Koffers eine Vollmacht des Kaisers, die ihn zum Gouverneur der Kolonie machte, falls …

Lambaréné: eine Straße am Krankenhaus, zwischen der Großen Apotheke (Poliklinik) und der »Bouka«, in der die frisch Operierten versorgt wurden (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

Alfred Boegner, dem Direktor der Pariser Mission elsässischer Herkunft, hatte er in seinem Bewerbungsschreiben vom Sonntag, den 9. Juli 1905 erklärt, dass er eine französische Missionsgesellschaft bevorzuge, dass er, wenn er nicht angenommen werde, wider Willen seine Dienste dann einer deutschen Gesellschaft anbieten würde. Er versicherte ihn über seine Gefühle und seine Kenntnis Frankreichs. »Ich bin halb Pariser, weil ich jedes Jahr ein oder zwei Monate dort bin.« Er könnte seine Beziehung zu Charles Marie-Widor anführen, auf sein auf Französisch geschriebenes Buch, *J.-S. Bach, le musicien-poète,* hinweisen, über seine Rolle in der Pariser Bach Gesellschaft, deren Mitbegründer er Anfang 1905 war, aber er bestehe nicht darauf und wolle bei ihm nicht Eindruck schinden! Vielleicht ist der Direktor Boegner sehr gut informiert oder hat die Mittel dazu.

Der entscheidende Grund für den Entschluss, eine medizinische Tätigkeit in Französisch-Afrika auszuüben, liegt in der Lek-

Albert Schweitzer im französischen Internierungslager in Garaison in den Pyrenäen – 1917 (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

türe der grünen Hefte des *Journal des Missions Evangéliques,* die er regelmäßig aus Paris in seinem Büro als Direktor des Thomasstifts erhielt. In der Juninummer 1904, die ein Fräulein Scherdin, die seine Interessen kannte, auf seinen Schreibtisch gelegt hatte, wurde er von einem Artikel mit dem Titel »Was der Kongomission nottut« beeindruckt. Das Fehlen von Männern, die sich engagieren und sich einer Sache weihen, vor allem auf medizinischer Ebene. Er suchte seit Monaten nach einer »Mission« und einem »direkten menschlichen Dienen«.[6] Lange Zeit hatte er nichts anderes als pädagogische und soziale Aktionen ins Auge gefasst, die verwahrlosten Jugendlichen eine zweite Chance geben würden. Sein Vorbild war Pastor Oberlin. Vor allem wollte er das Evangelium nicht predigen, sondern es anwenden, es leben. Plötzlich hatte er das Gefühl, das gefunden zu haben. Es werden nicht die armen Vororte der großen Städte, es wird in Afrika sein. Das Schicksal hatte ihm ein Zeichen geschickt. Als Kind war er beeindruckt von den Berichten des Missionars und Ethnographen Eugène Casalis (1812–1891), aus denen sein Vater während der Versammlungen las, die er in seiner Pfarrei zugunsten der Mission organisierte. Casalis vertrat in Frankreich die Minderheitsströmung eines liberalen und dennoch missionarischen Protestantismus. Pfarrer Louis Schweitzer aus Gunsbach, Alberts Vater, hatte Sympathien für diese Strömung und wollte die Verbindungen zu den französischen Missionen jenseits der Vogesen aufrechterhalten. Der relativ mächtige elsässische Protestantismus, der durch das Konkordat geschützt wurde, sollte den französischen Protestantismus weiterhin unterstützen.

Diese Verbindungen, dieses Erbe, das verpflichtet, und diese Bedingungen können die Wahl einer Missionsgesellschaft mit Sitz in Paris erklären und weniger überraschend machen, aber alle gelegentlichen Gründe oder Ursachen, die die Biographie angibt, werden durch den ausdrücklichen Wunsch verstärkt, die durch nationale Leidenschaften geprägte Vergangenheit zu überwinden durch die Durchführung eines supranationalen und überkonfessionellen Werks, durch die Schaffung eines kosmopolitischen Ortes, wo Menschen sich zusammenfinden, um anderen Menschen zu helfen, wo das Wort Christi erfüllt wird: Ihr seid alle Brüder. Ein christlicher Humanismus, von also möglichst christlicher, aber auch anderer Inspiration, von universeller Tragweite.

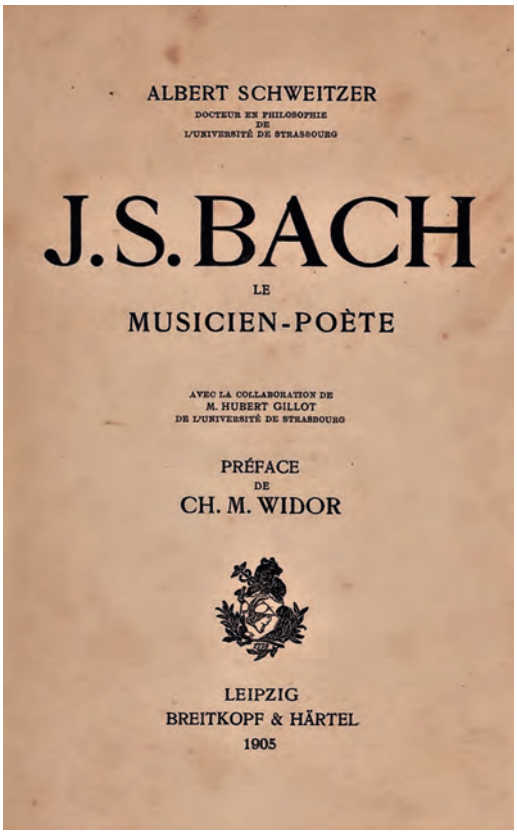
Da er die meisten seiner Bücher (nicht alle) und die meisten seiner Predigten, Vorträge

und gelegentlichen Texte in deutscher Sprache schrieb, vor 1919 und lange danach, haben die Deutschen die natürliche Tendenz, Albert Schweitzer als einen der Ihren anzusehen, als einen deutschen Schriftsteller, Denker und Humanisten. Das ist nicht falsch! Dies erklärt zum Teil, dass die Franzosen, die keine Unklarheiten und nicht klassifizierbaren Dinge mögen, ihn nicht als einen der Ihren betrachten, einen ihrer »nationalen Ruhmesträger« (immerhin mit einem Friedensnobelpreis 1952), dass sie ihn verachten, ihm mit Misstrauen begegnen oder ihn Ignorieren. Zu Unrecht!

Wenn wir uns seinen Lebensweg genauer anschauen, sehen wir, dass er durch Elemente, die er von einem politischen und kulturellen Erbe erhalten hat, und noch mehr durch die entscheidenden Entschlüsse, die er vor der Zäsur des Krieges von 1914 bis 1918 traf, französischer in Geist, Sprache und Kultur war als man allgemein glaubt, als es die Franzosen glauben und die Deutschen denken.

Man versteht es nicht gut, wenn man vergisst, dass die Generation seiner Eltern und Großeltern während des Zweiten Kaiserreiches in einem französischen Elsass lebte und so eine französische Schulausbildung erhalten hat, dabei aber enge Bindungen an die deutsche Kultur behielt und die tägliche Verwendung des Dialekts (alemannisch oder fränkisch) bewahrte. Glückliche Zeiten in dieser Hinsicht! Die Generation von Albert Schweitzers Eltern und seiner Schul- und Musiklehrer (wie am Klavier und an der Orgel Eugen Münch, geboren 1857) war ruhig zweisprachig, sprach Deutsch und wusste sich leichter auf Französisch auszudrücken, als Albert Schweitzer es je können sollte …

Albert Schweitzers besonderes Glück war, dass er Verwandte hatte, die sich (vor 1870) in Paris niedergelassen hatten: die Onkel Auguste und Charles, die Tanten Mathilde (geb. Hertle) und Louise (geborene Guillemin), Cousins und Cousinen, darunter Anne-Marie Sartre-Schweitzer, die Mutter von Jean-Paul. Notwendigkeit einer regelmäßigen Korrespondenz in Französisch von einem frühen Alter an.


ALBERT SCHWEITZER
DOCTEUR EN PHILOSOPHIE
DE
L'UNIVERSITÉ DE STRASBOURG

J.S.BACH
LE
MUSICIEN-POÈTE

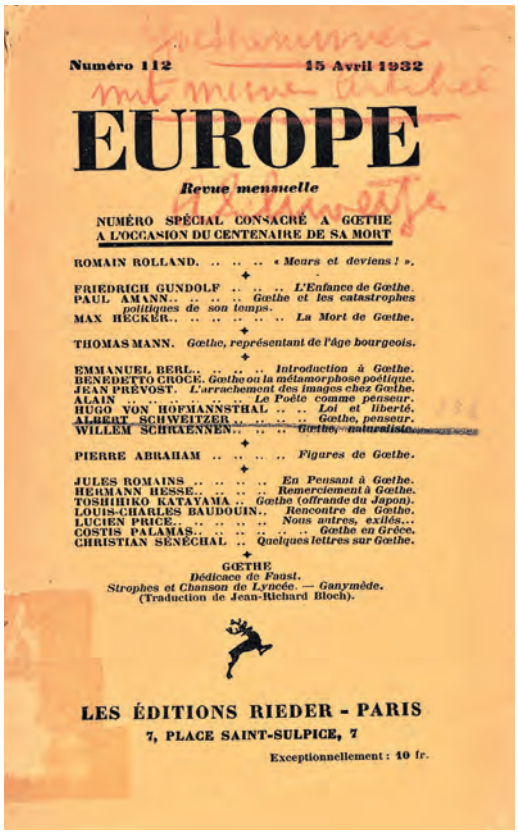
AVEC LA COLLABORATION DE
M. HUBERT GILLOT
DE L'UNIVERSITÉ DE STRASBOURG

PRÉFACE
DE
CH. M. WIDOR

LEIPZIG
BREITKOPF & HÄRTEL
1905

Buch von Albert Schweitzer über J. S. Bach – 1905 (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach

> »Französisch aber empfinde ich nicht als Muttersprache, obwohl ich mich von jeher für meine an meine Eltern gerichteten Briefe ausschließlich des Französischen bediente, weil dies so Brauch in der Familie war.«[7]



Numéro 112 — 15 Avril 1932

EUROPE

Revue mensuelle

NUMÉRO SPÉCIAL CONSACRÉ A GŒTHE
A L'OCCASION DU CENTENAIRE DE SA MORT

ROMAIN ROLLAND. .. .. .. « *Meurs et deviens !* ».

FRIEDRICH GUNDOLF .. .. .. *L'Enfance de Gœthe.*
PAUL AMANN.. .. .. .. *Gœthe et les catastrophes politiques de son temps.*
MAX HECKER.. .. .. *La Mort de Gœthe.*

THOMAS MANN. *Gœthe, représentant de l'âge bourgeois.*

EMMANUEL BERL.. .. .. .. *Introduction à Gœthe.*
BENEDETTO CROCE. *Gœthe ou la métamorphose poétique.*
JEAN PRÉVOST. *L'arrachement des images chez Gœthe.*
ALAIN .. .. *Le Poète comme penseur.*
HUGO VON HOFMANNSTHAL .. .. *Loi et liberté.*
ALBERT SCHWEITZER .. .. *Gœthe, penseur.*
WILLEM SCHRAENNEN.. .. .. *Gœthe, naturaliste.*

PIERRE ABRAHAM .. .. *Figures de Gœthe.*

JULES ROMAINS .. .. *En Pensant à Gœthe.*
HERMANN HESSE.. .. .. .. *Remerciement à Gœthe.*
TOSHIHIKO KATAYAMA .. *Gœthe (offrande du Japon).*
LOUIS-CHARLES BAUDOUIN.. *Rencontre de Gœthe.*
LUCIEN PRICE.. .. .. *Nous autres, exilés...*
COSTIS PALAMAS.. .. .. *Gœthe en Grèce.*
CHRISTIAN SÉNÉCHAL .. *Quelques lettres sur Gœthe.*

GŒTHE
Dédicace de Faust.
Strophes et Chanson de Lynceé. — Ganymède.
(Traduction de Jean-Richard Bloch).

LES ÉDITIONS RIEDER - PARIS
7, PLACE SAINT-SULPICE, 7

Exceptionnellement : 10 fr.

Ausgabe der Zeitschrift »Europe« 15.4.1932
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

Rede anlässlich der Verleihung
des Friedensnobelpreises 1954 in Oslo
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

Die »Eltern« sind nicht nur Mama und Papa, sondern die große Verwandtschaft, die Großfamilie mit ihren vielen Onkeln, Tanten, Cousins, Großcousins. Erste Reise nach Paris 1893, nach seinem Abitur. Dank der Kontakte von Tante Mathilde, ein besonderes Orgelvorspielen vor Charles-Marie Widor, dessen bevorzugter Schüler und bald Mitarbeiter und Freund er schnell wurde. Seitdem, regelmäßige Reisen nach Paris, drei, vier Mal im Jahr. Wintersemester 1898/1899, für das Philosophiestudium. Mitglied der *Pariser Johann-Sebastian-Bach-Gesellschaft.* Bis 1913 war er eines der aktivsten Mitglieder, sein Hauptorganist bei den beiden Jahreskonzerten und sein künstlerischer Berater, der die Programme zusammenstellte und redigierte. Veröffentlichung seines ersten Buches über Bach 1905, *Jean-Sebastien le musicien-poète.*

Im selben Jahr 1905 *(das Schicksalsjahr),* erste Kontakte mit der *Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft.* Manchmal schwierige Schritte, um zu überzeugen. Häufige Pflichtbesuche und reichlich Korrespondenz.

Auf der Grundlage des Paradoxons könnte man daher sagen, dass Schweitzer nie aktiver und kreativer auf Französisch war als während seiner Zeit der deutschen Staatsbürgerschaft und dass er, als er französischer Staatsbürger wurde, nicht wie durch eine jakobinische Verzauberung, ein französischer Schriftsteller und Intellektueller wurde, son-

Haus von Albert Schweitzer in Gunsbach (1928 erbaut), heute Archiv und Museum und neuem Museumsanbau (eröffnet 2020). (Foto: Michel Spitz)

dern dass er seine Aktivitäten international ausweitete und auf Deutsch die Hauptteile seines religiösen und philosophischen Denkens entwickelte – und veröffentlichte.

Die Umstände und die Konventionen veranlassten ihn jedoch dazu, sich von Zeit zu Zeit in Französisch auszudrücken. Im April 1932 hatte er in der von seinem Freund Romain Rolland herausgegebenen Zeitschrift *Europe,* anlässlich des 100. Todesjahres des Schriftstellers einen Artikel mit dem Namen »Goethe, der Denker« auf Französisch veröffentlicht. Am 8. Juli 1949 hielt er in Aspen (USA) anlässlich der Feierlichkeiten zum 200. Geburtstag einen seiner Vorträge in französischer Sprache, »Goethe, Mensch und Werk«.

Am 4. November 1954 hielt er seine Friedensnobelpreisrede »Das Problem des Friedens in der heutigen Welt« auf Französisch.

Gegen Ende seines Lebens, als man ihn drängte, sich als Franzose oder Deutscher zu definieren, hatte er sich als »Mann von Günsbach und Weltbürger« bezeichnet. So blieb er dem treu, was er als seine Berufung, seine Pflicht, als Elsässer bereits im Jahre 1905 erkannt hatte, und was er als Vorspiel zu seinem Jean-Sébastien Bach, le musicien-poète, ausführte: »Wenn das große Privileg des Elsass immer darin bestand, die französische Kunst und die französische Wissenschaft in Deutschland bekannt zu machen und gleichzeitig in Frankreich den Weg für die deutschen Denker und Künstler von europäischer Bedeutung zu ebnen, drängt sich diese Aufgabe den Elsässern unserer Generation, die mit der französischen Kultur in Kontakt geblieben sind, nicht mehr auf als denen jeder anderen Epoche?«

Als er in den 1950er-Jahren an seinen philosophischen Manuskripten arbeitete, hatte er am Rand auf Deutsch notiert: »Ich selber, der ich in der deutschen und französischen Sprache lebe, versuche immer, einen philosophischen Gedanken ins Französische zu übersetzen – um zu sehen was an ihm von der Sprache unabhängig ist. Dass die deutsche Philosophie nicht immer in Avant-Garde marschiert. John Locke! Und Bergson. Ohne Bergson wäre die

neuere deutsche Philosophie unmöglich. Auch die spekulative Philosophie war nur durch die Sprache möglich … Dies ist ein Vorteil und ein Nachteil. Dass Bergson mit starrer Sprache kämpfen muss, dies hat einen moderierenden Einfluss auf seine Philosophie …«[8]

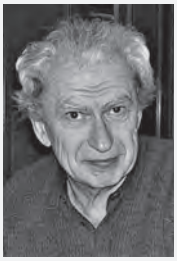
Seine philosophische Stärke und Originalität könnten von daher kommen, von seiner spontanen und täglichen Zweisprachigkeit, die ihn aufmerksam macht auf die Willkür der Zeichen, auf die ständige Kluft zwischen der Bedeutung, die der Geist sucht, und den Wörtern, die ihm zur Verfügung stehen. Und wie bei der Orgel erkundet er verschiedene Möglichkeiten des Ziehens verschiedener Register und lernt deren Wirkung von Atmosphäre und Bedeutung.

»Vom Französischen her gewohnt, auf die rhythmische Gestaltung des Satzes bedacht zu sein und Einfachheit des Ausdrucks zu erstreben, ist mir dies auch im Deutschen zum Bedürfnis geworden.«[9] In der Praxis der beiden Sprachen und den Lücken zwischen den beiden hat er einen eigenen Stil entwickelt, der seinem Wesen und seiner Lage entspricht. Zumindest verspürte er es und hat es theoretisch untermauert.

Übersetzung aus dem Französischen:
Dr. Roland Wolf, Deutscher Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene – Wolfsgangstraße 109, 60322 Frankfurt a.M.
info@albert-schweitzer-zentrum.de
www.albert-schweitzer-heute.de

Anmerkungen

1 *Aus meinem Leben und Denken,* Gesammelte Werke, Band 1, S. 161.
2 Brief von Albert Schweitzer an Helene Bresslau, 28. August 1911 (in Albert Schweitzer – Helene Bresslau, *Briefe 1902–1912*).
3 *Ibid.* Fortsetzung des Briefes vom 28. August und Auszüge aus dem Schreiben vom 1. September 1911.
4 *Ibid.*
5 Cf. *Wir Epigonen,* Werke aus dem Nachlass, C. H. Beck, München, 2005, S. 77. Anmerkung zu Rand 82, der vom 17. Oktober 1915 datiert werden kann, an Bord des Dampfers L'Anita Rose, auf dem Rückweg von Cap Lopez nach Lambarene.
6 Aus *meinem Leben und Denken,* Kapitel IX, »Der Entschluss, Urwaldarzt zu werden«. Der Entschluss, »mich einem unmittelbaren menschlichen Dienen zu weihen«.
7 *Aus meinem Leben und Denken,* Gesammelte Werke, Bd. 1, S. 79.
8 Cf. *Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben,* Kulturphilosophie III, 1 u. 2, Werke aus dem Nachlass, C. H. Beck, 1999. Anhänge, S. 459.
9 *Aus meinem Leben und Denken,* Gesammelte Werke Bd. 1, S. 88.



Anschrift des Autors:
Prof. Jean-Paul Sorg
13, rue de la carrière
F. 68530 Buhl (Oberelsass)
email: jpgrosorg@wanadoo.fr

Johann Gottfried Tulla – Eine Familiengeschichte

Die Tullas in Augsburg und in Südbaden (Teil 1)

Rainer Boos

Am 20. März 2020 jährte sich der Geburtstag von Johann Gottfried Tulla zum 250. Mal. In der Vergangenheit führten solche Jubiläen regelmäßig zur Veröffentlichung von Biografien, die sich meistens auf die berufliche Entwicklung und das Wirken des Ingenieurs Tulla bezogen. Wie sah seine Familie aus, wer waren seine Vorfahren, hatte er Geschwister? Solche Fragen wurden oft nur unvollständig beantwortet. Dieser erste Teil widmet sich der Familie Tulla vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

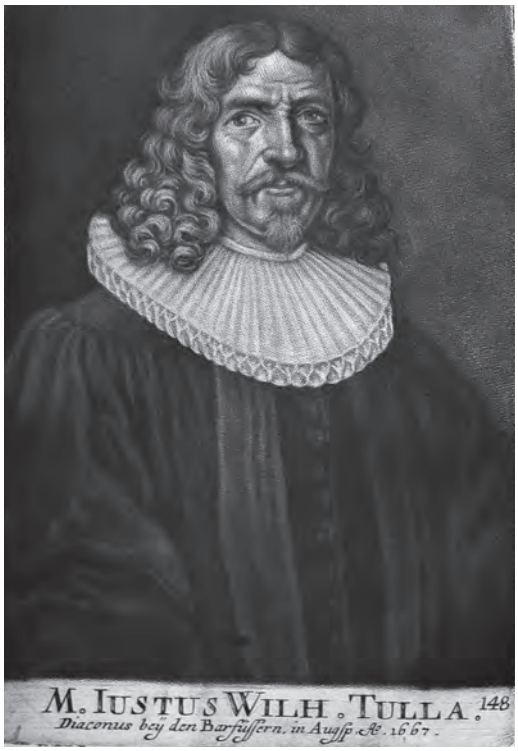
Entlang des Rheins, zwischen Basel und der hessischen Grenze gibt es keine badische Gemeinde ohne Tullastraße. Aber was wissen die heutigen Einwohner über Johann Gottfried Tulla, der vor 250 Jahren in Karlsruhe geboren wurde? Hatte er Familie, Frau und Kinder, Geschwister?

Am 8.12.1767 trägt der Pfarrer der lutherischen Stadtgemeinde Karlsruhe die Trauung der Eltern ins Kirchenbuch ein: »*Herr Johann Gottfried Tulla, Pfarrer in Nöttingen, mit Jungfer Christine Pfeiferin, Herrn Carl Pfeifers, fürstl. Küchenmeisters ehel. ledige Tochter*«[1]. Wer von der Verwandtschaft anwesend war, lässt sich nur vermuten, die Eltern der Braut, vielleicht ein Bruder und einige Schwestern. Von Seite des Bräutigams evtl. die Eltern aus dem südbadischen Rötteln. Ein großes Fest wird es nicht gewesen sein, denn sieben Monate zuvor war der älteste Bruder der Braut mit 28 Jahren gestorben.

Die familiären Wurzeln des Brautpaares und künftigen Eltern des Ingenieurs Tulla lassen sich bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen.

Der Name Tulla taucht in Süddeutschland erstmals in Augsburg auf. Der Niederländer Cornelius Tulla, aus Hasselt im heutigen Belgien, ist während des Dreißigjährigen Krieges als Angehöriger der schwedischen Armee an der Besetzung der Stadt beteiligt. Als sich 1635 das Kriegsglück wendet, muss er seinen dreijährigen Sohn Justus Wilhelm bei Pflegeeltern namens Kalchschmied zurücklassen. Der Knabe war am 17./27. Februar 1632[2] in Gräffenau[3], von Margaretha Stockfeldin[4] aus Stockholm geboren worden. Die Mutter wird im Kirchenbuch nicht erwähnt. Seinen Namen erhält er von den Taufzeugen, den Soldaten Wilhelm von Witzleben und einem Justus[5].

Seine Pflegeeltern sorgen für eine gute Ausbildung, und Justus Wilhelm[6] studiert ab 1650 Theologie an der Universität Tübingen, wird 1656 Diakon in Neuhausen ob Eck, wo er aber wegen heftiger Angriffe durch Katholiken nach zwei Jahren wieder abberufen wird. Nach kurzen Tätigkeiten in Stuttgart und Tuttlingen wird er 1660 Diakon in Wankheim, oberhalb von Tübingen. Zuvor reist er aber nach Augsburg, wo er sich vergeblich auf



Justus Wilhelm Tulla 1667 in Augsburg
(Bild: gemeinfrei)

eine Stelle bewirbt und heiratet am 29. Juli 1658[7] die Tochter seines ehemaligen Lehrers Brosser. Mit seiner Frau Anna Maria kehrt er nach Württemberg zurück. Die Ehe ist reich gesegnet. Allein in Wankheim, wo die junge Familie bis 1667 lebt, werden sechs Kinder getauft. Am 31.3. erhält Justus Wilhelm Tulla den ersehnten Ruf an die Barfüßerkirche in Augsburg, wo er als Diakon und angesehener Kirchenmusiker wirkt. Als er am 11.9.1687[8] hoch geehrt stirbt, sind von seinen insgesamt 19 Kindern schon zehn vor ihm gegangen.

Zu Ehren seiner Frau Anna Maria, geb. Brosser (* 4.6.1638 – das Todesdatum ist nicht überliefert)[9], werden hier die Kinder genannt, soweit dies aus den Kirchenbüchern ersichtlich ist. Der Eintrag der namenlosen Kinder ist eine Hypothese des Autors.

Vier der sechs überlebenden Töchter heiraten[13], der älteste Sohn Johannes studiert Theologie in Tübingen, wird 1688 Pfarrer in Ravensburg und tritt 1703 in Augsburg in die

Kinder von Tulla, Justus Wilhelm und Brosser, Anna Maria

1.	NN	* 1659	† ?	
2.	Anna Maria	* 09/19.07.1660 Wankheim[10]	† 28.07.1711 Augsburg[11]	
3.	Johanna	* 20/30.07.1661 Wankh.	† 04.04.1708 Augs.	
4.	Johannes	* 16/26.09.1662 Wankh.	† 25.12.1721 Augs.	verh. 2x
5.	Justus Christian	* 03/13.12.1663 Wankh.	† 03/13.12.1663 Wankh.	
6.	NN	* 1664	† ?	
7.	Regina Magdalena	* 01/11.11.1665 Wankh.	† nach 1695	verh.
8.	Potenia	* 30/09.07/08.1666 Wankh.	† 31/10.07/08.1666 Wankh.	
9.	Markus Gustavus	* 30.08.1667 Augsburg[12]	† ?	
10.	Maria Magdalena	* 03.09.1668 Augs.	† ?	
11.	Carolus Dietrius	* 17.11.1669 Augs.	† ?	
12.	Maria Regina	* 29.12.1670 Augs.	† ?	
13.	Justus	* 10.01.1672 Augs.	† ?	
14.	Wolfgang Friedrich	* 15.01.1673 Augs.	† ?	
15.	Johann Gottfried I.	* 06.07.1675 Augs.	† 22.04.1740 Feldberg	verh. 2x
16.	Johann Philipp	* 28.09.1676 Augs.	† nach 1705 Hamburg?	
17.	Anna Catharina	* 28.11.1677 Augs.	† 31.08.1716 Augs.	verh.
18.	NN	* 1679	† ?	
19.	Melchior Abraham	* 28.02.1680 Augs.	† ?	

Fußstapfen seines Vaters. Der jüngere Bruder, Johann Philipp ist 1705 als Kupferstecher in Hamburg tätig[14].

Der dritte Sohn, Johann Gottfried, studiert ebenfalls in Tübingen und wird 1700 Pfarrer in Hertingen im Markgräfler Land. Wie er nach Baden kam, ist nicht mehr nachvollziehbar. Der 25jährige stellt sich bei den Kollegen in der Nachbarschaft vor und findet im 10 km entfernten Efringen eine Braut. Am 18. Januar 1701 trägt Martin Maurity[15], Pfarrer in Efringen, die Hochzeit seiner Tochter Anna Catharina mit *»Magister Johannes Gottfried Tulla, des weiland wohlgewürdigten Herr Magister Justi Wilhelm Tulla gewesener Archidiaconi zu Barfüßer in Augsburg ehelicher Sohn, zur Zeit Pfarrer in Hertingen«*[16] ins Kirchenbuch ein. Dem frisch vermählten Paar bleibt allerdings nicht viel Zeit. Schon am 13.10.1701 schreibt Tulla ins Hertinger Sterbebuch, dass seine Frau Anna Catharina Tullin (* 1/11.5.1670 Hertingen † 11.10.1701 Hertingen) 38 Wochen nach der Hochzeit gestorben ist[17]. Als Ursache nennt er Wassersucht. Aus heutiger Sicht ist das keine Krankheit, sondern eine Nebenwirkung bzw. eine Komplikation einer Krankheit oder einer Schwangerschaft.

Das Jahr 1702 bringt eine neue Braut. Das Kirchenbuch der Gemeinde Betberg, heute Ortsteil von Buggingen, verzeichnet ohne genaueres Datum die Trauung von *»Tulla, Joh. Gottfried, Pfarrer zu Hertingen, 26 Jahre, Witwer – Pauli, Jungfrau, Rosamunda, 26 Jahre«*[18]. Die Heiratsvermittlung von Pfarrerstöchtern an junge Theologen funktioniert zuverlässig und schnell, ist doch die Jungfrau Rosamunda die Tochter des Pfarrers von Betberg.

Auch der spanische Erbfolgekrieg kann dies nicht verhindern. Vier Jahre nach dem Ende des Pfälzischen Erbfolgekrieges, der den nördlichen Teil der Markgrafschaft einschließlich der Residenz Durlach verwüstet hat, treffen im Oktober 1702 in Friedlingen bei Weil am Rhein die Soldaten des badischen Markgrafen Ludwig Wilhelm, dem Türkenlouis, auf die Truppen des französischen Königs. Nach schweren Kämpfen, bei denen der Rastatter Feldherr verwundet wird, ziehen sich die Franzosen zurück und hinterlassen eine ausgeplünderte Landschaft.

Ob das junge Paar in Hertingen darunter leiden muss, ist nicht belegt. Sie bleiben neun Jahre in der Pfarrei, in denen Tullas Frau fünf Kinder bekommt, danach wird er von 1711 bis 1717 Pfarrer in Ottoschwanden, wo drei Kinder geboren werden und ein weiteres folgt, als er die Pfarrei Tegernau für drei Jahre betreut. Von 1720 bis zu seinem Tod am 22.4.1740[19] ist er in Feldberg bei Müllheim, wo auch seine Frau Rosamunde Pauli (* 4/14.6.1676[20] Schopfheim † 12.4.1728 Feldberg/Müllheim)[21] und fünf seiner Kinder begraben sind.

Kinder von Tulla, Johann Gottfried I. und Pauli, Rosamunda

1.	Matthias Wilhelm	* 05.04.1703	Hertingen[22]	† 04.01.1763	Kleinkems	verh. 2x
2.	Johann Gottfried II.	* 16.10.1704	Hertingen	† 06.07.1771	Rötteln	verh.
3.	Philipp Heinrich	* 06.01.1707	Hertingen	† 14.01.1740	Feldberg	verh.
4.	Rosina Catharina	* 01.03.1709	Hertingen	† 23.11.1762	Feldberg	verh. 2x
5.	Friderich Daniel	* 09.04.1711	Hertingen	† 04.02.1722	Feldberg	
6.	Maria Rosamunda	* 10.03.1713	Ottoschwanden[23]	† 07.09.1778	Feldberg	verh.
7.	Justus Gottlieb	* 09.08.1715	Ottoschwanden	† 16.02.1716	Ottosch.	
8.	David Abraham	* 25.04.1717	Ottoschwanden	† 27.01.1756	Feldberg	verh.
9.	Isaak Jacob	* 15.12.1719	Tegernau[24]	† ?		

Die beiden ersten Söhne studieren Theologie, Philipp Heinrich und David Abraham werden Chirurgen, was nicht mit dem medizinischen Status vergleichbar ist, den wir heute damit verbinden. Beide werden nicht alt. Philipp Heinrich stirbt 33jährig wenige Monate vor seinem Vater und wird im Sterbeeintrag *Chirurgus* und *Barbierer* bezeichnet. Der Eintrag zum Tod seines Bruders David lässt einen Kriminalfall erahnen: »*David Abraham Tulla, gewesener Bürger u. Chirurgus dahier, starb eines plötzl. Todes wegen in Lippurg empfangenen Schlägen u. wurde secirt*«[25]. Ob die Tat im Nachbarort Lipburg verfolgt wurde, ist nicht bekannt. Drei weitere Brüder sind schon im Kindesalter gestorben. Rosina Catharina heiratet 1728 den Müller Johann Jacob Camüller von Schallsingen. Nach fünf Jahren kehrt sie als schwangere Witwe nach Feldberg zurück und heiratet den Schmied Joh. Georg Sütterlin mit dem sie fünf Kinder bekommt. Ihre Schwester Maria Rosamunda heiratet den Feldberger Küfermeister Joh. Philipp Beydeck und gebiert sechs Kinder, von denen wohl nur zwei das Erwachsenenalter erreichen.

Zum Abschluss der ersten Tulla-Generation in Baden betrachten wir die beiden Erstgeborenen noch genauer. Beide gehen ab 1720 auf das fürstliche Gymnasium in Lörrach, werden Pfarrer und heirateten Pfarrerstöchter wie ihr Vater.

Matthias Wilhelm[26] studiert in Basel und Jena, ist in den Jahren 1731/32 Vikar in Feldberg bei seinem kränkelnden Vater und danach in Tüllingen. Am 8.9.1733 heiratet er in Lörrach Augusta Dorothea, die Tochter des dortigen Pfarrers und Superintendenten Johann Laurentius Hölzlin. 1735 wechselt das junge Paar mit einer Tochter in die Pfarrei Egringen, wo die 25jährige Mutter Ende 1739 stirbt. Neun Monate später findet der Witwer in Anna Sophia Gaupp eine neue Partnerin und Mutter für seine sechs Jahre alte Tochter. Mit Anna Sophia, der Tochter des Vogts von Fischingen, Georg Jacob Gaupp bekommt Matthias Wilhelm zwischen 1741 und 1746 einen Sohn, der kurz nach der Geburt stirbt und vier Töchter.

Am 17.7.1752 wird im Taufbuch der Pfarrei Egringen vermerkt, dass die folgenden Einträge während der Unpässlichkeit von Pfarrer Tulla von Pfarrer Dreuttel aus Efringen erfolgen. Was sich so dramatisch darstellt, war auch so. Das Pfarrerbuch der evangelischen Kirche Badens Band 2 berichtet über Matthias Wilhelm: »*… wurde 1753 auf einem Karren ins Tollhaus nach Pforzheim gebracht, entwich aber nach einiger Zeit von hier nach Karlsruhe, wo er durch zwei Probepredigten dem Kirchenrat seine Geistesklarheit bewies*«. Was sich hinter dieser »Unpässlichkeit« verborgen hat, ist nicht mehr nachzuvollziehen. Aber 1755 bekommt er wieder eine Pfarrei in Kleinkems, wo er acht Jahre später am »*hitzigen Fieber*«[27] stirbt. Matthias Wilhelms Frau kehrt zu ihrer Familie nach Fischingen zurück und stirbt 23 Jahre später im Nachbarort Schallbach.

Auch Johann Gottfried II. studiert in Basel. Sein erstes Vikariat ist 1725 in Ihringen bei Jakob Christof Zandt, dann wird er nach Feldberg versetzt um seinem Vater und der am »*hitzigen Fieber*« sterbenden Mutter beizustehen. 1729 ist er Pfarrer in Mimbach, 1735 folgt Nimburg, wo, frisch verheiratet mit Magdalena Margaretha Zandt[28] (* 13.4.1714[29] † 12.2,1786[30]), der Tochter seines Lehrherrn, die ersten drei Kinder zur Welt kommen. 1742 geht es nach Mengen und 1750 nach Rötteln, wo Johann Gottfried II. bis zu seinem Tod 1771 die Pfarrei betreut. Er hat mit seiner Frau sechs Kinder von denen nur drei erwachsen werden.

Ihr Sohn Gottlob Friedrich Wilhelm wird Pfarrer in Niedereggenen und nimmt seine

Kinder von Tulla, Johann Gottfried II. und Zandt, Magdalena Margaretha

1.	Charlotta Sophia Christina	* 17.09.1736	Nimburg[31]	† 01.09.1740	Nimburg	verh. 2x
2.	Johann Gottfried III.	* 18.10.1738	Nimburg	† 13.01.1809	Ka-Rüppurr	verh. 2x
3.	Jacob Christoph	* 03.08.1741	Nimburg	† 19.02.1746	Mengen	
4.	Ernst Friedrich	* 20.02.1744	Mengen[32]	† 26.02.1744	Mengen	
5.	Gottlob Friedrich Wilhelm	* 09.11.1745	Mengen	† 28.05.1813	Feldberg	verh.
6.	Rosina Jakobina Magdalena	* 12.02.1749	Mengen	† 22.04.1826	Lahr	verh.

verwitwete Mutter bis zu ihrem Tod bei sich auf. Tochter Rosina Jakobina Magdalena heiratet 1777 Karl Ludwig Schell, einen *Rothgerber* aus Lahr und bekommt mit ihm vier Kinder.

Den ältesten Sohn Johann Gottfried III. haben wir schon am Anfang dieses Artikels kurz kennengelernt, mit seiner Karlsruher Braut, der Tochter des fürstlichen Küchenmeisters. Auch er studiert Theologie, er schreibt aber auch Bücher und deshalb kann man seinen schulischen Werdegang in einer Veröffentlichung mit dem Titel »Das gelehrte Schwaben«[33] aus dem Jahr 1802 finden: 1750 Pädagogium Lörrach, 1753 Lateinschule der Frankeschen Anstalten in dem Waisenhaus zu Glaucha vor Halle, 1755 Gymnasium zu Preuss. Minden und 1757 die Hohe Schule zu Halle. 1760 wird er badischer Pfarrkandidat und drei Jahre später Pfarrverweser zu Kloster Weitenau in der Herrschaft Rötteln. Ab 1765 ist er Hof- und Stadtvikar in Karlsruhe, wo er wohl Anna Christina Elisabetha Pfeiffer kennenlernt und 1767 heiratet. Der weitere Weg der Familie Tulla wird im Teil 2 in einem der nächsten Hefte dargestellt.

Literatur

Leopold Oelenheinz-Coburg: Badische Familien – Die Tulla, Heraldisch-genealogische Blätter für adlige und bürgerliche Geschlechter, Pforzheim 1905.

Karl Stiefel: Baden 1648–1952, Verein für oberrheinische Rechts- und Verwaltungsgeschichte e. V., Karlsruhe 1977.

Arthur Valdenaire: Das Leben und Wirken des Johann Gottfried Tulla – Die Rheinregulierung, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1929, Band 42.

Hans Georg Zier: Johann Gottfried Tulla – Ein Lebensbild, Badische Heimat 50. Jahrg. 1970, Heft 4.

Bemerkungen und Quellen

1 Landeskirchl. Archiv (LKA) Karlsruhe: Kirchenbuch Karlsruhe (luth.) Stadtgemeinde – Trauungen Aug. 1738–1804 S. 96.

2 Einträge mit zwei Datumsangaben zeigen das Datum der Quelle nach dem damals in diesem (ev.) Territorium gültigen julianischen Kalender und das heutige Datum.

3 Gräffenau, Schwarzenbergischen Amt Königsee, heute Gräfinau-Angstedt/Thüringen.

4 Georg Wilhelm Zapf: Augsburger Bibliothek 1. Band, Augsburg 1795. Seite 489–492, Justus Wilhelm Tulla von Johann Jakob Müller 1688.

5 LKA Eisenach: Kirchenb. Gräfinau-Angstedt 1595–1740, Sig.:K 7/9-1, S. 67.

6 Georg Wilhelm Zapf: Augsburger Bibliothek 1. Band, Augsburg 1795. Seite 489–492, Justus Wilhelm Tulla von Johann Jakob Müller 1688.

7 LKA Evang.-Luth. Kirche Dekanat Augsburg: Kirchenb. Augsburg, St. Anna – Trauungen 1596–1777.

8 Georg Wilhelm Zapf: Augsburger Bibliothek 1. Band, Augsburg 1795. Seite 489–492, Justus Wilhelm Tulla von Johann Jakob Müller 1688.

9 Die Freie Reichstadt Augsburg führte den gregorianischen Kalender schon 1583 ein.

10 LKA Stuttgart: Kirchenb. Wankheim, Mischbuch-Taufen 1605–1757 Band 1, Kinder 2–5 und 7–8.

11 LKA Evang.-Luth. Kirche Dekanat Augsburg: Augsburg, General Allgem. Totenbuch 1701–1724, Kinder 2–4 und 17.
12 LKA Evang.-Luth. Kirche Dekanat Augsburg: Kirchenb. Augsburg, Zu den Barfüßern-Taufen 1662–1734, Kinder 9–17 und 19.
13 LKA Evang.-Luth. Kirche Dekanat Augsburg: Kirchenb. Augsburg, Zu den Barfüßern – Copulationen 1632–1711.
14 Allgemeines Künsterlexikon; Band 2, S. 1958; Autor: Füssli, Zürich 1802.
15 LKA Karlsr.: Kirchenb. Efringen, Mischbuch 1583,1593,1583–Feb. 1739. Pfarrer Maurity hat auf den ersten Seiten des Kirchenbuch den Befehl des Markgrafen Friedrich Magnus über die Einführung des neuen Kalender in der evangelischen Markgrafschaft Baden-Durlach niedergeschrieben. Die Pfarrer mussten am ersten Advent des Jahres 1699 von der Kanzel verkünden, dass nach dem 18.2.1700 alter Zeit gleich der 1.März neuer Zeit folgen wird.
16 LKA Karlsr.: Kirchenb. Efringen, Mischbuch-Trauungen 1583, 1593, 1583–Feb. 1739.
17 LKA Karlsr.: Kirchenb. Hertingen, Mischbuch-Sterbeeintrag Mai 1686–1738.
18 LKA Karlsr.: Kirchenb. Betberg, Mischbuch-Trauungen 1663–März 1739.
19 LKA Karlsr.: Kirchenb. Feldberg, Mischbuch-Sterbeeintrag 1739–1793.
20 LKA Karlsr.: Kirchenb. Schopfheim, Mischbuch-Taufen 1652–1725.
21 LKA Karlsr.: Kirchenb. Feldberg, Mischbuch-Sterbeintrag 1721–Juni 1738.
22 LKA Karlsr.: Kirchenb. Hertingen, Mischbuch-Taufen 1686–1738, Kinder 1–5.
23 LKA Karlsr.: Kirchenb. Ottoschwanden, Mischbuch-Taufen 1689,1703,1703–1738, Kinder 6–8.
24 LKA Karlsr.: Kirchenb. Tegernau, Mischbuch-Taufen 1710–Sep. 1727.
25 LKA Karlsr.: Kirchenb. Feldberg, Mischbuch-Sterbeeintrag 1739–1793.
26 Heinrich Neu: Pfarrerbuch der ev, Kirche Baden Teil II 1939.
27 Typhus – häufige Todesursache durch verunreinigtes Trinkwasser.
28 LKA Karlsr.: Kirchenb. Ihringen, Mischbuch-Trauungen 1707–1739.
29 LKA Karlsr.: Kirchenb. Durlach, Hof- u. Dienerschaft-Taufen Okt. 1709–Jan. 1719.
30 LKA Karlsr.: Kirchenb. Niedereggern, Mischbuch- Sterbeeintrag 1739–1794.
31 LKA Karlsr.: Kirchenb. Nimburg, Mischbuch-Taufen Feb. 1739–1805, Kinder 1–3.
32 LKA Karlsr.: Kirchenb. Mengen, Mischbuch-Taufen Nov. 1732–1809, Kinder 4–6.
33 Johann Jacob Gradmann: Das gelehrte Schwaben oder Lexicon der jetzt lebenden schwäbischen Schriftsteller.

Anschrift des Autors:
Rainer Boos
Vierordtweg 3
76437 Rastatt

Wenn ein Reisender an einem Wintertag

Patrick Leigh Fermor in Bruchsal

Johannes Werner

Barocker Raum überhöht erst dort sich ganz, wo seine Exzentrizität ins Licht übergeht. Was unmöglich scheint, geschieht abermals: Barock bringt eine Gleichung zwischen Licht und Raum zustande.
Wilhelm Hausenstein, Vom Geist des Barock

Am 9. Dezember 1933 brach Patrick Leigh Fermor, 18 Jahre alt, in London zu einer Reise auf, die ihn bis nach Istanbul führen und deren Beschreibung ihn viele Jahre später berühmt machen sollte; es gibt kaum etwas, was mit ihr zu vergleichen wäre. Auf seinem Weg kehrte der Reisende für einen Tag in Bruchsal ein, wo ihn das ehemals fürstbischöfliche Schloss mehr beeindruckte als alles davor und vieles danach.

Nach einer nächtlichen Überfahrt kam Fermor in Hoek van Holland an und wanderte los: erst durch die Niederlande, dann den Niederrhein entlang bis nach Köln. Weiter ging es auf einem Lastkahn bis Koblenz, und nun wieder zu Fuß über Mainz, Oppenheim, Worms und Mannheim nach Heidelberg.[1] Was immer er erlebte, und es war viel, hielt er fest, und zwar in einer Sprache, die ihresgleichen sucht.

Heidelberg, das wie im Winterschlaf lag, beeindruckte ihn kaum; umso mehr die Gastfreundschaft, die er im »Roten Ochsen« genoss.[2] Nur ungern zog er weiter nach Bruchsal, wo er am 2. Januar 1934 eintraf und wiederum freundlich aufgenommen wurde; nämlich in der Familie des Bürgermeisters Arnold, an die er von einem Freund empfohlen war.[3] Arnold war ein gutgelaunter, leutseliger Mann, leidenschaftlicher Klavierspieler und Zigarrenraucher – und er wohnte im Schloss.

Patrick Leigh Fermor; Passbild von 1933
(Bild: Johannes Werner)

Wie ein Wunder

»Es war das erste Mal, dass ich eine solche Architektur sah. Den ganzen nächsten Tag lang trieb ich mich in dem Gebäude herum; blieb auf halbem Weg auf sanft ansteigenden Treppen stehen, deren Brüstungen aus wunderbaren, kompliziert gestalteten Kunstschmiedearbeiten bestanden; wanderte durch Doppeltüren, die von einem Kabinett zum anderen führten; blickte mit ungeübten und verwunderten Augen die Raumfluchten entlang, die von den nachlassenden Sonnenstrahlen des Winters durchquert wurden. Pastorale Szenen entfalteten sich in heiteren Farben auf Decken, die ein bemüht asymmetrischer Zuckerguss aus Schnörkeln und Garben umgab; mit Muscheln und Girlanden und Blättern und Bändern waren derart extravagante Mythen dargestellt, dass ein unvorbereiteter Betrachter auf der Stelle erstarrte. Der Eindruck des winterlichen und doch warmen Innenraums, die Leichtigkeit der schneeweißen Verschnörkelungen, der Wirbel des metallenen Blattwerks, die Vergoldung der Verzierungen wurden durch den Widerschein des wirklichen Schnees, der unberührt draußen lag, noch weiter aufgehellt; er sah aufwärts durch die Scheiben herein und verbreitete ein stilles und gedämpftes Licht: eine nördliche Spielart (so dachte ich in späteren Jahren) des flimmernden Widerscheins, den die Kanäle während venezianischer Siestas nach oben auf die von Wolken getragenen Apotheosen und die Schandtaten werfen, die die Decken überziehen. Nur Statuen und dürre Bäume unterbrachen das Weiß der Außenwelt, und eine Kolonie von Krähen.«[4]

Dies ist zum einen eine Beschreibung eines Schlosses, das es nicht mehr gibt, nachdem es am 1. März 1945 in Schutt und Asche sank; spätere Bemühungen haben den alten Glanz nicht mehr wiederherstellen können.[5] Auch aus anderen Beschreibungen geht er noch hervor. Sie rühmen, ganz wie jener junge Besucher, obwohl in einem anderen Ton, »das frohe Getriebe der Götter und Helden (…), die mit geschicktem Pinsel hinein geschaffen sind in die scheinbar ins Unendliche sich verlierenden Wolkenkreise«[6]. Und vor allem rühmen sie den über alle Räume ausgebreiteten, deren Grenzen überspielenden Stuck der Wessobrunner Meister. »Bald in kräftigem Rahmen- und Muschelwerk, bald leicht bewegt in den Gebilden von Blatt und Ranken, die oft losgelöst aus den formalen Banden malerisch über die Säulen herabhängen, dringt das Ornament bis in die Decke und über weite glänzende Flächen.«[7]

Zum anderen aber ist dies die Beschreibung weniger des Schlosses selber als vielmehr seiner Wirkung auf jemanden, der dergleichen noch nie gesehen hatte. Barocke Gebäude, gar Schlösser, gibt es in England ja eigentlich nicht; die Landsitze des Adels bleiben durchweg in einem strengeren, kühleren Klassizismus, dem sogenannten »Palladianismus« verhaftet.[8] Nur die anglikanische St. Paul's Cathedral in London fällt aus der Reihe, weil sie mit dem katholischen Petersdom in Rom konkurrieren wollte, ihn deshalb auch in vieler Hinsicht imitierte. Diese Beschreibung zeigt, dass der junge Besucher schlechthin überwältigt war; und sie zeigt es dadurch, dass er sich seinen Eindrücken überließ, ohne sie zu ordnen oder zu hinterfragen, und dass er, mehr als sonst, alle Register zog, die ihm seine Sprache bot.

Vom Schloss zum Stall

Am 4. Januar zog Fermor weiter – nach Pforzheim, wie er dachte, aber er verlief sich und traf zu später Stunde an einem einsam gelegenen Bauernhaus ein. Welch ein Unterschied

Schloss Bruchsal, Fürstensaal;
historische Postkarte (Johannes Werner)

zu seiner letzten Unterkunft, und doch auch wieder nicht; denn auch hier wurde er freundlich aufgenommen.

»Ein Dutzend Gesichter schaute überrascht auf. Die Leute hatten Löffel in den Händen, hielten aber mitten in der Bewegung inne, und ihre Züge, die von unten durch eine auf dem Tisch stehende Laterne beleuchtet wurden, waren ebenso knorrig und narbig wie dessen Holz. Ihre Holzschuhe waren in der Dunkelheit darunter verborgen, und der übrige Raum, außer dem Kruzifix an der Wand, lag im Schatten. (…) Grobknochige Finger von gewaltigen Händen, noch halb verkrampft vom Halten der Pflüge und Spaten und Sensen,

lagen zwischen den geschnittenen Zwiebeln und abgestoßenen Krügen und einem aufgebrochenen braunen Brot. Rauch hatte die tönerne Schüssel geschwärzt, und das Licht verfing sich in ihrem zinnernen Henkel und betonte die zerfurchten Gesichter und die ziegelroten Wangen von jungen Riesen mit Haaren wie aus Hanf … Am Ende des Tisches saß eine Greisin, die eine gefältelte Haube trug und deren helle und zugleich ängstliche Augen tief in ihren Höhlen lagen, und ein einziger Docht hob mit seinem Licht von unten her alle diese wirren Züge deutlich hervor. Abendmahl in Emmaus oder Bethanien? Von wem gemalt?«[9]

Schloss Bruchsal, Treppenhaus;
historische Postkarte (Johannes Werner)

(Also auch hier wieder, wie in Bruchsal, ein Spiel des Lichts, wenn auch ein ganz anderes.)

Ein Bett konnte man dem Wanderer zwar nicht anbieten, aber ein Lager bei den Tieren im Stall. Am nächsten Tag machte er sich, mit einem übergroßen Butterbrot versehen, auf den Weg über Mühlacker nach Pforzheim, das ihn nicht beeindruckte, und dann nach Stuttgart.

Ausblick

Von seiner Reise ist an dieser Stelle sonst nichts mehr zu sagen; nur dass er tatsächlich bis nach Istanbul gelangte und erst im Januar 1937 wieder nach Hause kam. Auch sein weiterer Le-

bensweg kann hier nur angedeutet werden. Nach ein paar in Griechenland und Rumänien verbrachten Jahren schloss sich Fermor bei Kriegsbeginn der englischen Armee an, wurde als Verbindungsoffizier nach Albanien und nach Kreta entsandt, wo er, als Schafhirte getarnt, die deutsche Okkupation jahrelang überstand. Im Jahre 1944 gelang ihm, zusammen mit kretischen Widerstandskämpfern, ein Husarenstück, das ihn berühmt machte: nämlich die Entführung des deutschen Kommandeurs, General Heinrich Kreipe.[10] Als der Krieg vorüber war, ließ er sich endgültig in Griechenland nieder und schrieb, neben einigen anderen Büchern, endlich auch den Bericht von seiner frühen Reise, was ihm, dank seiner sorgfältig geführten Tagebücher und seines überaus genauen Gedächtnisses, auch auf erstaunliche Weise gelang; nur der dritte und letzte Band blieb unvollendet.[11] Am 10. Juni 2011 ist Patrick Leigh Fermor, 96 Jahre alt, gestorben.[12] Da gab es das Deutschland, das er einst so schön geschildert hatte, schon längst nicht mehr.

Anmerkungen

1 Dass Fermor an Worms achtlos vorüberging, erstaunt umso mehr, als diese Stadt von vielen anderen Reisenden als Offenbarung empfunden wurde; vgl. etwa Johannes Werner, Schock und Versöhnung. Rudolf Borchardts eintägiger Besuch in Worms. In: Heimatjahrbuch für die Stadt Worms 4 (2009), S. 174–177; ders., In der Stadt der Nibelungen. Curzio Malaparte kam auch einmal nach Worms. In: ebd. 12 (2017), S. 52–55. Aber wer wie er in Canterbury und im Schatten seiner Kathedrale gelebt hatte, sah in ihr wohl nichts Besonderes.

2 Das Gasthaus (Hauptstraße 217) wurde 1703 erbaut und wird derzeit in der 6. Generation von Familie Sprengel bewirtschaftet.

3 Dr. Hans Arnold amtierte von 1933 bis 1938.

4 Patrick Leigh Fermor, A Time of Gifts. On Foot to Constantinople: from the Hook of Holland to the Middle Danube. Harmondsworth 1977, S. 74 f.; Übersetzung vom Verf. – Die Übersetzung von Manfred Allié (Die Zeit der Gaben. Zürich 2005) wird, wie fast alle ihrer Art, dem Original nicht gerecht; freilich muss an ihm jede Übersetzung, auch die hier vorgelegte, wenigstens teilweise scheitern.

5 Vgl. Schloss Bruchsal. Die Beletage – Barocke Pracht neu entfaltet. Hrsg. von den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg. Mainz 2018; dazu Rolf Bidlingmaier, Rez. in: Badische Heimat 1/2020, S. 154–156.

6 Jakob Wille, Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert. 2. Aufl. Heidelberg 1900, S. 80.

7 Ebd.; vgl. insges. S. 75–85.

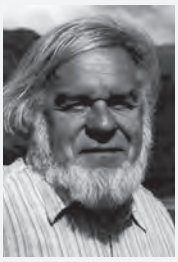
8 Vgl. z. B. F. O. Morris, A Series of Picturesque Views of Seats of Noblemen and Gentlemen of Great Britain and Ireland. 7 Bde. London 1880.

9 Fermor, A Time of Gifts, S. 75 f. – Übersetzung vom Verfasser.

10 Die Episode wurde 1957 unter dem Titel »Ill Met by Moonlight« verfilmt (mit Dirk Bogarde in der Rolle von Fermor).

11 Patrick Leigh Fermor, Between the Woods and the Water. On Foot to Constantinople from The Hook of Holland: The Middle Danube and the Iron Gates. London 1986; The Broken Road. From the Iron Gates to Mount Athos. Hrsg. von Colin Thubron und Artemis Cooper. London 2013. – Nachzutragen ist, dass Fermor am 11. Februar 1915 geboren und auf keiner der vielen Schulen, die er besuchte, lange geduldet wurde; dass dieser Beitrag zur Erinnerung an die Zerstörung des Bruchsaler Schlosses vor 75 Jahren geschrieben wurde und sein Titel auf den des Romans von Italo Calvino anspielt (»Wenn ein Reisender in einer Winternacht« bzw. »Se una notte d'inverno un viaggiatore«, Turin 1979).

12 Vgl. Colin Thubron, Patrick Leigh Fermor (1915–2011). In: The New York Review, Sept. 2011.



Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Die wirtschaftliche Lage einer dörflichen Gemeinde während der Kaiserzeit 1871–1918

Die Gemeinde Langenbrücken

Konrad Exner

Die Gemeinde Langenbrücken, heute Ortsteil der Gemeinde Bad Schönborn, in der Nähe der Stadt Bruchsal gelegen, war früher landwirtschaftlich geprägt. Sie hatte in den Zeiten der Industrialisierung im 19./Anfang des 20. Jahrhunderts, als die Städte expandierten und Menschen aus den Dörfern in die Städte gezogen waren, ihr Gemeindevermögen in einer Hochkonjunkturphase – meist um ein paar Jahre verzögert – gesteigert und nicht gesenkt. Nur bei abgeschwächter Konjunktur hatte der Wert des Gemeindevermögens – ebenfalls verzögert – abgenommen. Bei der Einteilung der Konjunkturphasen habe ich mich auf die Gliederung »Hochindustrialisierung in Deutschland« von Wikipedia bezogen.[1]

Im Jahr 1874 hatte die Gemeinde Langenbrücken 199 446 M(ark) Gemeindevermögen, einen nicht sehr hohen Wert. Dieses Gemeindevermögen hat sich im Jahr 1876 auf 153 801 M vermindert (ab 1875 »Gründerkrise«), 1881 stieg es wieder auf 269 686 M und bis 1885 sogar auf 318 728 M. Nach einem schwächeren Wachstum der Jahre 1886 bis 1891 erhöhte sich das Gemeindevermögen langsam bis auf 335 499 M im Jahre 1896. Bis 1901 ging das Gemeindevermögen auf hohem Niveau auf 320 462 M zurück, um 1904 auf 342 469 M zu steigen und bis 1907 im Wesentlichen gleich zu bleiben. Nach einer kurzen Depression stieg das Gemeindevermögen im Jahre 1912 auf 457 581 M und im Jahr 1915 sogar auf 491 462 M. Im Ersten Weltkrieg stieg der Wert des Gemeindevermögens noch verstärkt an, aber der Mehrwert ist wegen der Vorboten einer Inflation während der Konjunkturphasen von 1913–1918 stark abgefallen.

Die wirtschaftliche Lage der Gemeinde

Um die Wirtschaftlichkeit einer Gemeinde zu ermitteln, braucht man eine Größe, anhand der man die wirtschaftliche Lage der Gemeinde ermitteln kann. Sie ist nicht aus dem Reichtum einiger Bürger zu entnehmen, sondern sie ist durch die Höhe des Gemeindevermögens anzugeben. »Zum Gemeindevermögen gehören alle im Eigentum der Gemeinde stehenden Sachen und Rechte, deren Träger die Gemeinde ist.«[2] Dazu gehören das Kämmereivermögen (Eigentum und volle Nutzung des Vermögens), das Verwaltungsvermögen (Sachen im Gemeindegebrauch, z. B. Straßen) und das Betriebsvermögen (Gegenstände, die dem wirtschaftlichen Gebrauch der Gemeinde dienen). Dieses Gemeindevermögen von Langenbrücken ist im Generallandesarchiv in Karlsruhe überliefert, in den sogenannten Ortsbereisungen. Das sind Berichte

Altes Rathaus (Foto: Konrad Exner 2020)

der Beamten des Bezirksamts Bruchsal. In ihnen wurden diese Vermögen von 1874 bis zum Ende des Kaiserreiches aufgelistet, 1874–1908[3] und 1908–1939.[4]

Zum Anfang des Jahres 1874 wurde das Gemeindevermögen Langenbrückens **mit 99 723 Gulden angegeben.**

Durch den Beitritt Badens zum Deutschen Reich verlor das Großherzogtum wichtige Landeskompetenzen, z. B. die Außenpoitik und die Posthoheit. Mit dem Münzgesetz vom 9.7.1873 wurde in Deutschland, und somit auch in Baden, die Reichsgoldwährung mit der Rechnungseinheit Mark eingeführt.[5]

Zu Beginn des Jahres 1876 belief sich das Gemeindevermögen **auf 153 801 M.**

Um die Gulden in Mark umzurechnen, geht man davon aus, dass 1 Gulden = ⅔ Taler wert war[6] und dass nach der Münzgesetzgebung von 1871 und 1873 1 Taler mit 3 Mark gehandelt wurde.[7] So ergeben die **99 723 Gulden des Jahres 1874 199 446 M.** – Wenn man diese 199 446 M mit denen 153 801 M des Gemeindevermögens vom Anfang des Jahres 1876 vergleicht, so war das Gemeindevermögen Langenbrückens im Jahre 1874 um **45 645 M** höher als 1876. Diese Vermehrung von 1874 hing sicherlich mit einer günstigeren wirtschaftlichen Lage Badens seit dem Beitritt zum Deutschen Reich zusammen. »Der Beitritt zum Deutschen Reich, das auch das Reichsland Elsass-Lothringen umfasst(e),

wandelt(e) die Grenzlage Badens zum bisherigen französischen Nachbar in eine wirtschaftlich günstigere Binnenlage um.«[8]

Zu Beginn des Jahres 1881 stieg das Gemeindevermögen auf **269 686 M** und Anfang 1882 nochmals auf **289 085 M.** Diese erhöhten Einnahmen hingen mit höheren Steuerzahlungen der Gemeindebürger zusammen, denn Finanzminister Ellstätter hatte das Steuerwesen reformiert. »Durch mehrere Gesetze 1874/82 w(u)rden die Einkommensteuer als Ergänzung der Ertragssteuern neu eingeführt und die Verbrauchssteuern gründlich reformiert.«[9] Dadurch stiegen nach 1881 nicht nur die Staats- sondern auch die Gemeindeeinkünfte. – Seit 1881 entstanden vielerorts Fabriken in Baden. Dank der Bahnlinie Mannheim–Basel, an der Langenbrücken lag, konnten nun verstärkt Bürger aus der Gemeinde eine Arbeitsmöglichkeit in Fabriken der Umgebung der Bahnlinie aufnehmen. Auch in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts nahmen Bürger Langenbrückens dank der bestehenden Eisenbahnverbindung schon Tätigkeiten als Beamte, Angestellte oder Arbeiter in den umliegenden Städten, wie z. B. Heidelberg, Bruchsal oder Karlsruhe, auf, »so dass schließlich auch in unserer Gemeinde der Beamte, der Angestellte und der Arbeiter im Staatsdienst in Erscheinung traten. Diese Entwicklung wirkte sich befruchtend auf allen Gebieten (Langenbrückens) aus und brachte neue und bessere Verdienstmöglichkeiten.«[10] Ebenso wurde Langenbrücken ein »Zentrum des Hopfenhandels.«[11] Und so stiegen die Steuereinnahmen und die Gemeindevermögen nahmen zu. – Das Gemeindevermögen von **1885 nahm auf 318 728 M** zu und dieses Ergebnis blieb im Wesentlichen bis zum Jahre 1891 bestehen. Ab 1892 stieg das Gemeindevermögen wieder langsam an, zu Beginn des Jahres 1895 kletterte es auf über 330 000 M, auf insgesamt **331 121 M.** Dieser Wert wurde im Wesentlichen bis zum Beginn des Jahres 1900 gehalten, zu Beginn des Jahres 1896 betrug der Wert des Gemeindevermögen sogar **335 499 M.**

1895 war der Beginn der Hochkonjunktur in Baden.[12] Das industrielle Wachstum und der Aufstieg der Städte nahmen zu, aber die Einwohnerzahl der Dörfer stagnierte oder verringerte sich. Für Langenbrücken gibt es keine genauen Einwohnerzahlen, die Schätzungen nach der Ortschronik besagen, dass zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert 1200 bis 1400 Einwohner[13] in der Gemeinde lebten. Diese Zahlen werden bestätigt durch Angaben zur Reichstagswahl 1900, am 1.12.1900 lebten in Langenbrücken 1371 Einwohner.[14] Obwohl die ländliche Bevölkerung nicht so an den Errungenschaften der städtischen Hochkonjunktur Anteil hatte, führte das industrielle Wachstum zu keiner erheblichen Schwächung in der Landwirtschaft. Denn die badische Landwirtschaft stellte zum Ende des Jahrhunderts die Bewirtschaftung der Felder auf Fruchtwechselwirtschaft um, wodurch »die landwirtschaftlich genutzte Fläche« zu- und die brachliegenden Felder abnahmen. Außerdem nahm die Ertragslage der Landwirtschaft durch die Anwendung von Mineraldünger und durch die Verwendung von mechanisierten Arbeitshilfen zu. »Die mit Kunstdünger und Mechanisierung bewirkte ›grüne Revolution‹ hat eine Ertragssteigerung um etwa 50 Prozent … ermöglicht.«[15] All diese Tatsachen haben zu einem erhöhten Gemeindevermögen während der Hochkonjunktur geführt.

Ab dem 1.1.1901 verminderte sich das Gemeindevermögen Langenbrückens auf **320 462 M,** auf dem Stand des Jahres 1901 blieb das Gemeindevermögen auch in etwa 1902. Dieser Rückgang zu 1900 ist gekennzeichnet durch eine abgeschwächte deutsche Konjunktur, die Arthur Spiethoff Stockung nennt.[16] Nach 1900 nahm der Postkutschen-

Frühere Poststation (Foto: Konrad Exner 2020)

verkehr nach Langenbrücken ab,[17] die Besucher und Gäste kamen früher zur Kur nach Langenbrücken mit der Kutsche aus Eichtersheim und Östringen an der Poststation »Sonne-Post« an. Reisende aus den Räumen Heidelberg oder Karlsruhe fuhren schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Bahn zum Bahnhof in Langenbrücken. Nun hielt in Langenbrücken auch das Kraftfahrzeug ganz allmählich seinen Einzug.

Von 1903 bis 1907 herrschte in Deutschland wieder ein Wirtschaftsaufschwung, dieser spiegelte sich auch am Wohlstand der Gemeinde Langenbrücken wider, das Gemeindevermögen stieg auf über 330 000 M, zu Beginn dieses wirtschaftlichen Aufschwungs nahm das Gemeindevermögen im Jahre 1904 vorübergehend auf **342 469 M** zu. Neben den bisherigen landwirtschaftlichen Erträgen von Getreide kamen in Langenbrücken nunmehr auch Erträge von Tabak, Zuckerrüben und Spargel hinzu. Beim Tabakanbau besaß Langenbrücken das »größte Anbaugebiet im Bezirk«[18] Bruchsals.

Ein verstärkter Wirtschaftsaufschwung in Deutschland gegenüber dem vorherigen fand in den Jahren 1910 bis 1913 statt. Das Gemeindevermögen Langenbrückens nahm auf über 450 000 M zu, im Jahre 1912 sogar auf **457 581 M.** Die Aufschwungjahre in Langenbrücken waren die Jahre von 1895 bis 1913. Sie waren geprägt von den Erfolgen in der Fruchtwechselwirtschaft.

Im Ersten Weltkrieg 1914–1918 fehlte es im Land Baden und auch in Langenbrücken verstärkt an Arbeitskräften und Zugtieren, die an der Front bzw. im Kriegsgebiet eingesetzt wurden. Deswegen konnten nicht soviel land-

wirtschaftliche Produkte angebaut werden. So betrugen in Baden die Ernteerträge () bei Brot- und Futtergetreide im Jahre 1917 weniger als die Hälfte dessen, was man in den Vorkriegsjahren geerntet hatte.[19] Trotz dieser schlechten Wirtschaftslage während des Ersten Weltkrieges nahm das Gemeindevermögen in Langenbrücken auf über 490 000 M zu. Dies hing mit der schweren Inflation zusammen, die den Langenbrückenern damals sehr zu schaffen machte. Die Preise stiegen, aber man hatte beim Gemeindevermögen nicht den entsprechenden Gegenwert.

Zusammenfassung

Die Gemeinde Langenbrücken hat während der Industrialisierung der Städte, als ihre Wirtschaftlichkeit ab-, die der Städte zunahm, im Ganzen gesehen nicht an Gemeindevermögen verloren, sondern dieses Vermögen noch gesteigert. In den dreißig Jahren von 1874 zu 1904 ist der Wert des Gemeindevermögens um ca. 71 % gestiegen. Langenbrücken ist aus der landwirtschaftlichen Krise durch den Umbau der Landwirtschaft gestärkt hervorgegangen. »Trotz () anfängliche(r) Krisen vollzog die badische Landwirtschaft (und somit auch die Langenbrückens) aber in den Jahrzehnten der Hochindustrialisierung eine erfolgreiche Anpassungsleistung und nahm an der seit etwa 1895 dauernden Hochkonjunktur ihren Anteil.«[20] Der Ortsbereisungsbericht von 1914 besagt zwar, dass Langenbrücken über kein besonders hohes Gemeindevermögen verfüge, wohl aber über ein hohes Steueraufkommen gleichgroßer Gemeinden, das aber hier nicht untersucht wurde. Der Bericht von 1914 »bescheinigt Langenbrücken am Vorabend des Ersten Weltkrieges einen Wohlstand, wie man ihn in anderen Gemeinden nicht finde.«[21]

Anmerkungen

1 de.wikipedia.org.
2 Brockhaus Enzyklopädie, 7. Band, Wiesbaden 1969, S. 72/73.
3 GLA 344, Nr. 3484.
4 GLA 344, Nr. 7870.
5 Brockhaus Enzyklopädie, 12. Band, Wiesbaden 1971, S. 158.
6 Brockhaus Enzyklopädie, 7. Band, a. a. O., S. 779.
7 Brockhaus Enzyklopädie, 18. Band, Wiesbaden 1973, S. 442.
8 Gönner/Haselier, Baden-Württemberg, Geschichte seiner Länder und Territorien, Würzburg 1975, S. 68.
9 Gönner/Haselier, Baden-Württemberg, a. a. O., S. 69.
10 Heimatbuch der Gemeinde Bad Langenbrücken, Bad Langenbrücken 1968, S. 121.
11 Klaus Gaßner (Hg.), Bad Schönborner Geschichte – Die Chronik der wiedervereinigten Dörfer Mingolsheim und Langenbrücken, Band 2, Ubstadt-Weiher 2015, S. 71.
12 Wolfgang Hug, Badische Geschichte, Stuttgart 1992, S. 276.
13 Heimatbuch der Gemeinde Bad Langenbrücken, a. a. O., S. 96.
14 Statistische Mitteilungen über das Großherzogtum Baden, 20. Band, Karlsruhe 1903, S. 34.
15 Wolfgang Hug, Badische Geschichte, a. a. O., S. 277.
16 Konjunktur, in: Brockhaus Enzyklopädie, 10. Band, Wiesbaden 1970, S. 432.
17 Heimatbuch der Gemeinde Bad Langenbrücken, a. a. O., 87.
18 Klaus Gaßner (Hg.), Bad Schönborner Geschichte, a. a. O., S. 74.
19 Wolfgang Hug, Geschichte Badens, a. a. O., S. 296.
20 Wolfgang Hug, Geschichte Badens, a. a. O., S. 276.
21 Klaus Gaßner (HG), Bad Schönborner Geschichte, a. a. O., S. 77.

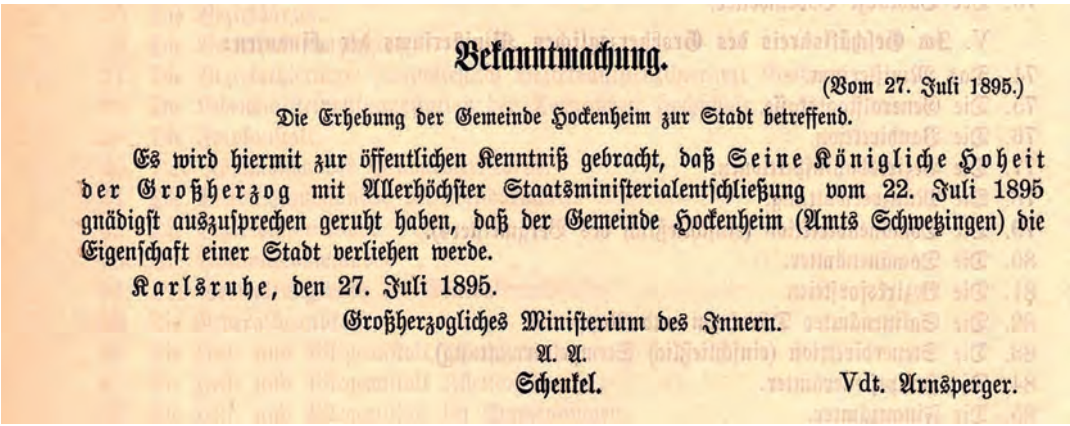
Anschrift des Autors:
Dr. Konrad Exner
Waidallee 11/1
69469 Weinheim
dr.k.exner@gmx.de

125 Jahre Stadtrechte: Hockenheims Weg vom kurpfälzischen Dorf zur badischen Stadt

Harald Stockert

Im Jahr 1895 erhob Großherzog Friedrich I. Hockenheim zur Stadt. Zu diesem Zeitpunkt war der Ort eines der größten Dörfer im Großherzogtum und hatte in den Jahrzehnten zuvor eine dynamische Entwicklung durchlebt. Die Anbindung an die Rheintalbahn sowie der Hopfen- und Tabakanbau machte den Ort für Zuwanderer attraktiv. Infrastrukturmaßnahmen wie die Ausweitung des Siedlungsgebiets, die Anlage von Kanalisation sowie nicht zuletzt der Bau eines neuen Rathauses verliehen dem Ort zunehmend ein städtisches Gepräge.

Am 8. August 1895 veröffentlichte das Badische Gesetz- und Verordnungsblatt eine wichtige Bekanntmachung. Demzufolge habe *Seine Königliche Hoheit der Großherzog mit Allerhöchster Staatsministerialentschließung vom 22. Juli 1895 gnädigst auszusprechen geruht […], daß der Gemeinde Hockenheim (Amt Schwetzingen) die Eigenschaft einer Stadt verliehen werde. Karlsruhe, den 27. Juli 1895.*[1] Damit war offiziell, was freilich längst bekannt war – bereits am 30. Juli hatte der Schwetzinger Oberamtmann Brecht den Hockenheimer Bürgermeister Louis Zahn von den neuen Fakten in Kenntnis gesetzt und noch am gleichen Tag berichtete der »Generalanzeiger für Hockenheim und Umgebung« in einem zugegeben etwas kleinen Artikel über das Eintreffen der *langersehnte[n] Nachricht* und schrieb in dicken Lettern: *Sämmtlichen Einwohnern unserer Stadt unsere herzliche Gratulation!*[2]



Bekanntmachung.

(Vom 27. Juli 1895.)

Die Erhebung der Gemeinde Hockenheim zur Stadt betreffend.

Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog mit Allerhöchster Staatsministerialentschließung vom 22. Juli 1895 gnädigst auszusprechen geruht haben, daß der Gemeinde Hockenheim (Amts Schwetzingen) die Eigenschaft einer Stadt verliehen werde.

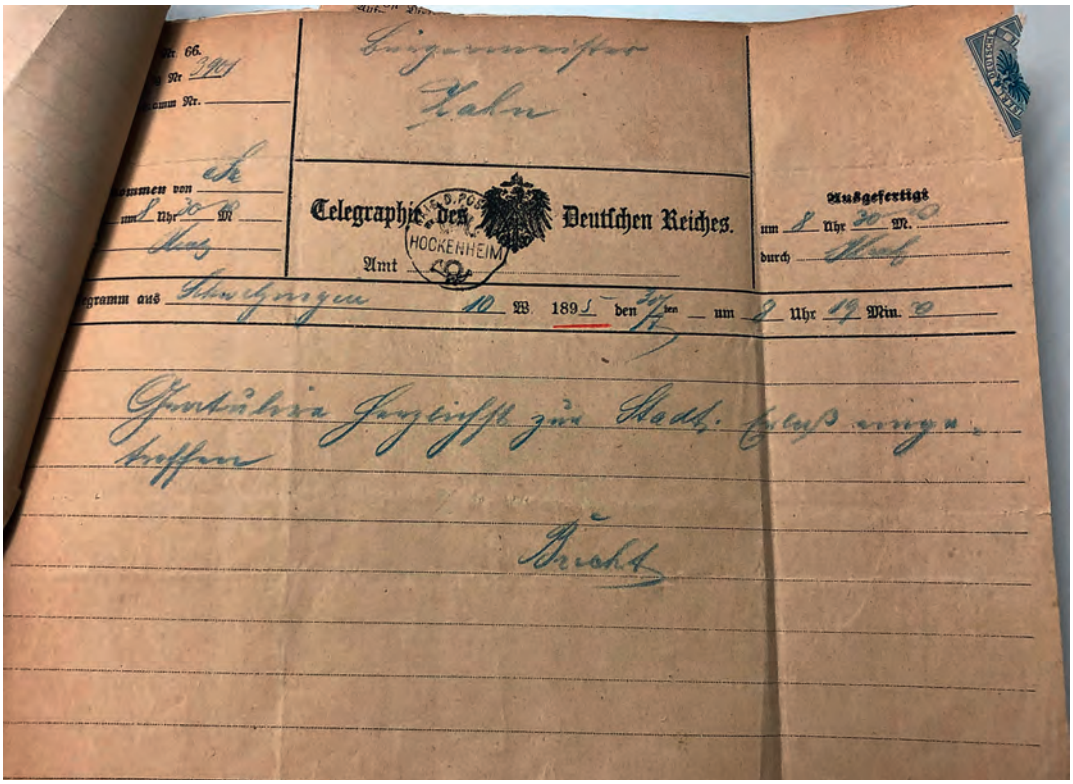
Karlsruhe, den 27. Juli 1895.

Großherzogliches Ministerium des Innern.

A. A.

Schenkel. Vdt. Arnsperger.

Bekanntmachung der Stadterhebung im Badischen Gesetzesblatt, 1895 (Badische Landesbibliothek Karlsruhe)


Telegraphie des Deutschen Reiches.
Amt HOCKENHEIM
Ausgefertigt
Bürgermeister Kahn
Gratuliere herzlichst zur Stadt. Erlaß eingetroffen. Brecht

Telegramm »Gratuliere herzlichst zur Stadt. Erlaß eingetroffen. Brecht« vom 30.7.1895 (StadtA Hockenheim)

Damit war Hockenheim in die Riege der rund 3000 Städte im Deutschen Reich aufgestiegen, und seine Bewohner können sich seither stolz »Städter« nennen. Seit mehreren Jahren hatten die politisch Verantwortlichen hartnäckig um die Stadterhebung geworben und zuletzt ein neuerliches Schreiben an das Bezirksamt aufgesetzt. Darin argumentierten sie mit der gewachsenen Größe des Orts, seiner wirtschaftlichen Bedeutung sowie mit den durchgeführten infrastrukturellen Maßnahmen wie Schulbauten, der Anlegung der Kanalisation und nicht zuletzt der Errichtung eines neuen Rathauses.[3] Diese Begründung wurde vom Bezirksamt weitgehend übernommen und an das zuständige Innenministerium weitergeleitet, das sie wiederum dem großherzoglichen Staatsministerium vortrug: Demzufolge mache Hockenheim *mit seiner breiten Hauptstraße einen durchaus freundlichen Eindruck* und es stehe zu erwarten, *daß bei Fortdauer der bisher lebhaften Entwicklung der Ort in nicht allzu ferner Zeit ein vollkommen städtisches Aussehen gewinnen wird.*[4] Diese Aussicht bewog Großherzog Friedrich I. zur Bewilligung des Antrags.

Diese Stadterhebung war wenige Jahrzehnte zuvor nicht absehbar gewesen. Sicherlich, Hockenheim gehörte zu den größeren Dörfern im Amtsbezirk – doch an eine Erhebung zur Stadt dürfte lange Zeit niemand gedacht haben. Wie kam es daher zu diesem Schritt? Welche entscheidende Entwicklung hat Hockenheim in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts genommen? Und was brachte letztlich eine Stadterhebung ein?

Die Entwicklung Hockenheims von Ende des 18. Jahrhunderts bis 1895[5]

In seiner *Geographische[n] Beschreibung der Kur-Pfalz* beschrieb der kurpfälzische Finanzbeamte, Historiker und Geograph Johann Goswin von Widder auch Hockenheim.[6] *Ein großes Dorf, eine Stunde von […] Reilingen, und von der Oberamtsstadt [Heidelberg] 3 Stunde südwestwärts entfernt. […] Im Jahr 1784 waren dieselbst 205 Familien, und diese bestunden in 1088 Seelen; 2 Kirchen, ein Pfarr- und 2 Schul-, 140 bürgerliche oder gemeinde Häuser, sodann 3 Mahlmühlen.* Weiter erwähnt er die Multikonfessionalität Hockenheims – die Katholiken mit der Kirche St. Georg, die Reformierten mit einer eigenen Kirche sowie die Lutheraner, die im Rathaus Gottesdienst feierten. Um sich ein Bild von jener Zeit zu machen, kann man auf eine 1782 erstellte Karte des Schwetzinger Hardtwalds des bekannten kurpfälzischen Landvermessers Peter Dewarat zurückgreifen.[7] Neben der genauen Auszeichnung der einzelnen Waldgebiete einschließlich deren Bepflanzung finden sich an den Rändern der Karte kleine Skizzen der sogenannten Hardtwaldgemeinden. Hockenheim ist hier durchaus gut wiedergegeben. Wir sehen hier die katholische Kirche mit dem Turm von 1490, das alte, 1717 errichtete Rathaus mit Glockenturm, die reformierte Kirche sowie außerhalb des Ortes die Zehntscheune. Dies ist die älteste bekannte Ansicht der Gemeinde.

1802 wird Hockenheim badisch. Neue Residenzstadt ist Karlsruhe, zuständig für die Verwaltung und Gemeindeaufsicht ist das 1803 neu eingerichtete Bezirksamt Schwetzingen. In den ersten 30 Jahren des 19. Jahrhunderts bedeutet dies, dass fast alle gemeindlichen Belange von hier aus beaufsichtigt und letztlich auch genehmigt werden müssen. Doch auch nach der Reform von 1831 sind die Augen und Ohren des Bezirksamts auf die Gemeinden im Bezirk ausgerichtet. Hiervon zeugen die sogenannten Ortsbereisungsprotokolle. Denn im Regelfall alle zwei Jahre besuchte der zuständige Bezirksamtmann die Gemeinden, befragte Bürgermeister und Gemeinderäte, kontrollierte deren Amtsführung, sprach mit den örtlichen Pfarrern und machte sich durch einen ausführlichen Rundgang ein Bild von der baulichen Entwicklung. Diese Ortsbereisungsprotokolle sind für Hockenheim seit dem Jahr 1868 bis in die 1930er Jahre erhalten und eine wichtige Quelle für die Ortsgeschichte.

Das älteste für Hockenheim überlieferte Protokoll stammt vom 23. September 1868. Um 8 Uhr früh trafen demnach Bezirksrat Dr. Gerber und der markgräfliche Rentamtmann Sturzenacker auf dem Rathaus in Hockenheim ein, wo sie bereits vom Bürgermeister, dem Gemeinderat sowie den Rathausbeamten erwartet wurden.[8] Die erste Prüfung galt den Arbeitsabläufen auf dem Rathaus. Dabei wurde den Beamten überwiegend ein gutes Zeugnis ausgestellt. Die Bücher seien in Ordnung und ein besonderes Lob bekam Gemeinderechner Georg Kammer, der *einer der thätigsten Rechner des Bezirks* und

Hockenheim. Zeichnung, 1782 (GLA KA)

Hockenheimer Kraichbachbrücke. Lithographie, 1860 (Aus: Brauch, Zwölfhundert Jahre, S. 177)

vor allem bei der Eintreibung von Rückständen sehr konsequent sei. Weniger zufrieden zeigten sich die Visitatoren mit Bürgermeister Bernhard Eisinger; dieser sei zwar geachtet in der Gemeinde, jedoch wenig durchsetzungsstark. Besonders kritisiert wurden die Gemeinderäte: *Diese Leute sind nur Figuranten, machen einen ungünstigen Eindruck, überlassen alles dem Bürgermeister und würden es am liebsten sehen, wenn sich Amt und Bezirksrat möglichst wenig um ihr Treiben bekümmerten, so das alles höchst beim Alten bliebe. Jede Ausgabe, mag sie auch den ersprieslichsten Zwecke haben, versetzt sie in Unruhe und nur in Diätenmachen sind sie stark.* Leider sei es nicht gelungen, bei den vergangenen Wahlen *jüngere, intelligentere Bürger* ins Gremium zu bekommen. Die Gemeinderäte erhielten nicht nur eine Standpauke vom Bezirksrat, sondern auch die Anweisung, öfters Sitzungen zu halten und vor allem zu diesen zu erscheinen – denn meist sitze der Bürgermeister alleine am Tisch. Die Klage über ausgabeunwillige und störrische Gemeinderäte zieht sich auch durch die späteren Ortsbereisungsprotokolle. Wiederholt wird moniert, dass in das Gremium allein besitzende und zumeist ältere Landwirte gewählt würden, die sich jedem Fortschritt verschlössen. Die Sitzungen fanden übrigens im Rathaus statt, das, wie erwähnt, aus dem 18. Jahrhundert stammte und gleichzeitig als Polizeiwache, Arrestlokal und für die Tabakwaage diente.

Gespräche gab es auch mit den beiden Pfarrern, dem katholischen wie dem protestantischen. Dabei wurde betont, dass der konfessionelle Frieden gewahrt sei – abgesehen von der Tatsache, dass manche Protestanten glaubten, ausgerechnet an den katholischen Feiertagen ihre Dungfahrten machen zu müssen. Dies sollte künftig durch eine entsprechende Gemeindevorschrift verboten werden. Kritisch

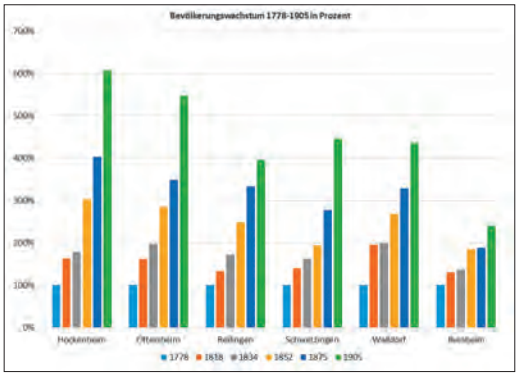
Historische Tabakscheune in Hockenheim (Foto, 2020. Harald Stockert)

im Auge hatten die Pfarrer außerdem die nach Beerdigungen abgehaltenen Leichenschmäuse, die nicht nur eine emotionale Belastung für die Hinterbliebenen seien, sondern immer wieder auch *in förmliche Gelage* ausarten würden.

Die Sittlichkeit der Bevölkerung wurde im Bericht ausgiebig gelobt, nicht aber deren Hang, Konflikte vor allem gewalttätig auszutragen. *Es kommen in dieser Gemeinde die meisten Ruhestörungen und Thätlichkeiten, oft mit Körperverletzungen, vor, und mußten wir in vielen Fällen schon die Strafverfolgung an uns ziehen, weil der Bürgermeister nicht kräftig genug gegen diejenigen Burschen einschreitet, welche immer wieder Excesse begehen.* Auch die gemeindlichen Polizeidiener seien hier zu nachlässig, weshalb immer wieder die staatliche Gendarmerie gegen die Hockenheimer Raufbolde einschreiten müsse.

Ein eigenes Kapitel war dem Bezirksrat die örtliche Wirtschaft wert. So dominierte in Hockenheim die Landwirtschaft als Haupteinnahmequelle der Bevölkerung. An erster Stelle standen der Hopfenanbau und dann erst der Tabak. Ein Problem sei hierbei, dass nicht genügend Taglöhner zur Ernte zur Verfügung ständen. Besonders hervorgehoben wurde die recht neue Zigarrenfabrik von Ickrath und Piazola, die 1867 auf der Pariser Weltausstellung ausgestellt und sogar eine Bronzemedaille gewonnen hatte. Hier kündigte sich ein Strukturwandel an, der den Ort nachhaltig verändern sollte. Gleiches galt für die projektierte Rheintalbahn, deren Gleise etwa einen Kilometer südwestlich des Ortskerns verlaufen sollten. Nach langen Verhandlungen war die Entscheidung für einen eigenen Bahnanschluss Hockenheims gefallen – was eine *Lebensfrage für die Gemeinde* gewesen sei. Denn noch war die Verkehrsanbindung Hockenheims nicht optimal. Zwar lag der Ort an der Straße Basel–Frankfurt, die über die alte Kraichbachbrücke, welche 1870 erneuert und verbreitert werden sollte, durch den Ort führte. Diese hatte jedoch in den vergangenen Jahren zugunsten der Eisenbahnstrecke Karlsruhe–Heidelberg an Bedeutung verloren. Zudem war sie im Ort selbst in einem ausgesprochen schlechten Zustand und voller Schlaglöcher, was die Durchfahrt mit Fuhrwerken zu einem gefährlichen Unternehmen machte. Dennoch sahen die Visitatoren eine gewisse Dynamik in der Entwicklung des Ortes, was weiteres Wachstum erwarten ließ.

Auf den ersten Blick könnte man die Situation Hockenheims als durchaus vergleichbar mit jener der umliegenden Ortschaften einstufen – ein typisches badisches Dorf, das mit sich selbst – man denke nur an den schläfrigen Gemeinderat –, aber auch mit den Unbilden der Zeit zu kämpfen hatte. Allerdings gab es in Hockenheim eine Besonderheit, die von den Visitatoren nicht weiter erwähnt



Bevölkerungsentwicklung Hockenheims und anderer Gemeinden (Grafik, 2020. Harald Stockert)

wurde. 1868 hatte der Ort 3712 Einwohner, was eine außergewöhnlich hohe Zahl war, verglichen mit dem Umland. Reilingen hatte zu diesem Zeitpunkt rund 2000 Einwohner, Ketsch etwa 1500, Walldorf etwa 2900 und selbst das 1833 zur Stadt erhobene Schwetzingen hatte mit knapp 4000 nur unwesentlich mehr Einwohner.[9] Seit 1802, als in Hockenheim rund 1200 Menschen lebten, hatte sich die Bevölkerung des Ortes fast verdreifacht. Dies ist ein bemerkenswertes Faktum, mit dem Hockenheim unter den Gemeinden des Amtsbezirks deutlich herausragte. In der Literatur wird die Stadterhebung zumeist mit der Bevölkerungszunahme, hervorgerufen durch Industrialisierung, Eisenbahnanbindung und dem großen Gewicht des Tabakanbaus, in Verbindung gebracht. Tatsächlich wuchs der Ort bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einem Maße wie nie zuvor. Die Gründe für diese rasante Expansion liegen sicherlich in der allgemeinen Entwicklung der Zeit mit den Veränderungen in der Landwirtschaft durch verbesserte Anbaumethoden und den Übergang zur Fruchtwechselwirtschaft, der Hinwendung zu Sonderkulturen wie Hopfen und Tabak, einer besseren medizinischen Versorgung und nicht zuletzt dem Wegfall bislang geltender gesetzlicher Ehebeschränkungen für ärmere Schichten. Daneben muss es aber auch ortsspezifische Gründe geben.[10] Das außergewöhnliche Wachstum konnte nicht nur durch Eigenreproduktion erzielt werden – es ist daher von einer umfangreicheren Zuwanderung auszugehen. Vermutlich war die Gemeinde mit ihrer großen Gemarkung und den fruchtbaren Böden schon frühzeitig attraktiv für eine erhebliche Zahl von Binnenwanderern, denen vergleichsweise wenige Wegzügler gegenüberstanden. Doch Näheres ist hierzu bislang nicht bekannt und eine eigene Forschungsarbeit wert.

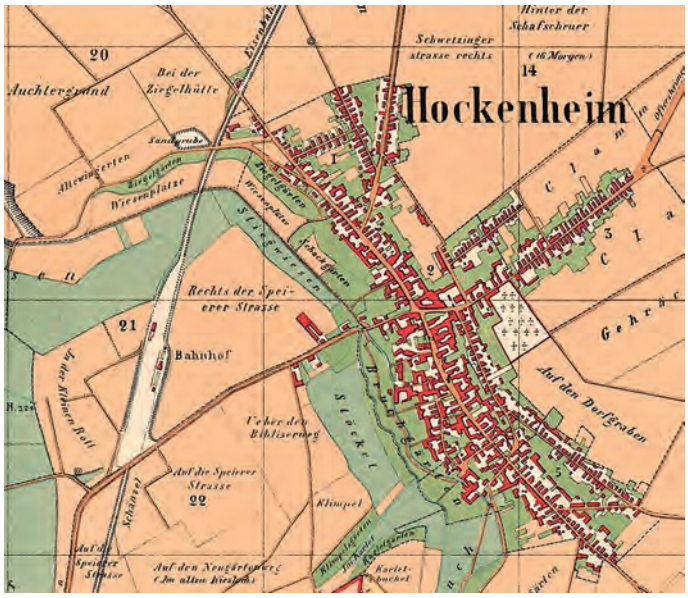
Die späteren Ortsbereisungen zeigen, dass die Hoffnungen auf positive Effekte durch den 1870 vollzogenen Bahnanschluss sich erfüllten. Die Neubaustrecke von Karlsruhe nach Mannheim erweiterte die Arbeitsmöglichkeiten der Hockenheimer signifikant, indem

Hockenheimer Bahnhof. Foto, um 1900 (Aus: Rupp/Losert/Christ, 2009, S. 81)

viele von ihnen nunmehr in die neuen industriellen Zentren pendeln konnten. Zudem wurde der Ort selbst attraktiver: *Der gewerbliche Verkehr, namentlich soweit er mit der Landwirtschaft in Verbindung steht, hat sich seit der Eröffnung der Rheinthalbahn sehr gehoben und nimmt Hockenheim im Handel mit Hopfen und Taback eine nicht unbeträchtliche Stellung ein.*[11] So herrschte im Ort zeitweise reges Treiben, als Händler aus Bayern, Württemberg und sogar Österreich hier auftauchten, um Hopfen und auch Tabak einzukaufen.

Nun nahm auch die Verarbeitung des Tabaks ihren Aufschwung, was Hockenheim in den folgenden Jahrzehnten nachhaltig prägen sollte. 1872 werden bereits acht Zigarrenfabriken gezählt – mit wachsender Tendenz. Immer mehr Arbeitskräfte fanden hier Beschäftigung und Familien damit ein Auskommen. Allerdings arbeiteten auch schulpflichtige Kinder, was nach der Einschätzung ihrer Lehrer *ein schwerwiegender Nachteil für [ihr] […] geistige[s] und leibliche[s] Wohl* sei.[12] Denn nicht alle Fabriken entsprachen den Vorschriften – so wurden mehrere als *theilweise sehr mangelhaft, eng, dumpf, niedrig, überfüllt mit Arbeitern und entschieden gesundheitswidrig* eingestuft.[13] Als Folge der steigenden Beschäftigung in der Tabakindustrie gab es in Hockenheim außergewöhnlich viele Tuberkulosefälle.[14] Mit dem Ausbau der Zigarrenproduktion hatte nun auch in Hockenheim die Industrialisierung eingesetzt. Der wichtigste und immer wieder hoch gelobte Betrieb am Ort war jener von Ickrath und Piazola.[15] Ihre 1860 gegründete Fabrik befand sich zwischen Kraichbach und dem neuen Bahnhof. Letzterer war – vermutlich vor allem aus Geländegründen – deutlich außerhalb des Ortes gebaut worden; der Fußmarsch vom Ortskern führte durch Wiesen und Felder. Durch den Bahnhofsbau entstand somit ein fast natürliches Ortserweiterungsgebiet für künftige Bebauung.

Doch vorerst sollte die Ausweitung der Siedlung an anderer Stelle stattfinden. Hockenheim war ein klassisches Straßendorf mit der Hauptstraße als zentralem Verkehrsweg. Parallel dazu verliefen die Ottostraße sowie das Mühlenviertel. Die Ortserweiterung in den 1870er und 1880er Jahren fand nach Nordosten statt. Einer weiteren Bebauung in diese Richtung schob der Friedhof, auf dem heutigen Markt- und Kirchplatz gelegen, einen Riegel vor. Dies war umso hinderlicher, als der Friedhof längst überfüllt und keinen Platz mehr für Verstorbene einer wachsenden Bevölkerung bot. 1882 erhielt Hockenheim die Genehmigung zur Errichtung eines neuen Friedhofs am Rande des Hardtwalds, der in



Hockenheim. Gemarkungsplan, 1876 (GLA KA. H 1, 773-1)

den folgenden Jahren angelegt und wohin der alte Friedhof überführt wurde. Damit ergaben sich neue Möglichkeiten zur Gestaltung des Ortskerns – eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung eines städtischen Zentrums.

Bürgermeister Ludwig Zahn

Die Geschichte eines Ortes, einer Region und eines Staats hängt nicht nur von abstrakten Strukturentwicklungen wie etwa der Bevölkerungszunahme oder der Industrialisierung, sondern auch immer wieder von der Tatkraft einzelner Individuen ab. Ins Hockenheimer Geschichtsbuch eingeschrieben hat sich ein Mann, der von 1883 bis 1904 an der Spitze des Ortes stand und nach dem heute eine Straße benannt ist: Louis bzw. Ludwig Zahn (1845–1918). 1883 erstmals zum Bürgermeister gewählt, attestierte ihm der Bezirksrat 1884 nicht nur *scharfe Ecken,* sondern auch *mitunter rücksichtslose Verfahrensweise[n].*[16] Gleichwohl sei dies eine Wohltat für Hockenheim, nachdem der vorherige energielose Bürgermeister Georg Kammer seiner Aufgabe zuletzt nicht mehr gewachsen gewesen sei. Zahn hingegen, seines Zeichens Besitzer der Oberen Mühle, strotze vor Tatkraft. Möglicherweise führte seine undiplomatische Art dazu, dass seine Wiederwahl 1889 gegen den Mitbewerber Johann Adam Schrank fast scheiterte.[17] Der Wahlkampf eskalierte, es war von öffentlichen Beschimpfungen, von Bestechungen – vor allem mit Freibier – die Rede, und schließlich flogen auch die Fäuste. Das Wahlergebnis mit 398 gegen 393 Stimmen fiel äußerst knapp zugunsten von Zahn aus und befriedete die Einwohnerschaft Hockenheims keineswegs. Im Gegenteil, die unterlegene Partei rief erfolgreich die Gerichte an,

Louis Zahn. Foto (Aus: Brauch, Hockenheim, S. 121)

die eine Wiederholung der Wahl anordneten. Doch Schrank hatte augenscheinlich genug und verzichtete auf eine erneute Kandidatur, sein Ersatzmann, Gemeinderechner Ludwig Naber, blieb schwach, so dass Ludwig Zahn bei der zweiten Wahl 1889 eindeutig bestätigt wurde. Auch wenn der Wahlkampf Wunden geschlagen hatte, so kam es bei den folgenden Wahlen nicht zu weiteren Eskalationen. Ludwig Zahn wurde wiederholt bestätigt und schied 1904, nach 21 Jahren als Bürgermeister, in höchstem Ansehen aus dem Amt.

Damit gehört Ludwig Zahn einer Riege von Bürgermeistern in Deutschland an, welche die außergewöhnliche Konjunktur der 1890er Jahre, aber auch die zahlreichen technischen Innovationen, die sich mit gesellschaftlichen Umwälzungen zum Strukturwandel der Industrialisierung verdichteten, zum Vorteil des eigenen Gemeinwesens zu nutzen wussten. Dies galt etwa für den bekannten Frankfurter Oberbürgermeister Franz Adickes oder auch den Mannheimer Otto Beck. Sie alle zeigten sich mutig,

Hockenheimer Rathaus
(Foto, 2020. Harald Stockert)

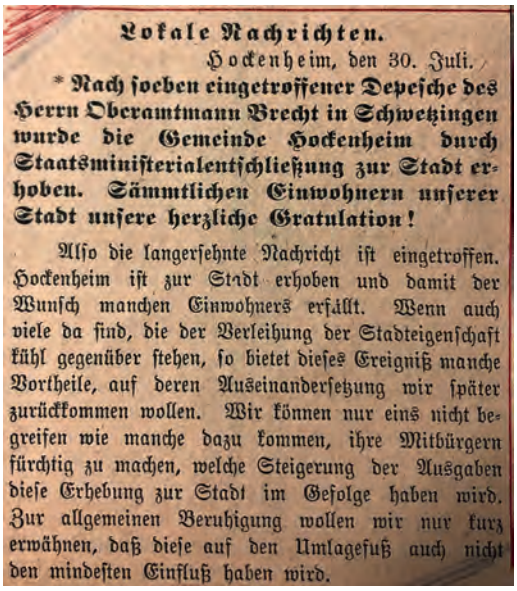
mit großen Investitionen ihre expandierenden Orte nach vorne zu bringen und dabei auch ins Risiko zu gehen. Neben der Begradigung des Kraichbachs, der Erschließung neuer Baugebiete sowie der Anlage der Kanalisation war das größte und sicherlich außergewöhnlichste Bauprojekt Ludwig Zahns bis 1895 die Errichtung des neuen Rathauses. Dieses Vorhaben war freilich aus der Not heraus geboren. Denn das alte Rathaus von 1717 war in die Jahre gekommen und zunehmend baufällig.[18] Dies wurde offenbar, als bei einer Holzversteigerung im Jahr 1890 – auch solche Veranstaltungen fanden im Multifunktionsbau Rathaus statt – auf einmal der Putz von der Wand fiel und sich Risse in derselben zeigen. Ein kurzfristig angefordertes Gutachten der Bezirksbauinspektion Mannheim ergab: *Die fernere Benützung des Gebäudes erscheint nicht ratsam.* Die sofortige Räumung des Gebäudes war die Folge, Bürgermeister und Rathausangestellte mussten in das sogenannte Backsteinschulhaus in der Heidelberger Straße umziehen, in das Gebäude, in dem heute die Musikschule untergebracht ist. Die Gemeinde Hockenheim mit Ludwig Zahn an der Spitze beschloss, beim neuen Rathaus nicht zu kleckern, sondern zu klotzen. Binnen zwei Jahren entstand am neuen Standort – die Grundstücke wurden eigens aufgekauft – ein großer und ausgesprochen repräsentativer Neubau im historistischen Stil der Zeit, der mit seiner Pracht in der ganzen Region für Aufsehen sorgte. Parallel zu diesem Bau wurde auch die Gelegenheit genutzt, mit dem Durchbruch der Rathausstraße als neues Bindeglied zwischen Unterer Hauptstraße und Ottostraße das bisher starre Straßenschema aufzulockern und so die brach liegende Fläche des vormaligen Friedhofs als Baugrund nutzbar zu machen. Damit sollte ein neuer Stadtkern entstehen.

Nicht zuletzt dadurch bekam Hockenheim zunehmend ein städtisches Gepräge, was auch vom Bezirksamt so bestätigt wurde. Geradezu euphorisch wurde 1892 bei der Ortsbereisung festgestellt: *Hier ist vielseitige Gelegenheit zu Arbeit und Erwerb vorhanden sowie eine ruhige und intelligente Bevölkerung.*[19] Dieses Urteil erscheint doch etwas überraschend angesichts der jahrzehntelangen Beschwerden über fortschrittsunwillige Gemeinderäte sowie der rabiaten Bürgermeisterwahl drei Jahre zuvor. Und weiter: *Der Ort hat schön gepflegte Straßen mit ansehnlichen Wohngebäuden. Das neue Rathaus ist eine Zierde, wie Gemeinden ähnlicher Art kein schöneres besitzen dürften.* Vor diesem Hintergrund erscheine es naheliegend, dass die Gemeinde den Wunsch äußere, vom Marktflecken in den Rang einer Stadt erhoben zu werden, *weil man sich davon für das Ansehen und die Hebung des Handels Vorteile verspricht.*

Die Stadterhebung im Jahr 1895

Spätestens im Herbst 1892 war der Wunsch, Hockenheim zur Stadt zu erheben, damit in der Öffentlichkeit. Dennoch sollte es noch einige Anstrengungen kosten, bis er in Erfüllung ging. Zum einen galt es, die Entscheidungsträger beim badischen Staat zu überzeugen, zum anderen aber auch die eigene Bevölkerung einzubeziehen. Ein wichtiger Schritt war nach jahrelanger Lobbyarbeit 1895 der Besuch des badischen Innenministers August Eisenlohr, dem Hockenheim als gebürtiger Mannheimer natürlich ein Begriff war. Er zeigte sich äußerst erstaunt, welch positive Entwicklung der Ort mit seiner Tabakindustrie, seiner modernen Verkehrsinfrastruktur, seinen Schulen und natürlich dem neuen Rathaus genommen hatte. Dies habe mit einem Dorf nicht mehr viel zu tun, weshalb Eisenlohr versprach, sich für die Stadterhebung einzusetzen.[20] Nachdem sich auch Großherzog Friedrich I. persönlich während seines Besuchs beim Reilinger Gauverbandsfest wohlwollend über Hockenheim geäußert hatte, stand dem Erfolg nichts mehr im Wege. Seine Zustimmung am 22. Juli 1895, rechtskräftig geworden am 27. Juli, machte Hockenheim zur Stadt.

In der Gemeinde traf die Nachricht am Abend des 30. Juli ein und löste große Freude aus. Spontan wurden nach der obligatorischen Dankadresse an den Großherzog ein Fackelumzug durch die neue Stadt veranstaltet und ein Platzkonzert von der Feuerwehrkapelle ausgerichtet, ehe es zu einem großen Bankett in das Restaurant Kanne ging, wo noch viele Reden sowie Toasts auf Monarch und Vaterland zu hören waren.[21] Geradezu euphorisiert berichtete der »Generalanzeiger für Hockenheim und Umgebung« über die spektakulären Ereignisse, freilich nicht ohne zu verhehlen, dass es auch kritische Stimmen



Lokale Nachrichten.

Hockenheim, den 30. Juli.

*** Nach soeben eingetroffener Depesche des Herrn Oberamtmann Brecht in Schwetzingen wurde die Gemeinde Hockenheim durch Staatsministerialentschließung zur Stadt erhoben. Sämmtlichen Einwohnern unserer Stadt unsere herzliche Gratulation!**

Also die langersehnte Nachricht ist eingetroffen. Hockenheim ist zur Stadt erhoben und damit der Wunsch manchen Einwohners erfüllt. Wenn auch viele da sind, die der Verleihung der Stadteigenschaft kühl gegenüber stehen, so bietet dieses Ereigniß manche Vortheile, auf deren Auseinandersetzung wir später zurückkommen wollen. Wir können nur eins nicht begreifen wie manche dazu kommen, ihre Mitbürgern fürchtig zu machen, welche Steigerung der Ausgaben diese Erhebung zur Stadt im Gefolge haben wird. Zur allgemeinen Beruhigung wollen wir nur kurz erwähnen, daß diese auf den Umlagefuß auch nicht den mindesten Einfluß haben wird.

Zeitungsartikel zur Stadterhebung, 1895 (StadtA Hockenheim)

zur Stadterhebung gab. So ist nicht nur leicht ironisch die Rede von neidischen Neulußheimern, sondern auch von einheimischen *Sonderlinge[n] und Kautzen,* die nun ein Anwachsen der Gemeindeumlagen, mehr Ausgaben für Repräsentation und auf Stadtkosten feiernde Stadtväter befürchteten.[22]

Und gefeiert wurde im Folgenden eben nicht. Dies lag allerdings weniger an der Zurückhaltung der Hockenheimer Stadtväter als vielmehr daran, dass Großherzog Friedrich mehrere Einladungen zu einem Stadterhebungsfest nicht annahm. Erst 1896 gab er eine Zusage zum Besuch, nun allerdings anlässlich der Enthüllung eines Kriegerdenkmals, was man in Hockenheim flugs auch als Fest für die Stadterhebung ansah.[23] Diese militärische Ummantelung eines eigentlich zivilen Stadtfestes war für das kraftstrotzende wilhelminische Zeitalter sicherlich symptomatisch, sie stand in Hockenheim allerdings unter einem unglücklichen Stern. Nicht nur, dass eine Militärparade mit über 3000 Beteiligten aus Kriegervereinen

Tribüne zum Festumzug anlässlich der Einweihung des Kriegerdenkmals, 1896 (Aus: Rupp/Losert/Christ, 2015, S. 99)

der ganzen Region im Mittelpunkt stand, nicht nur, dass damit Frauen und Kinder vom männerdominierten Festgeschehen zunächst weitgehend ausgeschlossen waren, sondern vor allem, weil aufgrund eines tödlichen Unfalls die zivile Feier weitgehend ausfiel: Ein 14-jähriger Junge hatte heimlich versucht, während der Aufbauarbeiten auf dem Festplatz einen der aufgestellten Kletterbäume zu erklimmen und war dabei in die Tiefe gestürzt. Schock, Trauer und Beklommenheit trübten daher die Stimmung des Festes nachhaltig.

Doch wie war es um Hockenheim im Jahr 1895 bestellt? Überliefert ist eine ausführliche Statistik zu Bevölkerung und Gewerbe der jungen Stadt mit Stichtag 1. Dezember 1895.[24] Demnach war Hockenheim mit 5224 Einwohnern knapp nach Schwetzingen der größte Ort im Amtsbezirk. Die Bevölkerung setzte sich aus 2472 Evangelischen, 2591 Katholiken, 68 Methodisten, 2 Altkatholiken und immerhin 121 Israeliten zusammen. Hockenheim hatte schon recht früh jüdische Einwohner und bald eine jüdische Gemeinde, die seit 1833 über eine eigene Synagoge in der Ottostraße verfügte. 1875 waren 130 Israeliten in Hockenheim gezählt worden – mehr als drei Prozent der Einwohnerschaft.[25] In den folgenden Jahren sank die Zahl dramatisch, da zahlreiche Gemeindemitglieder in die großen Städte der Umgebung, vor allem nach Mannheim zogen. Hierzu gehörte im Übrigen auch der Fabrikant Isak Hockenheimer. Dieser Exodus von mehr als der Hälfte der Juden innerhalb von 13 Jahren war freilich kein Spezifikum Hockenheims; es entsprach dem Trend in den umliegenden Ortschaften, wo sich die Juden ebenfalls ein besseres Leben in der Großstadt versprachen. 1905 lebten noch 81 Israeliten in Hockenheim.[26]

Hockenheimer Kriegerdenkmal, um 1900 (Aus: Rupp/Losert/Christ, 2015, S. 100)

Wasserturm im offenen Gelände
(Aus: Brauch, Zwölfhundert Jahre, S. 97)

Interessant in der Statistik von 1895 ist vor allem die Gewerbezählung. Sie zeigt eindrücklich, welchen Stellenwert mittlerweile der Tabakindustrie zukam. Demnach waren in der Stadt nicht weniger als 17 Zigarrenfabriken ansässig mit 1269 Beschäftigten! Dies entsprach rein zahlenmäßig einem Viertel der Einwohnerschaft, wobei freilich zu berücksichtigen ist, dass es vermutlich viele Pendler aus den umliegenden Orten nach Hockenheim gab, während andererseits nicht wenige Hockenheimer dank der guten Bahnverbindung in Mannheim bzw. der damals noch zu Seckenheim gehörenden Industriesiedlung Rheinau einer Arbeit nachgingen. Die weitere Gewerbezählung, die von A wie Apotheker bis Z wie Zuckerbäcker reicht, zeigt, wie sehr Hockenheim handwerklich und auf Eigenversorgung ausgerichtet war. Im Ort gab es zehn Bäcker und vier Metzger und nicht weniger als 18 Wirtschaften. Wir begegnen in der Statistik zudem Berufen, die mittlerweile weitgehend verschwunden sind, wie Küfer, Holzschuhmacher oder Sattler. Nicht aufgeführt – und das schmälert die Erkenntnis – ist die Anzahl der Bauern bzw. landwirtschaftlichen Betriebe.

Auch in den folgenden Jahren sollte die öffentliche Infrastruktur weiter ausgebaut werden. 1898 erhielt Hockenheim mit dem Bahnhof Talhaus, der freilich weit außerhalb gelegen war, Anschluss an die neue, mittlerweile wieder stillgelegte Bahntrasse von Schwetzingen nach Speyer. Das 1901 erbaute Gaswerk und der 1910 errichtete Wasserturm brachten eine weitere Modernisierung mit sich. Schließlich bestimmten mit der evangelischen Christuskirche (1907) sowie der mächtigen katholischen St. Georgs-Kirche (1911) zwei neue Gotteshäuser das Ortsbild. Die Visitationen durch das Bezirksamt wurden im Übrigen auch in der städtischen Zeit fortgesetzt, lobten und sparten auch nicht mit Kritik. Dennoch wurde 1913 und damit knapp 20 Jahre nach der Stadterhebung festgestellt: *Hockenheim beginnt sich allmählich vom Bauern- und Fabrikarbeiterdorf zum Landstädtchen zu entwickeln. Was früher bezüglich der Strassenanlage und der Art und Weise der Erstellung der öffentlichen und privaten Gebäulichkeiten versäumt worden ist, lässt sich freilich nicht mehr nachholen, aber es muss den Hockenheimern zugestanden werden, dass sie in den letzten Jahren […] unter Aufwendung von bedeutenden Mitteln an der Verschönerung und der Assanierung [!] ihrer?[!] Stadt gearbeitet haben.*

Fazit

Als Dorf mit großer Gemarkungsfläche, günstiger Verkehrslage und einer bereits im 18. Jahrhundert ansehnlichen Bevölkerung hatte

Hockenheim sicherlich gute Ausgangsvoraussetzungen für den weiteren Aufstieg. Ein außerordentlicher Zuwachs an Einwohnern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Ansiedlung großer Tabak verarbeitender Betriebe ab 1860 sowie die Anbindung an die Rheintalbahn waren vorentscheidende Faktoren für die Entwicklung des Dorfes zur Stadt. Dass diese nicht geradlinig sondern mit Rückschlägen verbunden war, wurde aufgezeigt und versteht sich von selbst. Die Stadterhebung Hockenheims 1895 war zwar eine Entscheidung der badischen Amtsträger mit dem Großherzog an der Spitze, sie entsprach aber vor allem einem Wunsch seiner Repräsentanten wie auch weiter Kreise der Bevölkerung. Damit bildet sie einen Meilenstein in der Geschichte der Gemeinde, die dadurch nicht nur, wie vom Gemeinderat 1895 gewünscht, an Ansehen gewonnen hat, sondern auch in ihrer Bedeutung als zentraler Ort lokal wie regional stark gewachsen ist. Und längst hat auch jenseits von Infrastruktur und Gewerbe ein über den Ort hinausweisendes kulturelles Leben hier seinen Sitz, das regional – und mit Blick auf den Hockenheimring auch international – zum Anziehungspunkt geworden ist. Als junge, erst 125-jährige Stadt braucht sich Hockenheim indes in seiner Umgebung nicht verstecken – im Gegenteil. Blickt man in den Rhein-Neckar-Kreis, so hat die Stadt Hockenheim verglichen etwa mit Walldorf (Stadterhebung 1901), vor allem aber mit Rauenberg (1975), Leimen (1981) und Eppelheim (1998) ein fast ehrwürdiges Alter.

Anmerkungen

1 Badisches Gesetz- und Verordnungsblatt 1895, S. 246. Online abrufbar unter https://digital.blb-karlsruhe.de/blbihd/periodical/pageview/786776.
2 Telegramm und Zeitungsausschnitt in Stadtarchiv Hockenheim, Akte A737.

An den Ortseingängen weist Hockenheim auf sein Stadtjubiläum hin (Foto, 2020. Harald Stockert)

3 Überarbeitetes Konzept vom 18.6.1895. Ebenda.
4 Schreiben vom 11.7.1895 in GLA Karlsruhe 233/17281.
5 Zur Geschichte Hockenheims vgl. in erster Linie Ernst Brauch: Hockenheim. Stadt im Auf- und Umbruch. Schwetzingen 1965; vgl. ferner: Ernst Brauch: Aus zwölf Jahrhunderten Geschichte Hockenheims. Hockenheim 1933; Otmar A. Geiger: Hoggemer Geschichte(n). Ein Beitrag zur Heimatgeschichte. Hockenheim o. J., sowie zuletzt die Beiträge im Jubiläumsheft »1250 Jahre Hockenheim« der Badischen Heimat 1/2019. Vgl. die Bildbände von Alfred Rupp / Erich Losert / Manfred Christ: Hockenheim in unvergessenen Bildern. Erfurt 2009; sowie Alfred Rupp / Erich Losert / Manfred Christ: Hockenheim in alten Fotografien. Brauchtum – Feste – Feiern. Erfurt 2015.
6 Johann Goswin Widder: Versuch einer vollständigen Geographisch-Historischen Beschreibung der Kurfürstlichen Pfalz. Band 1. Frankfurt/Leipzig 1786, S. 186 ff.
7 GLA KA H – Hardt HD 3; Digitalisat vgl. unter http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=4-1708699-1. Vgl. hierzu in Kürze: Harald Stockert: Peter Dewarats Karte vom Schwetzinger Hardtwald 1782. Frühe Ansichten von Hockenheim, Walldorf und Schwetzingen, in: Hiram Kümper, Jörg Kreutz, Hermann Wiegand (Hg.): Reformation – Aufklärung – Emanzipation. Beiträge zur Kultur-, politischen Ideen- und südwestdeutschen Landesgeschichte. Festschrift für Wilhelm Kreutz zum 70. Geburtstag (in Vorbereitung).
8 Ortsbereisungsprotokoll von 1868 in: GLA KA 362/748. Die Beteiligung des markgräflichen Rentamtmanns geschah aufgrund der Tatsache, dass mit dem Insultheimer Hof eine markgräfliche Domäne Teil der Gemarkung Hockenheims war.
9 Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung. Band 3: Die Stadt Mannheim und die Gemeinden des Landkreises Mannheim. Stuttgart 1970, S. 541, 595, 776, 855.
10 Vgl. Wolfgang von Hippel: Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1800 bis 1918, in: Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte. Band 3: Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchie, hg. von Hansmartin Schwarzmaier. Stuttgart 1992, S. 747–783, hier S. 505–513.
11 Ortsbereisungsprotokoll vom 5.10.1872 in GLA KA 362/748.
12 Ebenda.
13 So die Fabriken von Hockenheimer und Cie. sowie Bornhauser und Cie. Ortsbereisungsprotokoll vom 17.10.1882 in GLA KA 362/748.
14 Stadt- und Landkreise (wie Anm. 9), S. 542.
15 Vgl. Franz A. Bankuti: Die Geschichte des Tabakanbaus in Hockenheim, in: Badische Heimat 1/2019, S. 42–52.
16 Ortsbereisungsprotokoll vom 21.9.1884 in GLA KA 362/748.
17 Gustav Schrank: Nach Bürgermeisterwahl fliegen Fäuste, in: Hockenheimer Tageszeitung vom 25.5.2019, S. 18. Ausführlich bei Brauch, Hockenheim (wie Anm. 5), S. 138–141.
18 Zum Folgenden vgl. Brauch, Hockenheim (wie Anm. 5), S. 116 ff.
19 Ortsbereisungsprotokoll vom 8.11.1892 in GLA KA 362/749.
20 Bericht in: Generalanzeiger für Hockenheim und Umgebung 11.6.1895.
21 Bericht in: Generalanzeiger für Hockenheim und Umgebung 31.7.1895.
22 Generalanzeiger für Hockenheim und Umgebung, 11.6., 20.6., 30.7.1895.
23 Zum Enthüllungsfest des Kriegerdenkmals vgl. Brauch, Hockenheim (wie Anm. 5), S. 124–129.
24 Statistik in GLA KA 362/749.
25 So die Angabe bei Brauch, Zwölf Jahrhunderte (wie Anm. 5), S. 99. 1859 wurden demnach 133 Israeliten gezählt. Diese Zahl erscheint weitaus realistischer als die im Ortsbereisungsprotokoll vom 17.10.1882 (GLA KA 362/748) genannte von 250 Israeliten. Dann wäre die Zahl der Juden in Hockenheim innerhalb von sieben Jahren um 90 % gestiegen, um sich kurz darauf, binnen 13 Jahren, zu halbieren. Vermutlich handelt es sich hierbei um eine Verschreibung.
26 Adress-Buch für Schwetzingen und Umgebung. Schwetzingen 1908, S. XXIV.

Anschrift des Autors:
Dr. Harald Stockert
c/o MARCHIVUM
Archivplatz 1
68161 Mannheim
harald.stockert@mannheim.de

Zwei »Künstler-Ingenieure« aus Baden

Max Himmelheber und Felix Wankel – Erfinder und Erfindungen in schwieriger Zeit

Claus-Peter Clostermeyer

Max Himmelheber und Felix Wankel waren bedeutende Erfinder in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Es wird den Faktoren nachgegangen, die möglicherweise für ihre Innovationen entscheidend waren, insbesondere der gemeinsamen Herkunft aus der »Kriegsjugendgeneration« am Oberrhein, der »Technikaffinität« der 1920er-Jahre und der Prägung durch die Jugendbewegung. Auch darüber hinaus finden sich zahlreiche Parallelen. Nicht zu unterschätzen ist die Förderung Beider durch das Reichsluftfahrtministerium.

»Von zwei Wegen wähle den schwereren.«
Max Himmelheber

»… mitten hinein in die deutsche Besserwisserei und Bedenklichkeitskrämerei …«
Felix Wankel

Vorbemerkung

Zwei Erfinder, die zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts geboren wurden, heute wieder in Erinnerung rufen zu wollen, erscheint zunächst wenig einleuchtend. Wieso also sich Max Himmelheber (1904–2000) und Felix Wankel (1902–1988) widmen?

Beide waren – jeder auf seinem Gebiet – erfolgreich und es gibt räumliche Bezüge. Beide sind Badener, Himmelheber 1904 geboren in Karlsruhe, Wankel 1902 am damaligen Dienstort seines Vaters in Lahr/Schwarzwald. Beide haben die meiste Zeit ihres Lebens in Südwestdeutschland verbracht. Gemeinsam gehören sie einer Generation an, die man als »Kriegsjugendgeneration« bezeichnet.

Wankel genoss als Motorenentwickler in den 1960/70er-Jahren Weltruhm. Als Erfinder

Wankel und sein Motor

des neuartigen Kreiskolbenmotors, der das Potential zu haben schien, den herkömmlichen Hubkolbenmotor abzulösen, stand er im Blickpunkt nicht nur der Fachwelt, sondern der ganzen automobilbegeisterten Öffentlichkeit. Himmelheber gehört demgegenüber zu einer Reihe von Erfindern aus dem Südwesten, für die weniger Spektakuläres, dafür aber Praktisches und heute Selbstverständliches, typisch ist.[1] Seine Erfindungen wirkten nur unsichtbar – im wahrsten Wortsinne unter der Oberfläche. Für den Möbel- und Innenausbau ist die Spanplatte längst nicht mehr wegzudenken, verbirgt sich aber meist hinter Beschichtungen und Dekoren.[2]

Innovation ist heute mehr denn je ein Schlüsselwort für Politik und Wirtschaft. So ist es interessant, zu fragen, ob und welche zeit- und gesellschaftlichen Umstände zum Erfindertum der Beiden, die sich wohl auch persönlich kannten, beigetragen haben. Reizvoll erscheint es, dazu Gemeinsamkeiten und Unterschiede beider Persönlichkeiten und ihrer Erfindungen näher auszuleuchten.

Für wertvolle Hinweise danke ich ganz herzlich »den« Spezialisten für die beiden Erfinder, Prof. Dr. Marcus Popplow (Karlsruhe) und Prof. Dr. Walter Sauer (Reutlingen).

Himmelheber als Unternehmenschef

Einleitung

Ein Jahrzehnt auch der Innovationen

Die 1920er-Jahre waren, was oft vergessen wird, nicht nur das »jazz age« der »roaring twenties« und die Zeit gewalttätiger politischer Auseinandersetzungen, von Inflation in Deutschland und Weltwirtschaftskrise. In diesen Jahren wurden auch die in der wilhelminischen Ära einsetzenden wissenschaftlich-technischen Fortschritte in Mathematik, Physik und Chemie, Biologie und Medizin, die zum Teil bis heute nachwirken, fortgeführt.[3]

Diese Jahre waren in Deutschland – so ungewöhnlich dies klingt – trotz wirtschaftlicher Schwierigkeiten, politischer Verwerfungen und erster (konservativer) Technikkritik eine gute Zeit für Erfinder. Mitten im Übergang zum Maschinenzeitalter (Lewis Mumford), in der Öffentlichkeit akzeptiert, wenn nicht sogar bewundert, tat sich für sie ein breites Betätigungsfeld auf. Technische Defizite wurden vom jugendbewegten »nationalen Aufbruch« als (mit) verantwortlich für die Niederlage im Weltkrieg gesehen. Angesichts der zahlreichen Restriktionen durch den Vertrag von Versailles schienen technische Spitzenleistungen ein Weg, die Niederlage wettzumachen und Deutschland wieder Weltgeltung zu verschaffen.

Dazu kamen in den 1930er-Jahren Anforderungen aus Aufrüstung und Kriegswirtschaft. Rohstoffmangel und Ressourcenknappheit zwangen mit dem Ziel der Autarkie zur Suche nach Alternativen. Unsere beiden Erfinder hatten dazu passende Angebote: Wankel mit seinen, auch zu Ressourceneinsparungen führenden, Drehschiebersteuerungen für BMW- und Daimler-Benz-Flugzeugmotoren, Himmelheber mit seinem formbaren Homogenholz, das rares Aluminium im Flugzeugbau ersetzen sollte.

Zu diesen Zeiten und mit diesen Personen haben wir es mit einer möglicherweise aussterbenden *spezies* zu tun, der Persönlichkeit des »Erfinders«, der – weitgehend auf sich allein gestellt oder mit wenigen Mitarbeitern – in seinem Labor Neues schafft und dann auf dem Markt durchsetzt. Innovationen werden demgegenüber heute im Regelfall von Teams in den anonymen Forschungs- und Entwicklungsabteilungen von Unternehmen generiert.

»Kriegsjugendgeneration« an der Westgrenze

Geboren 1902 bzw. 1904 gehören beide Persönlichkeiten dem an, was man eine »Generation« nennt. Der Generationenbegriff ist nicht unumstritten. Aussagekräftig ist er jedenfalls, soweit er auf bestimmte, abgegrenzte Milieus, die in ihrer »Selbstermächtigung« stilprägend sind, bezogen wird. Dies ist bei unseren Protagonisten, die beide aus (gut)bürgerlichen Milieus in Baden stammten, gegeben.

Gerade die Generation, der Himmelheber und Wankel angehörten, war bereits Objekt mannigfaltiger Untersuchungen. Bezeichnet wird diese, zwischen 1900 und 1910 geborene, männliche bürgerliche Jugend als »Kriegsjugendgeneration«.[4] Es war eine Jugend, die den Ersten Weltkrieg auf der Schule zwar aus der Ferne, aber dennoch eindringlich, vom siegesgewissen Ausmarsch über den »Hungerwinter« 1917 bis zur Rückkehr der geschlagenen Truppen, erlebte.[5] Als Kennzeichen dieser Generation gilt der Jugendmythos einer »heroischen« oder »tragischen« Generation mit dem »Selbstauftrag« einer Wiedergeburt nach der demütigenden Niederlage. Weitere Stichworte dieses »generationellen Stils« sind »Sachlichkeit« und »Härte«. Durch die Nähe zum militärischen Gegner besonders stark geprägt war die »westliche Grenzlandjugend«[6], zu der Himmelheber und Wankel als Badener gehörten.

Kompromissloses, dabei aber organisiertes, unspontanes und langfristig angelegtes Handeln arbeitet Herbert als Kennzeichen dieser Generation heraus.[7] Gerade solche Merkmale lassen sich bei Himmelheber und Wankel finden. Ihre Erfindungen waren – wenn auch später gerne etwas mystifiziert – kein plötzlicher »Genieblitz«, sondern die Frucht jahre-, wenn nicht jahrzehntelanger zäher Bemühungen.

Zu fragen ist nun nach Zusammenhängen zwischen diesen Zeitumständen und der Erfindertätigkeit von Max Himmelheber und Felix Wankel.

Korrelationen auf zwölf Feldern

Obwohl auf völlig unterschiedlichen Gebieten tätig, stechen bemerkenswerte Parallelen in Persönlichkeit und Arbeit beider Erfinder ins Auge. Nicht zu verkennen sind indes Unterschiede. Diese sind vor allem durch familiäre Umstände, ihre gänzlich unterschiedlich strukturierten Tätigkeitsfelder Fahrzeugbau und Holzwirtschaft, dazuhin (gesellschafts-)politisch, bedingt.

»Eine Frage der Erziehung«

Gemeinsam ist beiden Erfindern die Herkunft aus (gut)bürgerlichen badischen Verhältnissen. Wankels Vater war höherer Forstbeamter, der von Himmelheber hatte zusammen mit seinem Bruder eine Möbelfabrik in Karlsruhe.[8] Beide waren evangelisch, obwohl Glaubensfragen keine Rolle für sie spielten. Es gibt allerdings auch Unterschiede: Der Vater von Wankel fiel bereits 1914 als Reserveoffizier. Die Familie musste die Dienstwohnung im ländlichen Donaueschingen verlassen und – allerdings in sehr guter Lage – in die »Großstadt« Heidelberg ziehen. Demgegenüber wuchs Himmelheber in einer intakten Familie mit mehreren Geschwistern in einem gehobenerem, auch intellektuell anspruchsvollen Umfeld auf. Seine Mutter Luitgard (1874–1959) war eine engagierte Frauenrechtlerin, sein Großvater der Professor für Wasserbau und badische Finanzminister Max Honsell (1843–1910) und Bruder Hans (1908–2003) wurde ein bekannter Völkerkundler.

Möglicherweise waren es (auch) diese unterschiedlichen familiären Konstellationen, die Konsequenzen hatten. Die Schulkarriere von Wankel endete 1921 nach Schulwechseln in der Unterprima ohne Abschluss.[9] Auf dem Reifezeugnis des Realgymnasiums »Goethe-Schule Karlsruhe« stand für Himmelheber die »Gesamtnote sehr gut«. Für ihn folgte das Ingenieurstudium im Fach Elektrotechnik an der TH Karlsruhe, für Wankel eine Verlagslehre beim Carl Winter Verlag in Heidelberg.

Lockende Welt der Technik

Für Wankel ist sein bereits frühes Interesse an technisch orientierter Literatur wie Bernhard Kellermanns Bestseller »Der Tunnel« und Rudolf Stratz' »König und Kärrner« überliefert. Generell spielte solche Literatur eine weitaus größere Rolle als heutzutage. Ein Erfolgsautor in diesem Genre war Hans Dominik, ein Pionier dessen, was heute Science Fiction heißen würde.[10] In seinen zahlreichen Büchern (z. B. »Die Macht der Drei«, »Atlantis«, »Die Uraniden«) kämpfen Ingenieure und Wissenschaftler gegen undurchsichtige Konzerne und andere Nationen, allerdings mit pazifistischer Tendenz. Die Bücher sind Spiegel eines technikaffinen Zeitgeistes, soweit sie ihn nicht sogar (mit) geprägt haben. Diese Lektüreerfahrungen stehen in deutlichem Kontrast zu Mickey-Maus-Heften der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, wo der Erfinder Daniel Düsentrieb eine zwar sympathische, aber doch nur Randerscheinung ist.

»Jugendbewegtheiten«

Eine eminente Rolle spielte für beide die Jugendbewegung. Hinter diesem Begriff stehen allerdings äußerst unterschiedliche Ausprägungen einer Jugendkultur im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Das Spektrum reichte vom individualistischen romantischen »Wandervogel« der Jahrhundertwende bis zur Vielfalt der straffen »Bündischen Jugend« der Nachkriegszeit.

Himmelheber ging seit der Schulzeit mit dem »Wandervogel« auf Fahrt. Auch die folgenden Jahre waren von jungenschaftlichem Engagement (unter den verschiedensten Namen) ausgefüllt. 1930 kam es mit der dritten Welle der Jugendbewegung zur Gründung des elitären »Grauen Corps«, wo Himmelheber an führender Stelle stand. Die besondere Atmosphäre dieses Bundes wird unter der Überschrift des »Soldatischen« mit den Begriffen »Gesinnung, Haltung, Leistung«[11] beschrieben, Prinzipien, die für Himmelheber wohl zeitlebens bedeutungsvoll waren.

Prägende Figur des »Grauen Corps« war der Extraordinarius für spezielle physikalische Chemie an der Universität Basel, Alfred Schmid. Himmelheber war bis 1931 dessen Assistent. Hier verbanden sich bei ihm exemplarisch Beruf und jungenschaftliches Engagement. Himmelhebers erstes Patent für eine »Holzähnliche Masse und Verfahren« (1932) lautete auf deren beider Namen.

Wankel fand ebenfalls Anschluss an die Jugendbewegung, allerdings einer spezielleren Observanz. 1921 wurde er Mitglied der »Deutschnationalen Jugendgruppe« (DNJ), einem »Sammelbecken der nationalen Jugend«[12], bei der unter Anleitung von Erwachsenen wie ehemaligen Offizieren körperliche Ertüchtigung und geistige Mobilisierung im Mittelpunkt standen. 1923 gründete er in Heidelberg eine »eigene« Jugendgruppe namens »Heija Safari« (wohl nach dem Buch von Paul von Lettow-Vorbeck), der er eine »praxisnahe, technikgeleitete Militärausbildung«[13] angedeihen lassen wollte.

Beide blieben zeitlebens durch die Ideale der Jugendbewegung geprägt. Von der »asketisch-spartanischen« Lebensführung Himmelhebers[14] – trotz erheblicher finanzieller Mittel – wird berichtet, Wankel als »Mönch der Technik«[15] bezeichnet. Sport (bei Wankel besonders Rudern und Laufen) und Bewegung spielten eine besondere Rolle. Das Ergebnis waren kraftvolle, selbstbewusste Persönlichkeiten, aber auch Individualisten. So etwas Banales wie eine Krankenversicherung hatten Beide nie.

Nur scheinbar scheint die jugendbewegte Naturbegeisterung mit den technischen Interessen Beider zu kontrastieren. In der »Bündischen Jugend« verbindet jedoch eine neue Generation unter dem Eindruck des Krieges die »empfindsame« und individualistische deutsche Wandervogeltradition mit dem eher militärischen *scoutism* des englischen Obersten Robert Baden-Powell. Technik, jedenfalls soweit nicht maschinenmäßig, wurde nicht unbedingt länger abgelehnt, sondern als Mittel zum Zweck, insbesondere im Wehrbereich oder der Landwirtschaft, akzeptiert. Auch das Motorrad – möglichst ein BMW-Gespann – wurde als schnelles Fortbewegungsmittel geschätzt.[16]

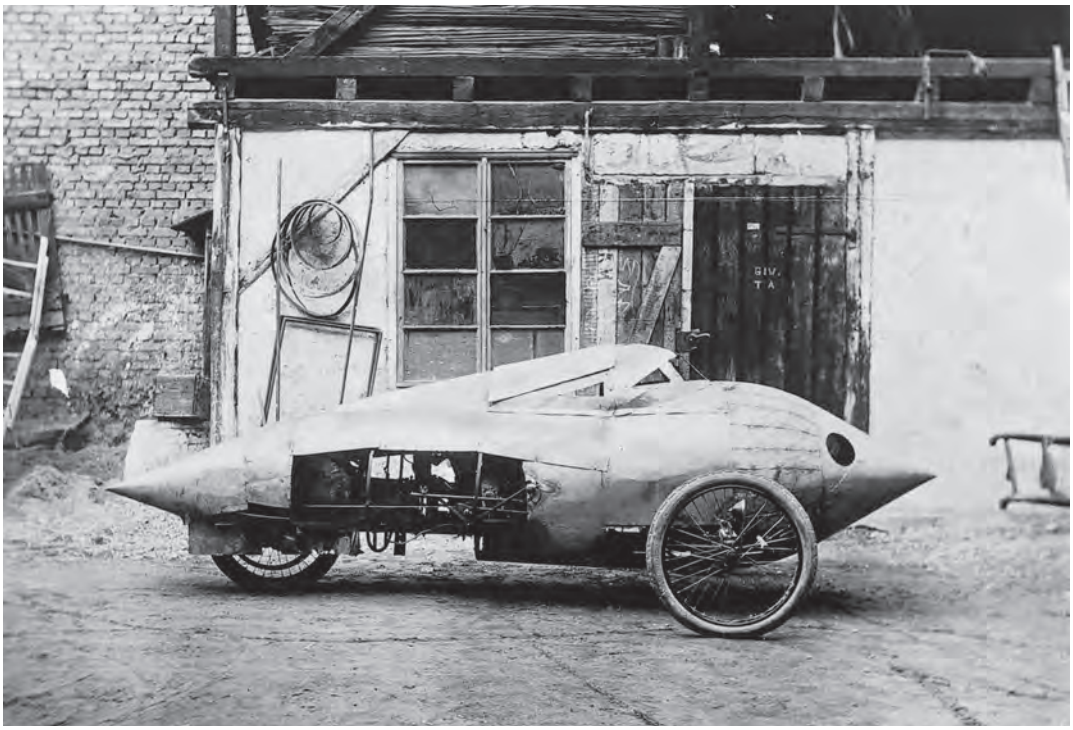
Die Begeisterung für Segelflugzeuge, die Himmelheber und Wankel schon in frühen Jahren teilten, verbanden beide Bestrebungen vielleicht am sinnfälligsten. Der *»reactionary modernism«*[17] der Nationalsozialisten griff diese Gemengelage auf.

Mit Feder und Schraubstock

Für Techniker eher ungewöhnlich, zeigten sich bei Beiden frühzeitig Neigung und Fähigkeit zum Schreiben. Bemerkenswert und eine wichtige Quelle für die Forschung sind die seit Jugendtagen geführten Tagebücher von Felix Wankel. Schon früh schrieb er über seine Vision einer technisch orientierten Jugendbewegung.[18] Später setzte er sich dann in zahlreichen Schriften für seine Erfindungen ein. Überliefert ist auch eine Vielzahl von Artikeln Himmelhebers, vor allem in der der Jugendbewegung nahestehenden Blättern.[19] Seit 1971 goss Himmelheber diese Bestrebungen in die von ihm finanzierte und herausgegebene Zeitschrift »Scheidewege«, die zunächst vierteljährlich und dann jährlich als »Jahresschrift für skeptisches Denken« erschien.

»Werkstatt« und »Laboratorium« – nicht Fabrik

Beide begannen mit Basteleien in einer Werkstatt im Elternhaus. Aufgrund der unter-



Erste Versuche mit dem »Teufelskäfer«

schiedlichen Bildungswege trennten sich die Wege dann vorläufig: Während Wankel zeitlebens in und mit, wenn auch immer größeren, »Werkstätten« arbeitete, war Himmelheber bis 1932 erst einmal an Hochschulinstituten in Karlsruhe, Basel und Frankfurt tätig.

Wankel bastelte dagegen in Heidelberg und Lahr an den verschiedensten Objekten wie Scheinwerfern, Booten und ersten Fahrzeugen. In der Folge arbeitete er seit 1936 mit seinen Wankel-Versuchs-Werkstätten (WVW) in Lindau am Bodensee, zu denen 1941 die Wankel-Entwicklungs-Werke (WEW) kamen. Nach Entnazifizierung und im beginnenden Wirtschaftswunder begann er 1951 wieder mit den Versuchen in seiner neu gegründeten »Technischen Entwicklungsstelle« (TES).

Gegen Ende des Weltkrieges kehrte auch Himmelheber mit den Resten einer Fabrik aus Görlitz nach Baiersbronn zum Ingenieurbüro zurück, wo er 1948 das »Laboratorium Himmelheber« gründete.

Bemerkenswert sind die Standorte beider Einrichtungen. Sie lagen angesichts der zahlreichen internationalen Verbindungen ihrer Inhaber mit Baiersbronn bei Freuden-

Wankels »Werkstatt« – klassische Moderne

Das »Laboratorium Himmelheber«

Himmelhebers Haus – Erinnerung an ein Zen-Kloster

stadt und Lindau am Bodensee verkehrlich abgelegen, scheinbar an der Peripherie. War diese Standortwahl bei Beiden am Ende vielleicht ein Reflex jugendbewegten Fliehens vor der »gigantischen Maschine« der Großstadt? Ganz im alten Stil errichteten Beide übrigens repräsentative Wohnhäuser – von »Fabrikantenvillen« zu sprechen, wäre allerdings übertrieben – in der Nähe des Betriebs.

Kennzeichnend sowohl für Himmelheber als auch für Wankel war die Methode von *»trial and error«*. Beide Erfinder waren – Himmelheber zwar mit einer Ingenieursausbildung, allerdings auf gänzlich anderem Gebiet – auf ihre Art im guten Sinne Amateure. Ein solcher Ansatz kann typischerweise in *»emerging technologies«* – um solche handelte es sich bei ihren Erfindungen – erfolgreich sein. Beispiele dafür hat in jüngerer Vergangenheit die Informatik geliefert.

In zahllosen Versuchen, »weit entfernt von jeder mathematischen Methode«[20] suchte Wankel nach Lösungen für die Rotationskolbenmaschine. Dabei konnte es nicht »um die Lösung einer Aufgabenstellung mittel der komplexen Formeln und Methoden der Darstellenden Geometrie«[21] gehen. Auch Himmelheber blieb nichts anderes übrig, als Fall für Fall die verschiedenen Holz- und Zerspanungsarten seiner weltweiten Kunden sowie die Bindemittel wieder und wieder auf kleinen Versuchsplatten 20 x 20 cm zu testen.

Berichtet werden Unterschiede in der Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern. Während Himmelheber ein klassischer, distanzierter »Chef« gewesen zu sein scheint, wird Wankel eher »als Kopf einer Gruppe von

Wankel im Versuch

Kumpanen bzw. später Mitarbeitern«[22] geschildert. Den Sprung vom Ingenieurbüro zu eigener Fertigung und zum Unternehmertum mit seinen zahlreichen Verpflichtungen haben beide nicht unternommen. Zu überlegen wäre, ob wir es hier nicht mit einem Nachklang »bündischen« Gruppenlebens in seinen verschiedenen Ausprägungen zu tun haben.

»Künstler-Ingenieure«

Wankel sah sich in den 20er Jahren – so vertraute er seinen Tagebüchern an – vor der Wahl gestellt, als »Wortgeistiger« (Politiker) oder »Werkgeistiger« (Ingenieur und Erfinder) zu wirken. Letztlich entschied er sich für die Technik. Vieles in seinem Erfinderleben lässt sich möglicherweise auf Prägungen aus der erhitzen Zeit seines jugendlichen politischen Engagements erklären. Als Schlagworte eines »Psychogramms« Wankels hat Mario Damolin aus seinen Tagebüchern die (durchaus zeittypischen) Elemente Fieber, Opfer, Kampf und Sieg herausgearbeitet. Möglicherweise waren aber gerade solche Prägungen für den mühevollen Weg zum Erfolg entscheidend. Es kann ja im Extremfall dazu kommen, dass zunächst nur der Erfinder als Einziger an seine Idee glaubt.[23] Für Wankel jedenfalls war dieser »Idealismus« manifest.

Ein Nachklang dieser inneren Kämpfe ist das in Wankels Tagebüchern zum Ausdruck kommende Verständnis als »Künstler-« und nicht »Handwerker-Ingenieur«.[24] Eine Charakteristik, die auch auf Himmelheber zutreffen kann. Beide waren – manchmal fast spielerisch, oft auch parallel zu den Brotarbeiten – auf zahlreichen, teilweise weit entfernten Gebieten tätig. Künstlerische Phantasie ließ Wankel auch in den Bezeichnungen seiner Erfindungen walten. Wie anders soll man es verstehen, wenn ein Kleinfahrzeug von ihm »Teufelskäfer«, ein Motor »Mondjungfrau« und ein Schnellboot lautmalerisch »Zisch« getauft wird?

Die für Wankel geschilderte »Sprunghaftigkeit«[25] mag durchaus mit dieser, von ihm in Anspruch genommenen Künstlerschaft zusammenhängen. So ließ Wankel »seinen« Kreiskolbenmotor nicht aus dem Auge, während er an Drehschiebersteuerungen für Flugzeugmotoren arbeitete. Im Hintergrund war auch stets seine Passion für den Bau von Gleitflächenbooten präsent.

Himmelheber muss bis ins hohe Alter über bemerkenswerte Führereigenschaften in der Jugendarbeit – wenn man die sich als autonom verstehende »Bündische Jugend« unter diesen Begriff fassen kann – verfügt haben. Aber auch als Ingenieur bearbeitete er ein weites Feld, fernab »seiner« Spanplatten. 1959 kam er auf seine alte Passion fürs Fliegen zurück und war an der Entwicklung des viersitzigen Reiseflugzeugs »Milan GS 6 a« der Firma Schempp/Hirth in Kirchheim unter Teck beteiligt. 1978 erarbeitete er Pläne für einen alternativen Güterverkehr mit einem Güterverkehrszugstreckennetz und Container-Verschiebe-Bahnhöfen.[26] Bereits 1974 kritisierte er die Zustände im Salzbergwerk Asse 2 und erhielt 1993 ein deutsches und 1994 ein US-Patent für eine oberirdische »Lagerstätte zur Endlagerung radioaktiven Materials« mit Tetraeder-Behältern.

Basteln am Mythos

Auffällig und zeittypisch war in beiden Fällen, wie die bahnbrechenden Erfindungen mit einem mystifizierten Urerlebnis verbunden wurden. Bei Himmelheber war es ein Waldgang (man hört Ernst Jünger) mit seinem Vater, dem Möbelhersteller, der ihm erklärte,

dass sich nur 40 % eines gefällten Baumes im Möbelstück verwenden ließen, der Rest Abfall sei. Dramatischer hört sich Wankels Ur-Erzählung an, die an die Entdeckung des Benzol-Rings durch August Kekulé erinnert: Am Weihnachtstag 1953 habe ihm im Halbschlaf unter dem Einfluss von Blausäure in zu reichlich genossenem Marzipan eine Jungfrau »die entscheidende geometrische Form auf dem Weg zum Kreiskolbenmotor mit Viertaktverfahren enthüllt.«[27] Tatsache waren indes längere Entwicklungszeiten für die Erfindungen. Erste Vorstellungen zu einem Rotationskolbenmotor entwickelte Wankel bereits 1926. Bei Himmelheber lagen zwischen dem ersten Patent für Homogenholz 1932, der Fertigstellung der Pläne für die Spanplattenherstellung 1939 und den ersten Lizenzen 1948 ebenfalls lange Jahre.

Industriepolitik des (und mit dem) Reichsluftfahrtministerium

Richtig Schwung erhielten Beider Unternehmungen erst, als das Reichsluftfahrtministerium einstieg. Weit über klassische ministerielle Aufgaben hinaus, war dieses Ministerium und dessen Chef Hermann Göring im Rahmen von Kriegsvorbereitungen und dann der Kriegswirtschaft auf vielen Gebieten auch unmittelbar wirtschaftlich tätig.

Schon 1933 wurde Himmelheber eine »dem Deutschen Reich gehörende Fabrik« in Varel/Oldenburg (Näheres dazu sagt Himmelheber nicht) mit qualifizierten Mitarbeitern zur Verfügung gestellt. Dort und in einer weiteren Fabrik in Görlitz entwickelte er bis zum Kriegsausbruch 1939 Pläne für die industrielle Herstellung seines Homogenholzes. Auch die von Wankel geleiteten Ingenieurbüros wurden vom Reichsluftfahrtministerium intensiv gefördert.

Erfinden nicht als brotlose Kunst betrachtet

Beiden Erfindern war ein gesunder Erwerbssinn gemein, Erfinden war für sie keine brotlose Kunst. Beide sicherten sich mit dem im Deutschen Reich erst seit 1877 etablierten Patentschutz teilweise erhebliche Lizenzeinnahmen. So erhielt Wankel nach langjährigen Vorarbeiten 1929 ein erstes Patent für den Rotationskolbenmotor, dem bis 1970 angeblich 3000 Patente folgten. Himmelhebers erstes Patent datierte auf 1932 für eine »Holzähnliche Masse und Verfahren für deren Herstellung«. In seinen »Autobiographischen Skizzen aus dem Jahre 1991« berichtete er nicht ohne Stolz von »rund 109 deutschen und ausländischen Patente(n) auf Herstellungsverfahren und Maschinen für Spanplatten«.[28] Diese reichten vom ersten Hochleistungszerspaner bis zu einer Anlage zur kontinuierlichen Herstellung von Späneformlingen und Spanplatten.

Gesellschaftliches Engagement

Obwohl sie politisch unterschiedliche Wege einschlugen, war beiden Erfindern ein besonderes gesellschaftliches Engagement gemeinsam, das sie auch in Form von Stiftungen fortzusetzen suchten. Auf Wankel geht der 1971 gestiftete und mit bis zu 30 000 Euro dotierte, von der Ludwig-Maximilians-Universität München jährlich bis heute verliehene »Fritz-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis« zurück. Engagiert bekämpfte er auch die rabiate Stadtsanierung und weitere Veränderungen des Heidelberger Stadtbildes durch den damaligen Oberbürgermeister Reinhold Zundel.

Breiter angelegt waren die Interessen Himmelhebers, die um Umweltschutz, Ökologie

Pionier-Patent

BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

DEUTSCHES PATENTAMT

PATENTSCHRIFT 1 012 309

Innenachsige hochverdichtende
Rotationskolbenmaschine

Patentiert für:

NSU Werke Aktiengesellschaft,
Neckarsulm (Württ.),
und Felix Wankel, Lindau (Bodensee)

Felix Wankel, Lindau (Bodensee),
ist als Erfinder genannt worden

Abb. 2

Abb. 3

Drehzahlverhältnis
Innenläufer: Aussenläufer
2:3

Abb. 4

Drehzahlverhältnis
Innenläufer: Aussenläufer
3:4

Grundpatent für die Form des Wankelmotors

Patent für den »Rotationskolbenmotor«

Nr. 182058 **Klasse 41**

SCHWEIZERISCHE EIDGENOSSENSCHAFT

EIDGEN. AMT FÜR GEISTIGES EIGENTUM

PATENTSCHRIFT

Veröffentlicht am 1. April 1936

Gesuch eingereicht: 11. Juli 1932, 18 Uhr. — Patent eingetragen: 31. Januar 1936.

HAUPTPATENT

Prof. Dr. Alfred SCHMID, Berlin-Dahlem, und
Dipl. Ing. Max HIMMELHEBER, Karlsruhe (Deutschland).

Holzähnliche Masse und Verfahren zu deren Herstellung.

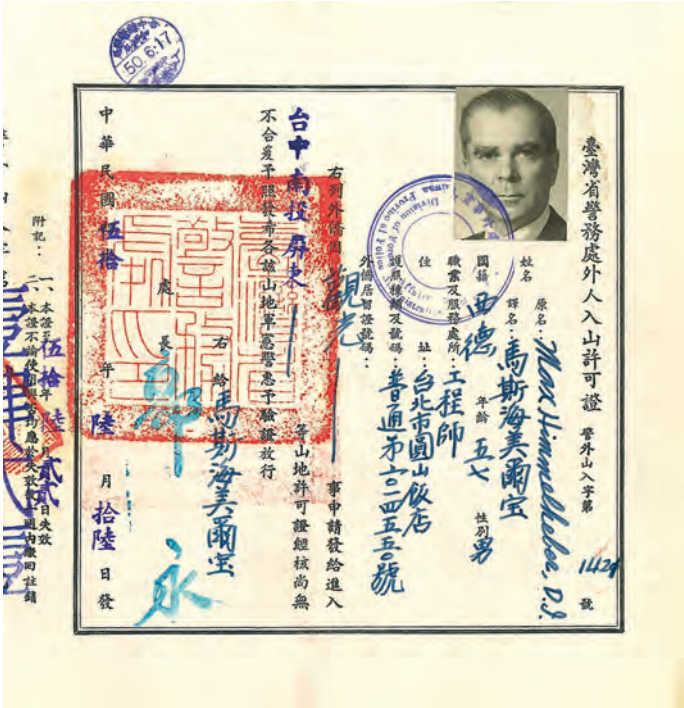
Gegenstand vorliegender Erfindung ist ein holzähnliches Produkt, sowie ein Verfahren zu dessen Herstellung.

Erfindungsgemäße holzähnliche Massen besitzen dem natürlichen Holz gegenüber infolge ungerichteter Lagerung den Vorteil völlig homogener Struktur, sind im übrigen aber in allen Eigenschaften, insbesondere Gewicht, Härte, Bearbeitbarkeit usw. dem Holz weitgehend vergleichbar. Es handelt sich sozusagen um ein homogenisiertes Holz, das alle guten Eigenschaften des Naturholzes aufweist, zum Teil sogar wesentlich verbessert, dabei aber alle jene Nachteile vermeidet, welche die Holzverarbeitung von jeher so schwierig gemacht haben. Das neue Produkt ist dem Naturholz überall dort überlegen, wo dessen gerichtete Faserstruktur zu starken Formänderungen unter atmosphärischen Einflüssen Anlaß gibt, also namentlich im gesamten Anwendungsgebiet des sogenannten Sperrholzes, da Quellung und Schrumpfung, sofern sie überhaupt noch auftreten, was sich nach der speziellen Herstellungsweise richtet, infolge der homogenen Struktur niemals in einer Richtung bevorzugt wirken können. Nicht zuletzt bietet das Verfahren zur Herstellung dieses „Homogenholzes" den außerordentlichen Vorteil, das Produkt nach Form und Charakter in den denkbar weitesten Grenzen variieren zu können. Man hat es in der Hand, feinfaserige oder grobfaserige, spezifisch leichte oder dichte Stücke von fast beliebigem Härtegrad und in jeder Form herzustellen.

Es ist verschiedentlich versucht worden, aus Faserstoffen, wie Holzschliff, Zellulose, Stroh und Baumwolle usw. holzartige Produkte herzustellen, die als Holzersatz dienen sollen. Neben dem einfachen Zusammenpressen der genannten Substanzen hat man vor allem durch Verfilzung der Faserstoffe dieses Ziel zu erreichen versucht. Dabei sei mit Verfilzung jene eigentümliche Verbindung von Fasern bezeichnet, die dadurch zustande kommt, daß die zunächst in Wasser

1146

Patent für eine »Holzähnliche Masse«


臺灣省警務處外人入山許可證
警外山入字第
號
原名：Max Himmelheber, D.J.
姓名
譯名：馬斯海美爾宝
國籍
年齡 五七
性別 男
職業及服務處所：工程師
住址：台北市圓山飯店
護照種類及號碼：普通第六二四五五〇號
外僑居留證號碼：
右列外僑因公視光
事申請發給進入
等山地許可證經核尚無
不合爰予照發希各旅山地軍憲警悉予驗證放行
台中南投
右給馬斯海美爾宝
中華民國 伍拾 年 陸 月 拾陸 日發
附記：
一、本證至 伍拾 年 壹 月 拾 日失效
二、本證不論使用與否到應繳失效
三、出山後應即向警察機關註銷

Himmelhebers »Versuchung des Ostens«

und Nachhaltigkeit kreisten und in hochkarätigen Gesprächsrunden und den gleichfalls im Jahre 1971 gegründeten »Scheidewegen« eine Plattform fanden. Ausgangspunkt dafür waren wohl Lektüreerfahrungen während seiner Kriegsgefangenschaft als über England abgeschossenem Piloten.

Der alte Achsenpartner Japan

Eine bemerkenswerte Übereinstimmung – wenn auch unterschiedlicher Tiefe – lag in den Beziehungen beider Erfinder zu Japan. Himmelheber berichtete, wohl eher anekdotisch, der Bau der Baiersbronner Fabrik sei 1944/45 durch den Verkauf von Lizenzen einschließlich aller notwendigen Unterlagen an die japanische Regierung finanziert worden. Dieses Material sollte von einem japanischen U-Boot abgeholt werden.[29] Tatsache ist indes, dass Himmelheber bereits 1948 ganz zu Anfang seines »Laboratoriums« zwei Aufträge für japanische Werke erhielt, die er selbst innerhalb von sieben Monaten mithilfe nur eines weiteren Ingenieurs in Betrieb nahm. Nicht erst in dieser Zeit muss die tiefe Bewunderung Himmelhebers für Japan gewachsen sein, der er auch literarisch Ausdruck verlieh.[30] Beeindruckt zeigte er sich von den »fast elfenhaften Beziehungen zur Natur«, die die Japaner aber nicht hinderten, auch deren »in tieferen Gründen hausende dämonische Kräfte«[31] anzurufen. Die japanische Kultur sei – anders als die abendländische – »keine Werkkultur, sondern eine der Gefühle«.[32] In solchen Bemerkungen spiegelte sich das große Interesse an der japanischen Kultur des bewunderten Jungenschaftsführer der »dj. 1.1.« Eberhard Koebel (»tusk«), mit dem Himmelheber während dreier Jahre viel unterwegs war.[33]

Viel prosaischer, aber äußerst vorteilhaft, war das Verhältnis Wankels zu dem fernöstlichen Land, das er niemals selbst besuchte, wie er auch sonst kaum aus Deutschland herauskam. Seine japanischen Lizenznehmer von Toyo Kogyo, der Mutterfirma von Mazda aus Hiroshima, mussten ihn selbst in Lindau aufsuchen. Von Mazda wurden in der Folge 1,8 Mio. Fahrzeuge mit diesem Motor in Japan und den USA – gegenüber nur knapp 40 000 in Deutschland von NSU – produziert.

Wankels Auftraggeber während des Kriegs

Politik in schwieriger Zeit

Bereits in jungen Jahren zeigte sich Wankel von rechtsradikalen Gruppen und Gedanken angezogen. Der Heidelberger Philosophieprofessor Arnold Ruge, dem die Universität 1920 wegen antisemitischer Ausfälle die Lehrbefugnis entzogen hatte, war ausweislich seines Tagebuches für ihn ein »Held« und »Märtyrer seiner Überzeugung«.[34] 1921 wurde er Mitglied des 1919 vom Alldeutschen Verband gegründeten antisemitischen »Deutschvölkischen Schutz- und Trutz-Bundes« (DVSTB). Zahlreiche später führende Nationalsozialisten fanden sich in seinen Reihen.

Mitglied der NSDAP wurde Wankel 1922 und erneut 1926, wo er es 1931 zum (ehrenamtlichen) Gauleiter der Hitlerjugend in Baden brachte. Überliefert sind allerdings zahlreiche Auseinandersetzungen mit der Parteiführung, bei denen er – eher auf der Linie von Gregor Strasser – Disziplinlosigkeiten, Korruption und Bonzentum kritisierte. 1932 kam es im Zuge von Konflikten mit Gauleiter Robert Wagner zum Parteiausschluss und nach Gründung einer »NS-Notgemeinschaft« in Lahr von März bis September 1933 zu »Schutzhaft« für Wankel.

Eine Hilfe war da für ihn der seit 1927 zunehmend enger werdende Kontakt zum aus Heidelberg stammenden Industriellen Wilhelm Keppler, der im »Dritten Reich« eine wichtige Rolle in den Verbindungen der NS-Führung zur Wirtschaft spielte. Keppler wurde im Nürnberger »Wilhelmstraßen-Prozess« zu zehn Jahren Haft verurteilt, aber bereits 1951 vom US-Hochkommissar begnadigt. Keppler war in der Folge als Berater für die Wankelschen Unternehmen tätig.

Wankel wurde 1940 ehrenhalber zum SS-Obersturmbannführer (entspricht dem Dienstgrad eines Oberstleutnants) ernannt, soll aber 1942 wieder ausgeschlossen worden sein. Sein Ingenieurbüro, das mit der Konstruktion von Drehschiebersteuerungen für

Nachfolgemodell »Zisch 74«
auf dem Vierwaldstätter See in der Schweiz

Himmelheber in Kriegsgefangenschaft (vorne rechts)

Flugzeugmotoren und Torpedoantrieben befasst war, wurde 1941 bis 1943 in die »Reichswerke Hermann Göring« einbezogen. Für das SS-Führungshauptamt entwickelte er nach Vorarbeiten seit Ende der 30er Jahre in der Endphase des Krieges auf dem Bodensee das Gleitflächenboot »Zisch 42« als mit Torpedos ausgestattetem Kleinkampfboot.

In mehreren Anläufen wurde Wankel im Spruchkammerverfahren nach dem Krieg schließlich am 4. Januar 1951 vom »Minderbelasteten« unter Aufhebung der Sühnemaßnahmen zum »Mitläufer« abgestuft.[35] Bemerkenswert ist indes das weitere politische Agieren Wankels. So unterstützte er – wie manch anderer – später die SPD und trat 1969 zusammen mit weiteren Prominenten für die Wahl Willy Brandts zum Bundeskanzler ein.

Über Himmelhebers Zeit im »Dritten Reich« ist dem gegenüber verhältnismäßig wenig bekannt. Er selbst schreibt, »ab 1933 habe er für das Reichsluftfahrtministerium die Betreuung der Akademischen Fliegergruppen«[36] übernommen. Weiter berichtet er, dass ihm 1933 nach Vorlage von Homogenholzmustern im Reichsluftfahrtministerium der Titel eines »Reichsbeauftragten für Homogenholz« übertragen und »eine dem Deutschen Reich gehörende Fabrik in Varel, Oldenburg, zur Verfügung gestellt worden«[37] sei. Dort habe er bis Juli 1939 »die baureifen Pläne für eine erste Homogenholzfabrik«[38] erarbeitet.

Als Reserveoffizier eingezogen, wurde er am 6. September 1940 südlich von London abgeschossen, konnte sich aber schwer verletzt mit dem Fallschirm retten und kam in Kriegsgefangenschaft. Ende Oktober 1943 ging es dann im Rahmen eines Gefangenenaustauschs zurück nach Deutschland. Dort wurde Himmelheber nach seinen Angaben vom Reichsluftfahrtministerium die technische Gesamtleitung der »Holig-Homogen-

holz-Werke GmbH« mit teilweise noch im Aufbau befindlichen Betriebsstätten in Görlitz, Neustrelitz und Baiersbronn übertragen. Dem Ministerium ging es um leichte Formteile für Flugzeuge als Ersatz für Aluminium.

Nachdem er Unterlagen und Maschinen vor den anrückenden sowjetischen Streitkräften aus Görlitz nach Baiersbronn in Sicherheit gebracht habe, konnte er dort mit etwa 35 Mitarbeitern seine Forschungen vorantreiben. Nach dem Ende des Krieges habe er Wesentliches aus der Liquidationsmasse der Firma übernommen und die »Verwirklichung des Spanplattenverfahrens«[39] weiter vorangetrieben, was zu rund 109 Patenten geführt habe. Von Politik ist in Himmelhebers Erinnerungen kaum die Rede.

In Manchem erinnert die Geschichte der Gründung des Werks in Baiersbronn an das Lied von Franz Josef Degenhardt, in dem »der Senator erzählt«, wie er aus kleinen Anfängen zu seinem Reichtum gekommen ist:

> Und nach zehn Jahren, da hat sich der
> Senator gesagt:
> »So« Hat das ganz Geld genommen,
> Ist hergegangen
> Und hat das erste Hüttenwerk
> Auf das Wackelsteiner Ländchen gestellt.
> Ja, wenn der Senator erzählt.

Auch später hört man – anders als bei Wankel – nichts von einem politischen Engagement Himmelhebers in einer größeren Öffentlichkeit. Für ihn ging es um »Geistiges« jenseits aktueller Parteipolitik. Von Bedeutung war für ihn dabei insbesondere das Werk von Rainer Maria Rilke. Während der Kriegsgefangenschaft mit philosophischen Werken in Berührung gekommen und aufgrund von Kontakten mit Friedrich Georg Jünger wandte Himmelheber sich in vertraulichen Gesprächsrunden und Veröffentlichungen – insbesondere dann in »seinen« Scheidewegen – der Technik– und Zivilisationskritik zu.

Ergebnisse

Bei beiden Erfindern finden sich frappierende Parallelen, verbunden mit individuellen Zügen. Die von Siegfried Kracauer beschriebene doppelbödige Welt der Angestellten in der Weimarer Republik mit ihrer Mischung aus Subalternität und billigen Freizeitvergnügen war keinesfalls ihre Sache.[40] Obwohl hervorragende Techniker, waren Beide, besonders aber Himmelheber, alles andere als die von Herbert Marcuse kritisierten »eindimensionale Menschen«[41], nicht als Persönlichkeiten und nicht mit ihren Erfindungen.

Die Zeitumstände bildeten für Beide, bei etwas unterschiedlicher familiärer Ausgangslage und anderem Bildungsgang, einen verbindenden Hintergrund. Auseinandergesetzt haben sie sich damit jedoch auf unterschiedliche Art und Weise, als Erfinder, aber auch politisch: Wankel (zumindest) als Mitläufer, während für Himmelheber nichts Genaueres bekannt ist.

Auffallend sind zahlreiche generationelle Übereinstimmungen. Gemeinsam ist ihnen eine starke erste Prägung durch die Jugendbewegung der 20er Jahre. Für Wankel war dies zwar nur eine – und noch dazu sehr spezielle, politisch aufgeladene – Phase. Bei Himmelheber bestimmten Ideenwelt und »bündische« Praxis wohl das ganze Leben bis ins hohe Alter. Dazu kommt das frühe Interesse an Technischem und die Zähigkeit, mit der sie ihren Weg als Erfinder über Jahrzehnte verfolgten.

Der Nationalökonom Ernst Heuss sprach einmal in Bezug auf Erfindungen von »einem nahezu sicheren Misserfolg«[42]. Der Erfolg einer Innovation hänge insgesamt von einer

Vielzahl von Faktoren und Entscheidungen ab, die nur schwer vorhersehbar, geschweige planbar seien. Eine Erklärung dafür, warum es Erfinder trotzdem immer wieder versuchten, liege wohl darin, dass sie ihre ganz spezielle, individuelle Erfindung im Auge haben und nicht eine abstrakte Wahrscheinlichkeitsverteilung. »Infolge Mangels an objektiven Anhaltspunkten wird die Invention und ihre Verwirklichung zur Glaubens- oder Überzeugungsfrage (Vision, Besessenheit).«[43]

Die Prägungen als Angehörige der »Kriegsjugendgeneration«, deren Unbedingtheit, Härte und Organisiertheit, dürften unseren Protagonisten hier geholfen haben. Besonders deutlich wird dies bei Felix Wankel, der als »Idealist« beschrieben wird, der wirtschaftliche Zwänge in Verbindung mit seinem Kreiskolbenmotors nicht wahrhaben wollte.[44]

Hervorgehoben wird weiter die »Sachlichkeit« als Kennzeichen dieser Generation. Auch Wankel war keinesfalls weltfremd. Dagegen spricht beispielsweise sein Geschick beim Knüpfen von Beziehungen und wenn es um Patente und Lizenzeinnahmen ging. Allerdings werden hier durchaus Unterschiede zu Himmelheber und dessen Spanplatten deutlich. Wankels Erfindung traf zwar mitten ins Herz des Zeitalters der »Mobilitätsmaschinen« (Kurt Möser), scheiterte aber trotz Weltruhms im großindustriell geprägten Fahrzeugbau, wenigstens in Deutschland (im Übrigen kein gutes Vorzeichen für die Elektromobilität). In kleinerem Maßstab haben Wankelmotoren indes wegen ihrer Laufruhe und ihres geringeren Gewichts noch als Bootsantrieb und für den stationären Einsatz eine gewisse Bedeutung.[45]

Bereits als ein böses Omen kann gedeutet werden, dass es nur die verhältnismäßig kleinen NSU-Werke waren, die sich der industriellen Nutzung der Wankelmotoren annahmen. Was vielleicht als Befreiungsschlag gedacht war, wurde trotz avantgardistischem Design – vielleicht auch aufgrund von Operationen der Banken im Hintergrund – für die Firma zum Desaster.[46] Der ab 1894 bei der M.A.N. in Augsburg für ganz andere Zwecke entwickelte Dieselmotor sollte als Alternative zum Ottomotor das Rennen machen, mit allerdings – wie wir heute wissen – manchen unschönen Nebenwirkungen.

Noch im Alter jugendbewegt
Bildnachweis für diesen Beitrag: Max-Himmelheber-Stiftung (alle Fotos zu Himmelheber); TECHNOSEUM, Nachlass Wankel (alle Fotos zu Wankel)

Eine Erfindung »mittlerer Reichweite«, wie die Spanplatte, wirkte bei weitem nicht so spektakulär, sie hatte jedoch größere Chancen sich durchzusetzen. Abnehmer dafür waren im Wesentlichen mittelständische Unternehmen. Diese Erfindung entspricht im Übrigen geradezu idealtypisch späteren »philosophischen« Gedanken Himmelhebers, für den »mittlere Technologien«, Kreislaufwirtschaft,

»Rezyklisierung« und Ressourcenschonung zentral wurden.

Verallgemeinernd lässt sich sagen, dass die Chancen des »klassischen« Erfinders, wie Beide sie verkörperten, eher bei kleinmaßstäblichen Entwicklungen liegen. Eine Pointe des Scheiterns des innovativen Wankelmotors in der industriellen Praxis ist jedoch möglicherweise, dass durch seine Konkurrenz mit den unbestreitbaren Vorteilen der Hubkolbenmotor »in den 60er und frühen 70er Jahren stärker in Richtung Geräuschdämpfung und Vibrationsarmut perfektioniert wurde.«[47] Das Scheitern der »visionären« Innovation beförderte also vielleicht kleinere technische Fortschritte.

Erfindungen benötigen im Regelfall Geldgeber, die die Arbeiten finanzieren und anschließend wirtschaftlich verwerten. In unseren beiden Fällen kam der Förderung durch das Reichsluftfahrtministerium während der 30/40er Jahre eine ausschlaggebende Bedeutung zu. Die Frage ist, ob dafür eine besondere Nähe zur Führung des »Dritten Reichs« – wie sie Wankel vor allem wohl in der Zusammenarbeit mit Wilhelm Keppler, der maßgeblichen Gestalt des »Freundeskreises Reichsführer SS«, praktizierte – zwingend notwendig war.

Allerdings profitierte auch die Himmelhebersche Spanplatte von einer kräftigen staatlichen Förderung. Nachdem die Konstruktionspläne für die Spanplattenherstellung während des Krieges fertiggestellt worden waren, ermöglichte es die Beschränkung auf dieses »Produkt« Himmelheber, sein »Laboratorium« – soweit ersichtlich – selbständig zu führen. Wankel hingegen war auch in der Nachkriegszeit weiterhin auf Finanzierungsbeiträge anderer Unternehmen und öffentliche Mittel (Fraunhofer-Gesellschaft) angewiesen.

Für den Erfolg der Erfindungen von Himmelheber und Wankel waren sicher singuläre Umstände entscheidend. Ob er sich unter heutigen Umständen wiederholen ließe und sie überhaupt als Vorbilder für künftige Erfindergenerationen taugen, muss dahingestellt bleiben.

Schwerer noch fällt eine moralische Bewertung. Himmelheber wird man sicher nicht für die durch seine Erfindungen ermöglichte, massenweise Produktion von Billigmöbeln verantwortlich machen können, die seinen Überzeugungen so ganz und gar widerspricht. Ein Thema wäre dies weniger für die Technik- als für Wirtschafts- und Zeitgeschichte. Bei Wankel stellen sich allerdings unter mehreren Aspekten schwerer zu beantwortende Fragen.

Anmerkungen

1 Paradebeispiel dafür ist der 1958 von Artur Fischer erfundene »Fischer-Dübel«. Die Liste solcher Erfinder ließe sich fast unbegrenzt fortsetzen. Zur oft überstrapazierten Figur des »Tüftlers« Gert Kollmer-von-Oheim-Loup: Schwäbische Tüftler und Erfinder – Abschied vom Mythos? Innovativität und Patente im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Ostfildern 2016.

2 Allerdings hat sich soeben der aus Simbabwe stammende und in den Niederlanden arbeitende Künstler James Beckett für die Installation The Skeptical Structures of Max (2019) nach intensiven Recherchen von der Biographie Max Himmelhebers inspirieren lassen. Beckett stellt Himmelheber und seinen aus Sicht des Künstlers eher problematischen Beitrag zum Umweltschutz in den Mittelpunkt seiner Installation aus gebrauchten Spanplatten. Näheres unter https://wilfriedlentz.com/work/the-sceptical-structures-of-max-2019/; schon 2010 hatte der SWR in seiner Reihe »patente & talente« eine Dokumentation von Hanspeter Michel mit dem Titel »Die Spanplatte des Herrn Himmelheber« gesendet, die auch als DVD veröffentlicht wurde.

3 Etwas deutschtümelnd, aber einen Überblick bietend, Menno Aden: Kulturgeschichte der großen deutschen Erfindungen und Entdeckungen. Paderborn 2019.

4 E. Günther Gründel: Die Sendung der jungen Generation. München 1932, S. 31 ff.

5 Autobiografisch zeichnet Ernst von Salomon (Die Kadetten. Berlin 1933) ein plastisches Bild seiner

damaligen Karlsruher Schulzeit, allerdings unter den besonderen Umständen der Preußischen Kadettenanstalt in der Moltkestraße.

6 Gründel (wie Anm. 4), S. 34.

7 Ulrich Herbert: Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft. 1903–1989. 2. Aufl. Bonn 1996, S. 44.

8 Möbelfabrik Gebrüder Himmelheber in der Kriegsstraße 13.

9 Als Halbwaise unter den Umständen des Krieges zeigten sich bei ihm wohl Erscheinungen der von Gründel (wie Anm. 4), S. 35 geschilderten «wildwachsenden Jugend«.

10 Dank für den Hinweis an Herrn Dr. Frank Stefan Becker (Berlin).

11 Peter Schröder: Die Leitbegriffe der deutschen Jugendbewegung in der Weimarer Republik: Eine ideengeschichtliche Studie. Berlin u. a. 1996, S. 19; diese Ideale stellen möglicherweise eine, wenn auch überspitzte, Quintessenz der bürgerlichen »Kriegsjugendgeneration« dar, die sich nicht nur in konservativen Kreisen finden lässt.

12 Werner Kindt: Die Deutsche Jugendbewegung 1920 bis 1933. Die bündische Zeit. Düsseldorf 1974, S. 471.

13 Markus Popplow: Felix Wankel. Mehr als ein Erfinderleben. Erfurt 2011, S. 39.

14 Walter Sauer (Hrsg.), Max Himmelheber – Drei Facetten seines Lebens. Philosoph – Erfinder – Pfadfinder. Baunach 2016, S. 22; dasselbe für Wankel: Popplow (wie Anm. 13), S. 39.

15 Popplow (wie Anm. 13), S. 97.

16 Zum Verhältnis der Jugendbewegung zur Technik (mit Bildern von Himmelheber auf seinem Motorrad) Eckard Holler: Auf der Suche nach der blauen Blume. Die großen Umwege des legendären Jugendführers Eberhard Koebel (tusk). Eine Biografie, Münster 2020, S. 95 ff.

17 Jeffrey Herf: Reactionary modernism. Technology, culture and politics in Weimar and the Third Reich. Cambridge 1974.

18 Z. B. Wankel, Deutsche Jugend und Technik, in: Die Kommenden 1 (1926) Nr. 49; zu dieser Zeitschrift des »nationalen Aufbruchs«: Stefan Breuer/Ina Schmidt: Die Kommenden. Eine Zeitschrift der Bündischen Jugend (1926–1933). Schwalbach im Taunus 2009.

19 Z. B. »Das Lagerfeuer«, »Jungenleben«, »der eisbrecher«.

20 Popplow (wie Anm. 13), S. 81.

21 Ebd.

22 Popplow (wie Anm. 13), S. 20.

23 Rolf Walter: Wesentliche Triebfedern unternehmerischen Erfolgs aus wirtschaftstheoretischer Sicht, in: Forum – Vortragsreihe des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln, Jg. 54 Nr. 17, S. 3.

24 Mario Damolin: Der Eros der Motoren, in: «Die Zeit« vom 7. Juli 1989.

25 Popplow (wie Anm. 13), S. 63.

26 »Containerbahnhof. System Himmelheber/Trutter«; Sauer (wie Anm. 14), S. 38 f.

27 Popplow (wie Anm. 13), S. 8 und 89.

28 Sauer (wie Anm. 14), S. 194; der Bundesverband Deutscher Patentanwälte geht in einer Mitteilung demgegenüber von »nur« etwa 70 Patenten aus: https://www.bundesverband-patentanwaelte.de/patente/der-weltweite-siegeszug-der-spanplatte/.

29 Sauer (wie Anm. 14), S. 197.

30 Vgl. Erfahrenes und Erdachtes – Japanische Kultur und Jugendbewegung, in: Sauer (wie Anm. 14), S. 76 ff.

31 Sauer (wie Anm. 14), S. 79.

32 Sauer (wie Anm. 14), S. 80.

33 Sauer (wie Anm. 14), S. 74.

34 Popplow (wie Anm. 13), S. 37.

35 Landesarchiv Baden-Württemberg Abt. Staatsarchiv Sigmaringen (Wü 13 T 2 Nr. 2466/028).

36 Sauer (wie Anm. 14), S. 193.

37 Ebd.

38 Ebd.

39 Sauer (wie Anm. 14), S. 194.

40 Siegfried Krakauer: Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland, Frankfurt/Main 1930.

41 Begriff von Herbert Marcuse: Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. Neuwied 1967.

42 Rolf Walter (wie Anm. 23), S. 3.

43 Ebd.

44 Popplow (wie Anm. 13), S. 124.

45 Dank für diesen Hinweis Herrn Ferdinand Flick (Bad Mergentheim).

46 Popplow (wie Anm. 13), S. 123.

47 Popplow (wie Anm. 13), S. 125.

Anschrift des Autors:
Dr. Claus-Peter Clostermeyer
Ministerialdirigent a. D.
Treitschkestraße 23
12163 Berlin

Ludger Syré von der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

»Doyen der Landesbibliographie Baden-Württemberg« Drei Jahrzehnte Entwicklung des Mediums Regionalbibliographie aktiv begleitet

Heinrich Hauß

Seit seinem Dienstantritt 1983 in der Landesbibliothek Karlsruhe hat Ludger Syré die Baden-Redaktion der Landesbibliographie Baden-Württemberg betreut. »Keine relevante Veröffentlichung über Baden entgeht ihm. Er sorgt dafür, dass der ›Lesestand‹ zum Oberrhein stets aktuell bleibt« (Julia Freifrau Hiller von Gaertringen).
Im regionalisierten Baden sieht sich die Badische Heimat zunehmend auf Akteure außerhalb des Vereins angewiesen, die badische Themen behandeln. Mit der Regionalbibliographie, der Betreuung oberrheinischer Literatur im Lesesaal und Veröffentlichungen in verschiedenen Vereinszeitschriften, u. a. auch in der Badischen Heimat, ist Ludger Syré ein ausgezeichnetes Beispiel für einen solchen Akteur. Wir bedanken uns bei ihm mit der Würdigung seiner Lebensleistung in Verbindung mit der Festschrift »Liber amicorum für Ludger Syré«.

I. Die »grundstürzende Veränderung«

Umgestaltung der Arbeits- und Forschungsorganisation

»Die Regionalbibliographien erschließen einen Reichtum an Wissensquellen, die für das kulturelle Gedächtnis der Region von unschätzbarem Wert sind. Diese Schätze für die wissenschaftliche Forschung zu heben, sie ebenso für den interessierten Laien zugänglich zu machen, ist eine zentrale Aufgabe der Regionalbibliotheken.«[1]. Eine besondere Bedeutung kommt den Regionalbibliographien in den »zusammengesetzten Ländern« wie Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz zu. Sie bewahren das Wissen von heute für

Dr. Ludger Syré (Foto: privat)

die Gesellschaft von Morgen. Regionalbiographien sind dokumentarisch, enthalten sich der Wertung, dem Nutzer bleibt das Urteil überlassen. Das Sammlungsspektrum schließt Rezensionen und auch Genres wie Comics, Kinderbücher, Trivialromane oder Ratgerliteratur, eben auch die außerhalb der Verlagsbuchhandlungen erscheinende »graue Literatur« mit ein. Versuchte man die Regionalbibliographie als eine Form von Kultur zu interpretieren, so ließe sich die These aufstellen, dass alles, was sich »ausdruckstark, gedruckt oder elektronisch publiziert an Schrifttum« und Äußerungen in der Öffentlichkeit präsentiert, in der Bibliographie seinen Platz erhält. G. Brosowski und U. Hagenah haben eindrucksvoll die Veränderungen des lebensweltlich-kollegialen Umfeldes für Bibliothekarinnen und Bibliothekare und der wissenschaftlichen Arbeit im Zusammenhang mit der Regionalbibliographie beschrieben: »Beschleunigend, kommunikationstechnisch entgrenzend, entformalisierend, neue Medien, Publikationskanäle und Perspektiven schaffend, rationalisierend, gleichzeitig mit Multiplikatoren zugänglicher Information und Kommunikation unserer Arbeitsfelder vervielfältigend«[2]. Die Regionalbibliographie zeigt exemplarisch den »rasanten Medien- und Verhaltenswandel« auf, hat die Arbeits- und Forschungsorganisation vollständig umgestaltet. Die Regionalbibliographien haben einen Reichtum an Wissensquellen erschlossen und wurden damit zu einem »Profilelement« der Landesbibliotheken. Sie »agieren gleichsam als Scharnier zwischen akademischer Welt und interessierter Öffentlichkeit«[3].

Die Regionalbibliothek versucht unter anderem im »anarchischen Web«, das »Kulturgut unserer Zeit zu bewahren« (M. E. Müller). Darüber hinaus besteht der Ehrgeiz, »den Kulturwandel pro-aktiv mitgestaltend« zu beeinflussen[4].

Die Bedeutung der Regionalbibliographie hat verschiedene Dimensionen: Für die Bibliotheken bedeutet sie eine Herausforderung der Sammelpraxis und -politik. Im Weiteren ein neues Profilelement, für die Wissenschaft eine neue Arbeitsorganisation, für das kulturelle Erbe eine weitgehende digitale Vernetzung, für die Nutzer »qualitätsvolle bibliographische Information auch jenseits von Universitätsstädten«. Nicht zuletzt tragen Regionalbibliographien zusammen mit »Veranstaltungen, Projekten und Teilhabe der Bürger*Innen dazu bei, regionale Identitäten zu stärken«[5].

Seit seinem Dienstantritt 1987 in der Landesbibliothek Karlsruhe obliegt Ludger Syré die Baden-Redaktion der Landesbibliographie Baden-Württemberg. Syré hat die Entwicklungen und Veränderungen der Landesbibliographie als »eine einzelne Person in ein und demselben Amt begleitet und mitgestaltet«[6]. Im Zusammenhang mit dem Vorsitz Syrés in der Arbeitsgruppe Regionalbibliographien im Deutschen Bibliothekarsverband e. V. haben die Kollegen die Zeit von 1988 bis 2019 die »Ära Syré« genannt. Syrés besonderes Verdienst besteht darin, dass er rechtzeitig erkannt hat, die Regionalbibliographien »aus ihrer Isolation zu lösen«, so dass »aus dem begrenzten Literaturnachweis ein mit anderen Datenbeständen vernetzter Informationsgehalt entsteht«[7].

II. Momente der Entwicklung

Zum Verständnis der Regionalbibliographien im digitalisierten Zeitalter ist es hilfreich, einige Momente der Entwicklung anzudeuten. Nach Thomas Mutschler sind folgende Ent-

wicklungsstufen zu verzeichnen: Verändertes Informationsverhalten, Öffnung, neuer Personenkreis und Aufnahme neuer Quellen. Im Zusammenhang mit der Digitalisierung hat sich das »Informationsverhalten der Nutzer bzw. Erwartungshaltung an die Leistungsfähigkeit« wissenschaftlicher Informationssysteme radikal gewandelt. Eine Rolle spielten in diesem Zusammenhang die Konkurrenz von Google und Wikipedia. Folge davon war eine »Öffnung der bis dahin ausschließlich geschichtswissenschaftlich geprägten Landesbibliographien«. Seit den 1980er-Jahren erweiterten sich die Zielgruppen »auch auf Personen aus den Bereichen der Geographie, Kultur- und Naturwissenschaften, Umweltschutz, Politik, Wirtschaft, Verwaltung«. Mit dem digitalen Umbruch im 21. Jahrhundert wurden »in den Landebibliotheken verwahrte Sammlungen miteinbezogen«. Um dem Auftrag zur Bildung einer Überlieferung »für die digitale Gesellschaft« zu erfüllen, ist es notwendig, dass sieh die Landesbibliographien »weiter öffnen und sich stärker als Kompetenzzentren profilieren«[8].

III. Ludger Syré – ein »gelehrter Bibliothekar«

Die Leiterin der Landesbibliothek hat in ihrer Würdigung Charakter und berufliche Tätigkeit Syrés als die eines »gelehrten Bibliothekars, der selber wissenschaftlich forscht und lehrt« treffend bezeichnet. Die Charakterisierung schließt seine Leistung als Organisator und Moderator mit ein. Wir versuchen im Folgenden, einige seiner prominentsten Arbeitsgebiete zu charakterisieren.

Den badischen Teil der »Landesbibliographie Baden-Württemberg« betreute Syré dreißig Jahre lang und war gleichzeitig im selben Zeitraum Vorsitzender der Arbeitsgruppe Regionalbibliographie im Deutsche Bibliothekarsverband. Beide Tätigkeiten veranlassten die Kollegen von einer »Ära Syré« und seiner »herausragenden Rolle« im Entwicklungsprozess der Regionalbibliographie zu sprechen. »Thesen zur modernen Landesbibliographie, gegenwärtige und zukünftige Anforderungen« veröffentlichte er 2013.

Mit Jürgen Seefeldt (Öffentliche Bibliotheken) verfasste Syré (wissenschaftliche Bibliotheken) »Portale zu Vergangenheit und Zukunft – Bibliotheken in Deutschland« (5. Auflage 2017). Die Publikation ist maßgeblich, für das, »was die Welt über das deutsche Bibliothekswesen weiß«.

Mit Schriften wie »Die Geschichte der Bibliothek – Eine Chronik« (1992), »Festschrift zum Neubau« (1992), »Peter Ehrle« (2008), »Zerstörung der Badischen Landesbibliothek« (2010) und »Digitale Sammlungen« (2011) hat sich Syré auch als »Haushistoriograph« der Badischen Landesbibliothek profiliert. Eine »zweite Identität« (Hiller von Gaertringen) erarbeite Syré sich mit dem Lehrauftrag in Universität Karlsruhe und der Universität Mannheim zur Badischen Geschichte.

IV. Badische Interessen

Im regionalisierten Baden ist die Badische Heimat zunehmend auf Akteure außerhalb des Vereins angewiesen, die badische Themen behandeln. Mit den verschiedenen Aufgabenbereichen, die Ludger Syré während seiner Dienstzeit wahrgenommen hat, ist er ein ausgezeichnetes Beispiel für einen solchen Akteur.

Von besonderem Interesse für die Badische Heimat ist Syrés Arbeit an landeskundlich re-

levanten Veröffentlichungen über Baden, dem Lesestand zum Oberrhein in der Landesbibliothek, seine Veröffentlichungen zu badischen Themen, der Forschungsschwerpunkt in den Universitäten Karlsruhe und Mannheim »zu Geschichte Badens in der Neuzeit, speziell im Nationalsozialismus, Literaturgeschichte und Bibliotheksgeschichte«[9]. In der Badischen Heimat hat er verschiedentlich publiziert, so z. B. Themen wie Berthold Auerbach (BH 92/2012), G. Braun Verlag (BH 93/2013), Karl v. Rotteck (BH 94/2014 und Hoftheater-Theaterzettel (BH 97/2017).

V. Ein »liebenswürdiger Kollege«

Ludger Syré wurde in Münster geboren, legte das Abitur 1972 in Freiburg ab, studierte in Tübingen 1972–1978 Germanistik und Geschichte und promovierte über ein Thema osteuropäischer Geschichte. 1983 bis 1985 absolvierte er das Bibliotheksreferendariat in Tübingen. In der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe nahm er 1987 seinen Dienst auf. Direktor Gerhard Römer übertrug ihm die Leitung der Landesbibliographie und die Leitung des Lesesaals mit dem landeskundlichen Bestand. 2003 übernahm er die Leitung des Bereichs Digitalisierung in der Landesbibliothek. Sie gab ihm die Möglichkeit, »eine für die Landesbibliothek im 21. Jahrhundert maßgebliche und innovative Dienstleistung neu aufzubauen«[10].

Kollegen attestieren ihm »die bibliothekarischen und wissenschaftlichen Primärtugenden wie Genauigkeit Stringenz im Denken und Handeln, Ordnungsfähigkeit, Fleiß, Verlässlichkeit, Weitblick und Neugierde«[11]. Die fachlichen Eigenschaften werden durch entsprechende charakterliche flankiert.

Anmerkungen

1 Maria Elisabeth Müller, Vorwort: In. M. E. Müller, U. Hagenah, L. Jendral (Hrsg.), Regionalbibliographien.
Forschungsdaten und Quellen des kulturellen Gedächtnis. Liber amicorum für Luder Syré, 2019, S. 7.
2 G. Borowski/U. Hagenah, Landesbibliographien in der Ära Syre, In: Regionalbibliographie S. 43.
3 U. Hagenah/M. Mayer, Persistente Daten und neue Konzepte, I: Regionalbibliographien S. 91.
4 A. a. O. S. 45. Diese Aussage von Brosowski und Hagenah bedürfte der näheren Erläuterung! Die Dokumentation der Daten für die Nachwelt ist eine Form der Kultur.
5 U. Hagenah/M Mayer a. a. O. S. 91.
6 A. a. O. S. 50.
7 A. a. O. S. 8.
8 A. a. O. S. 20.
9 Thomas Mutschler, Sind Landebibliographien heutzutage noch relevant für die historische Forschung? In: Festschrift S. 209 ff.
10 Julia Freifrau Hiller von Gaertringen, Ludger Syré – eine Würdigung. In: Festschrift S. 11 ff.
11 U. Hagenah/L. Jendral, Die AG Regionalbibliographien, S. 64.

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

»Immer darauf bedacht, dem Haus und seinen Besuchern gerecht zu werden …«

Vor 60 Jahren wurde das »Hebelhaus« als Museum eröffnet[1]

Elmar Vogt

Für viele Menschen sind sie so präsent wie Grimms Märchen: Die Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes von Johann Peter Hebel (1760–1826).

Für Bernhard und Ulrike Greiner-Jakobs

Die bewegende Bergwerksgeschichte »Unverhofftes Wiedersehen«, die Parabel »Kannitverstan«, die Schelmengeschichte vom »Wohlfeilen Mittagessen«, die Erzählungen von den Meisterdieben, dem *Zundelheiner,* dem *Zundelfrieder* und dem *Roten Dieter* gehören zum Gemeingut, und sie haben eine weltweite Leserschaft.

Das Bild von Ludwig Rudolf Durheim[2] (1811 bis 1895), im Jahr 1841 entstanden, zeigt das Elternhaus des alemannischen Dichters Johann Peter Hebel (1760 bis 1826), der in Hausen im Wiesental aufgewachsen ist. (Bildvorlage: © Gemeinde Hausen im Wiesental)

Das Hebelhaus (Foto: © Angelika Schmidt)

Zu Ehren des Autors wurde vor 60 Jahren sein Elternhaus, eines der ältesten Wohngebäude in Hausen im Wiesental, 1562 erbaut und 1718 in der jetzigen Form umgebaut, als Dorf- und Heimatmuseum eingerichtet.

Die Familie Hebel wohnte im oberen Stockwerk. Vermutlich kam die Wohnung durch eine Erbschaft in das Eigentum von Hebels Mutter Ursula, geborene Örtlin (1726–1773).

Viele Jahre nach Johann Peter Hebels Tod richtete man wieder ein Augenmerk auf sein Heimathaus. Im Jahre 1850 wurde es von der »Lesegesellschaft zum Pflug« in Schopfheim erworben. Zwölf Jahre später (1862) kaufte die inzwischen gegründete *Hausener Hebelstiftung* das Obergeschoß zum Preis von 1000 Gulden.

Am 22. April 1862 verkaufte der Kaufmann und Gemeinderat Eduard Steinhäußler aus Schopfheim als Vorstand und Namens der Lesegesellschaft *»das elterliche Wohnhaus Johann Peter Hebels, nämlich die Hälfte von einem zweistöckigen Hause, der obere Stock, samt Scheune, Stallungen und Schopf, mitten im Dorfe Hausen gelegen, nebst Anteile am Waschhaus neben Adlerwirt (Johann Jakob) Arzet und der Dorfstraße für die Summe von 1000 Gulden«* an den Verwaltungsrat der Hebelstiftung.

Bereits 1957 machte der damalige Bürgermeister Ernst Hug dem Gemeinderat den Vorschlag, das Haus zum 200. Geburtstag Hebels als Museum einzurichten.

Bis 1958 war das Anwesen bewohnt. Ein Jahr später wurde mit den Einrichtungsarbeiten für das Museum unter der Leitung von Baurat Alois Ehrlich vom Staatlichen Hochbauamt in Schopfheim begonnen.

Die Einrichtung der Räumlichkeiten lag in den Händen des früheren Schopfheimer Gewerbeschuldirektors Ernst Grether.

Bei der Einrichtung des Heimatmuseums hat man sich von dem Gedanken leiten lassen, das Hebelhaus in seiner guten alten Form zu erhalten und die Räume so einzurichten, wie sie zu Hebels Zeiten bewohnt waren. Diese mussten daher nach fachmännischen Überlegungen mit historischen Möbeln guter alter Handwerkskunst eingerichtet werden. Neben zeitgenössischen Tischen, Schränken und

Bürgermeister Ernst Hug (rechts) zusammen mit Maurermeister Ernst Weiß im Jahr 1959 im Obergeschoss des Hebelhauses. (Bildvorlage: © Gemeinde Hausen im Wiesental)

Die Einrichtung der Räumlichkeiten lag in den Händen des früheren Schopfheimer Gewerbeschuldirektors Ernst Grether (1898–1967), Hebel-Plakettenträger der Gemeinde Hausen im Wiesental des Jahres 1962. (Bildvorlage: © Gemeinde Hausen im Wiesental)

Truhen haben in einer kleinen Bibliothek die Werke der Hebelpreis- und Plakettenträger, sowie Urkunden und Schriftstücke aus der Zeit Johann Peter Hebels Platz gefunden.

Am 8. Mai 1960 wurde das Museum erstmals für die Besucher geöffnet.

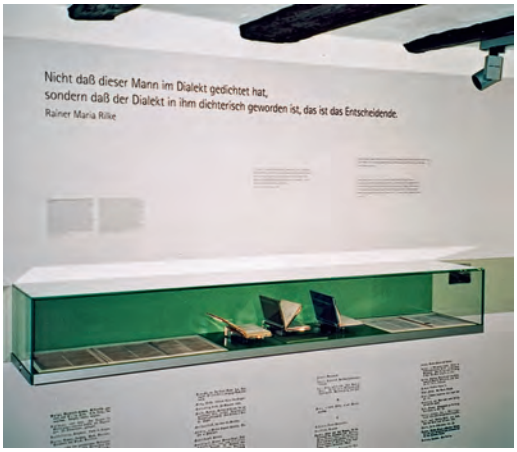
Nach knapp 50 Jahren entschloss sich der Gemeinderat für ein neues Konzept als Literaturmuseum, das zum »Großen Hebelfest« im Jahr 2010 verwirklicht wurde.

Bemerkenswert ist, dass der Spruch an der Stirnseite des Hebelhauses keineswegs alemannisch, sondern kurpfälzisch ist. Diesen Spruch hat vermutlich Johann Jakob Hebel (1720–1761) verfasst und die Mutter ließ diese Zeilen 1763 nach seinem Tod anbringen:

Schautafel mit einer Beschreibung von Hebels Wirkungsstätten im 1. Stockwerk des Museums.

»Wann Näid und Haß brent
Wie Ein feür Wär Holz und
Kohlen Nicht So theür«
U 1763 H

Irrtümlicherweise wurde der Spruch an der Hauswand des Museums immer wieder dem Vater Hebels, Johann Jakob Hebel, zugeschrieben.



Vitrine mit verschiedenen Ausgaben der »Alemannischen Gedichte«.

Dachgeschoss mit den Schwerpunkten »Hebelfeste in Hausen im Wiesental« »Johann Peter Hebel-Gedenkplakette« und »Johann Peter Hebel-Literaturpreis«.

Der Spruch selbst ist aber bereits in einem Gästebuch aus dem Jahre 1734 in abgeänderter Form anzutreffen[3]:
»Wan Falschheit dete brennen wie das Feuer,/ so wehr das Holtz nur halb so teuer«.

Geschichte auf drei Ebenen

In dem seit Mai 2010 neu konzipierten Museum wird die Lebensgeschichte Johann Peter Hebels und die des Hauses auf drei Ebenen gezeigt:

Im Erdgeschoss erhalten die Besucher Informationen zur Geschichte des Hauses.

Im zweiten Stockwerk werden die Besucher über Hebels literarisches Werk, die »Alemannischen Gedichte« (1803), das »Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes« (1811) und die »Biblischen Geschichten« (1824), informiert.

Im Dachgeschoss werden Dokumente zu den *Hebelfesten in Hausen im Wiesental,* der »Johann Peter Hebel-Gedenkplakette« und dem »Johann Peter Hebel-Preis« gezeigt.

Schade ist es um die historischen Porträtbilder des Markgrafen Karl Friedrich (1728–1811) und seiner Frau Luise, die zusammen mit der Bibliothek in einem gemeindeeigenen Gebäude untergebracht sind, um nicht zu sagen, dort »verstauben und dahindümpeln«. Die Gemeinde muss sich hier dringend um eine gute und dauerhafte Erhaltung Gedanken machen. Die Bilder wären im Treppenaufgang des Rathauses besser aufgehoben. Als Schmuckstücke gehörten diese aber in das Museum.

Öffnungszeiten

Mittwoch, Samstag und Sonntag von 13:30 Uhr bis 17 Uhr
Januar geschlossen
Gruppen nach Vereinbarung

Auskünfte und Anmeldungen für Führungen:
Bürgermeisteramt Hausen im Wiesental
Bahnhofstraße 9
79688 Hausen im Wiesental
Telefon (0 76 22) 68 73-0
www.hebelhaus-hausen.de
www.hausen-im-wiesental.de

Anmerkungen

1 Will man die Bedeutung kommunaler Einrichtungen für die baden-württembergische Museumslandschaft aufzeigen, genügt ein kurzer Blick auf die Statistik: Der Museumsführer für Baden-Württemberg, (Stand: Januar 2015), verzeichnet 1278 Museen. Mehr als die Hälfte (55 Prozent) dieser Museen werden von den Kommunen und den Landkreisen getragen. Sechs Prozent sind Landeseinrichtungen, einige wenige trägt der Bund. 2,3 Prozent werden von Stiftungen betrieben und 0,4 Prozent als GmbH. Daneben werden rund 35 Prozent in privatrechtlicher Form geführt, und davon wiederum 28 Prozent von Vereinen. Ein Großteil der Museen in Baden-Württemberg liegt im ländlichen Raum.

2 Geboren wurde der Maler Rudolf Durheim am 11. Februar 1811 in Bern. Er war Schüler der Maler Jean-Léonard Lugardon in Genf und Ary Scheffer in Paris. Durheim wohnte einige Jahre in Basel. Längere Reisen führten ihn nach Italien und in den Vorderen Orient, unter anderem nach Ägypten, Palästina und Syrien. 1857 ließ er sich in Bern nieder. 1841 malte er auch ein Bild von Hebels Elternhaus in Hausen. Neben Genredarstellungen und Porträts entstanden auf Reisen zahlreiche Landschaftsbilder. Die Gottfried-Keller-Stiftung in Winterthur erwarb 1895 und 1898 Werke aus Durheims Nachlass und übergab diese dem Kunstmuseum Bern. Durheim verstarb am 15. Februar 1895 in Bern.

3 Quelle: Hohentwiel – Bilder aus der Geschichte des Berges, herausgegeben von der Stadt Singen (Hohentwiel) durch Herbert Berner, Jan Thorbecke Verlag, Konstanz 1957, Seite 246.
Herrn Johannes Wenk-Madoery aus Riehen (Schweiz), danke ich herzlich für diesen Hinweis.

Soweit nicht anders angegeben, stammen die Bildvorlagen vom Autor des Beitrags.

Verwendete Literatur

Burkarth, Axel, Zur Situation kommunaler Museen. In: museums.brief, Nachrichten aus Museen und Sammlungen in Baden-Württemberg, Ausgabe 1/2015, S. 1 bis 3.

Das Markgräflerland, Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, Jgg. NF 6 (37), Heft 3/4, 1975, »Biographische Notizen«.

Hug, Ernst, Dorfmuseum im Heimathaus des alemannischen Dichters Johann Peter Hebel Hausen im Wiesental, herausgegeben von der Hebelstiftung Hausen im Wiesental, Neuauflage überarbeitet von Rektor i. R. Gustav Oberholzer, 1976, erweiterte Neuauflage 1981, 2. Erweiterte Neuauflage Mai 1987.

Anschrift des Autors:
Elmar Vogt
Riedackerweg 7
79688 Hausen im Wiesental

»Treu« bis in den Tod

Zum wiederentdeckten Grabstein des Lieblingshundes von Großherzogin Luise von Baden

Christian Katschmanowski

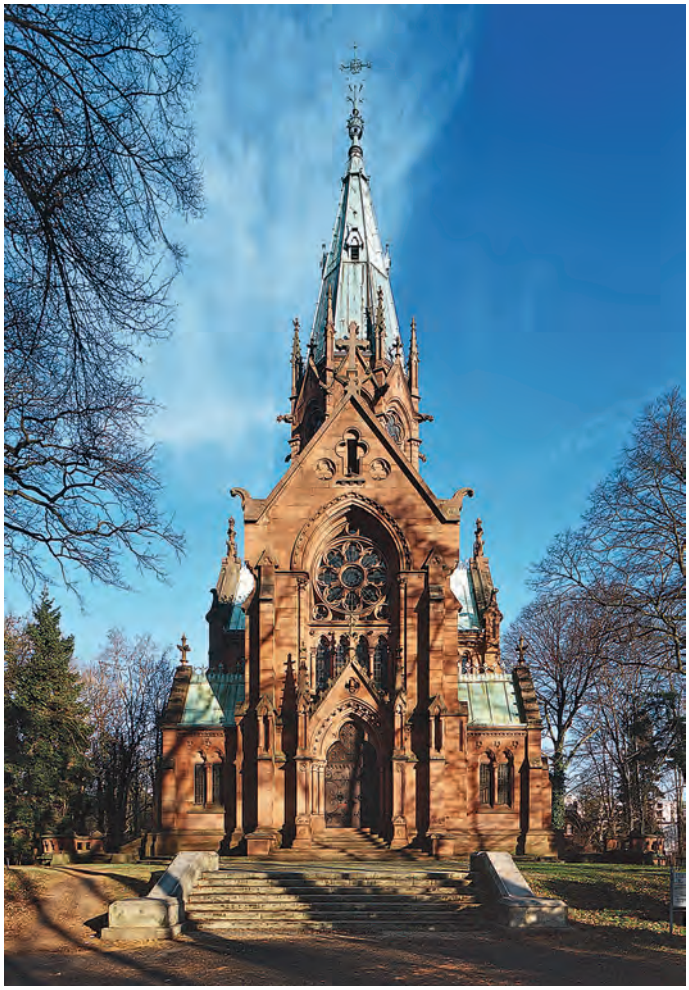
Das Geheimnis um den 2006 bei der Großherzoglichen Grabkapelle in Karlsruhe aufgefundenen Grabstein ist gelüftet. Es handelt sich um den Gedenkstein für den 1917 verstorbenen Lieblingshund der Großherzogin Luise von Baden. Der Fund ermöglicht erstmals einen Blick auf die Memorialpraxis für verstorbene Haustiere am Karlsruher Hof und bezeugt die besondere Liebe der Großherzogin zu ihrem schwarzen Großpudel namens »Treu«.

Als 2006 die Mitglieder der Karlsruher Bürgerwehr Geländearbeiten im Umfeld der Großherzoglichen Grabkapelle durchführten, stießen sie an der Südseite der Kapelle, unmittelbar vor dem Schwengelbrunnen, auf einen in der Erde steckenden, ungewöhnlich geformten, großen Steinbrocken.[1] Unter hohem Aufwand wurde der Stein gehoben und gesichert. Trotz der stark durch Feuchtigkeit korrodierten dunklen Oberfläche stellte sich der etwa 80 kg schwere und unregelmäßig trapezoide Stein (B.: 69 cm x H.: 43 cm x T.: 36 cm) bei genauerem Hinsehen als ein Grabstein heraus, auf dem noch schwach leserlich eine Inschrift zu erkennen war. In einem längsrechteckigen Rahmen mit großen Serifenbuchstaben ist das Wort »Treu« zu lesen. In der Zeile darunter die Datumsangabe »1901–1917«. Nach der zwischenzeitlichen Einlagerung, der Säuberung und Restaurierung des Steins durch einen Brettener Steinmetzen sind die Gesteinsstruktur und die Inschrift nun wieder klar zu erkennen, sodass er im Frühjahr 2019 den Staatlichen Schlössern und Gärten übergeben werden konnte. Der ungewöhnliche Fund warf sofort zwei Fragen auf: Wem war der Stein gewidmet und warum blieb er so viele Jahre lang unentdeckt?

Erste Überlegungen zur Herkunft und Bedeutung des Steins hat der Kommandant der Karlsruher Bürgerwehr, Karl Leis, angestellt und auf der Homepage der Bürgerwehr schriftlich festgehalten. Er vermutete aufgrund der eingemeißelten Lebensdauer, dass es sich um

Der ca. 80 kg schwere Grabstein steht derzeit im Eingangsbereich der Grabkapelle
Bildnachweis: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (Foto: Christian Katschmanowski)

einen Gedenkstein für ein Tier – möglicherweise einen Hund des letzten oder vorletzten Großherzogs – handeln könnte.[2] Wie nachfolgend gezeigt werden kann, war Leis mit seiner Vermutung auf der richtigen Spur: Es handelt sich bei dem Fund um den Grabstein des Lieblingshundes der badischen Großherzogin Luise (1838–1923), ein schwarzer Großpudel namens Treu. Der Glücksfund erlaubt einen privaten Blick auf die Tierliebe der Großherzogin und gibt Auskunft über die haustierbezogene Memorialpraxis am Karlsruher Hof.



Die Großherzogliche Grabkapelle im Fasanengarten, 1889–1896 (Foto: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg)

Dem Hund ein Denkmal setzen

Hundegrabmäler als Teil der fürstlichen Memorialpraxis

Die Errichtung von Grabmälern für besonders geliebte Haus- und Nutztiere war kein Ausdruck einer besonderen Exzentrik, sondern – unter Rückbezug auf die Tierbestattungen in der griechischen und römischen Antike – seit dem späten 17. Jahrhundert in der Welt der europäischen Aristokratie üblich. Insbesondere Garten- und Parkanlagen etablierten sich dabei als bevorzugte Begräbnisorte. Der geschützte und harmonisch gestaltete Raum bot einen für die persönliche Trauer angemessenen Rahmen.[3] Als im Laufe der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und damit parallel zur Entstehung der ersten Landschaftsgärten in England, auch die Fürsten selbst ihre Schlossgärten, Parkanlagen und Waldstücke als eigene Bestattungsorte entdeckten, wurde das kontemplative Gedenken an einen nahestehenden verstorbenen Menschen und an ein geliebtes Tier gleichermaßen in der landschaftlich gestalteten Natur ermöglicht. In seinem Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten (Leipzig 1796–1806) publizierte der Gartentheoretiker Johann Gottfried Grohmann dementsprechend neben Musterentwürfen für Personengrabmäler auch vier Beispiele für Hunde- und Pfer-

Der Fundort des Grabsteins zwischen den beiden Treppenstufen und dem südlichen Schwengelbrunnen (Foto: Christian Katschmanowski)

Entwürfe für Hundegrabmäler in Johann Gottfried Grohmanns «Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern«, 1796, Heft 5, Leipzig 1796, S. 5VII (Universitätsbibliothek Heidelberg, Johann Gottfried Grohmanns »Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten«, S. 5VII.)

degrabmäler.[4] Insbesondere Hunden kam in Folge dieser Entwicklung ein herausgehobenes Totengedenken zuteil, das die emotional geprägte Beziehung des Besitzers zu dem Tier zum Ausdruck brachte.

Selbst profilierte Baumeister wie Friedrich Weinbrenner haben sich mit dem Thema auseinandergesetzt. Vom badischen Baudirektor ist ein klassizistischer Entwurf für das Grabmal des Hundes »Binkerle« überliefert, der 1802 verstarb, nachdem er vergebens auf sein bereits ein Jahr zuvor in Schweden tödlich verunglücktes Herrchen, den badische Erbprinzen Karl Ludwig, gewartet hatte.[5]

Ein bekannteres Beispiel für Hundegrabmäler befindet sich im Schlossgarten von Sanssouci. Der Preußenkönig Friedrich II. (1712–1786) ließ 1744 und damit noch vor dem Baubeginn des eigentlichen Schlosses auf der obersten Terrasse des Weinbergs für sich eine Gruft einbauen, neben der er ab 1752 bis zu seinem Tod insgesamt elf seiner Windspiele, hochgewachsene Windhunde, beisetzen ließ.[6]

Als geborener preußischer Prinzessin waren Großherzogin Luise die Hundegräber ihres bekannten Vorfahren mit Sicherheit vertraut, zumal die Liebe zu Hunden unter den Hohenzollern weit verbreitet war. Neben Friedrich dem Großen sticht Kaiser Wilhelm II. (1859–1941) mit einer besonders engen Beziehung zu den Vierbeinern hervor. Der deutsche Kaiser war der Sohn des Bruders der Großherzogin, Kaiser Friedrich III., und damit ihr Neffe. Als passionierter Jäger pflegte er eine Vorliebe für Dackel, die ihm als Jagdhunde zur Seite standen und maßgeblich zu seinem Wohlbefinden beitrugen.[7] Für

Entwurfsskizze für den Hund Binkerle von Friedrich Weinbrenner, Karlsruhe 1802/03. (Karlsruhe, Badische Landesbibliothek, Cod. Karlsruhe 1349, Abb. Hundegrab)

seinen Lieblingshund, den Dachshund »Erdmann«, ließ er nach dessen Tod in Kassel 1901 sogar einen eigenen Grabstein auf der Roseninsel im Bergpark Wilhelmshöhe errichten.[8]

Auch Großherzogin Luises Herz schlug für Hunde. Im Gegensatz zu Friedrich dem Großen und seinen Windspielen und den Dackeln Wilhelms II. war ihre bevorzugte Rasse aber der Pudel und damit eine Rasse, die noch bis ins 19. Jahrhundert insbesondere bei der Wasserjagd, eingesetzt wurde. Die Bedeutung der Pudel als Jagdbegleiter schwand im Laufe der Zeit. Stattdessen avancierten die Vierbeiner aufgrund ihrer stark ausgeprägten Lernfähigkeit, ihrer Anhänglichkeit und ihres feinen, zur Schur geeigneten Fells, zum Modehund der Oberschicht. Die Pudelbegeisterung erreichte um 1900 ihren Höhepunkt. Von den extremen Ausmaßen der Mode berichtete am 5. April 1902 der England-Korrespondent der »Allgemeinen Zeitung« mit einem Bericht über Pudel-Friseure in London. Demnach zählte zu einem typischen Besuch bei einem Pudelfriseur neben dem Waschen und Schneiden auch das Parfümieren und Kämmen der krausen Haare. Besonders anspruchsvolle Kunden, so heißt es in dem Bericht weiter, ließen sich gar in kunstvoller Manier ihr Monogramm auf dem Rücken der Tiere ausscheren.[9]

Treu an ihrer Seite

Seit dem Mittelalter steht der Hund als Versinnbildlichung der Treue und wurde häufig bei Grabdenkmälern den Verstorbenen zu Füßen dargestellt. Dies gilt insbesondere für Pudel, deren Loyalität zu ihren Herrchen und Frauchen zu ihren zentralen Charaktereigenschaften zählt.[10] Die Treue des Pudels der Großherzogin zu seinem Frauchen steckte somit zugleich in seinem Namen selbst. Hinzu kommt eine weitere Bezugsebene im Namen des Tieres: Der Orden der Treue, der älteste badischer Hausorden, trägt den Wahlspruch »Fidelitas« (lat.: Treue), womit Luise ihren Hund qua Namensgebung offiziell zum »First Dog« Badens adelte. Und tatsächlich war der Hund ihr ständiger Begleiter – sowohl in Karlsruhe als auch auf ihren häufig durchgeführten Reisen. Als beliebtes Motiv auf zahlreichen Fotos ist er gut dokumentiert, sei es alleine, in Begleitung von Mitgliedern der großherzoglichen Familie oder mit der Großherzogin zusammen. Eines der frühesten Fotos des Hundes von ca. 1904 hält den Moment fest, in dem Luise mit emporgestrecktem Zeigefinger den noch jungen Pudel zum Stillhalten für die Fotoauf-

Das Grabdenkmal für »Erdmann«, den Lieblingsdackel des Kaisers Wilhelm II. auf der Roseninsel im Bergpark Kassel-Wilhelmshöhe (Wikimedia Commons, Baummapper)

nahme ermahnt. Das Foto entstand bei einem Aufenthalt in St. Moritz in der Schweiz.[11] Auf einem anderen Foto, das nach 1907 entstanden ist, sieht man die Großherzogin trotz der schwarzen Haube, die sie aus Trauer über den Verlust ihres im selben Jahr verstorbenen Gatten, Großherzog Friedrich I., trug, vergnügt in die Kamera blicken; mit an ihrer Seite: Hund Treu.[12] Es sind zahlreiche weitere Fotos von Luise mit ihrem schwarzen Pudel überliefert, die bezeugen, welch große Rolle der Hund in ihrem Leben gespielt hat[13].

Die eindeutige Identifizierung von Treu auf den Fotos ist indes nicht ganz leicht. Auch wenn gemeinsame Fotos von Luise mit dem Hund den Schluss nahelegen, dass es sich bei allen Pudelfotos um denselben Hund handelt, gilt es zu bedenken, dass Treu nicht der einzige Hund der großherzoglichen Familie war. Auf einem Foto von 1914 sieht man fünf schwarze Pudel, alle auf einer Parkbank auf der Insel Mainau sitzend, die zum Gefolge der Großherzogin gehörten.[14] Ob und welcher der Hunde davon Treu ist, lässt sich aufgrund der leicht unscharfen Schwarzweißfotografie nicht mit Sicherheit sagen.

Dass aber Hund Treu der absolute Lieblingshund der Großherzogin war, kann zweifelsfrei belegt werden. Der entscheidende Hinweis findet sich in einer 1938, von der Schwesternschaft des Deutschen Roten Kreuzes, herausgegebenen Denkschrift zum 100.

Großherzogin Luise von Baden mit Pudel Treu in St. Moritz, ca. 1904. (Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 69 Baden, Sammlung 1995 F I Nr. 110, 14)

Großherzogin Luise auf der Schlossterrasse des neuen Schlosses in Baden-Baden mit ihrem Pudel Treu, nach 1907. (GLA, 69 Baden, Sammlung 1995 F I Nr. 950.)

Geburtstag der 1923 verstorbenen Großherzogin.[15] Hierin berichtet die Mutterhausoberin im Ludwig-Wilhelm-Krankenheim Elisabeth Wolff[16] aus ihrem Gedächtnis von ihrer Begegnung mit Luise und ihrem Hund. Anstatt nur von der Großherzogin selbst zu berichten, so heißt es in dem Bericht, erzähle sie *»lieber etwas von Treu, dem schwarzen Pudel und ständigen Begleiter der Großherzogin. Er war alt geworden und konnte nicht mehr gut sehen. Doch wozu hat man eine Augenklink im Mutterhaus? Der Leiter, Herr Dr. Katz*[17]*, hat den guten Treu mit dem Augenspiegel untersucht, seine Herrin aber hielt ihm selbst den Kopf dabei, damit das arme Tier sich nicht ängstigen müsse. Einmal, als die Großherzogin zur Abendandacht kam, schlüpfte der Hund mit in die Kapelle. Frau Oberin Wolff wollte ihm wehren, allein die Großherzogin bat: ›Ach, er hat gemeint, er dürfe auch dabei sein!‹ Was war da zu machen, wenn die Frau Oberin berichtet, ›unserer beider Herrin‹ so liebenswürdig für ihn sprach. Er hat denn auch in keiner Weise gestört.«*[18] Der Verlust eines langen und lieben Begleiters, der ihr Trost und Freude in Zeiten des Krieges gespendet hat, musste sehr schmerzlich gewesen sein.[19]

Die Grabkapelle als ursprünglicher Aufstellungsort des Grabsteins?

Das genaue Sterbedatum des Hundes ist indes unbekannt, womit die Frage offen bleibt, ob der Hund in Karlsruhe verstorben ist. Da Luise nach dem Tod ihres Mannes Friedrich I. 1907 aber weiterhin im Residenzschloss Karlsruhe wohnen blieb und ihre Witwensitze auf

der Insel Mainau und das neue Schloss in Baden-Baden nur gelegentlich aufsuchte, liegt es nahe, dass auch Hund Treu einen Großteil seines Lebens in Karlsruhe verbracht hat – und ebendort auch gestorben ist.[20]

Zudem lässt die knappe Grabsteininschrift mit dem Namen und den Lebensdaten vermuten, dass es sich bei dem Stein nicht um einen Gedenkstein handelt, sondern um einen tatsächlichen Grabstein – der Hund also unter dem Stein bestattet wurde. Was bei dem Stein jedoch irritiert, ist die Tatsache, dass er bislang unentdeckt geblieben ist und in keiner Publikation zur Grabkapelle oder Luise erwähnt wird. Auch wenn er bei seiner Auffindung durch die Karlsruher Bürgerwehr halb in der Erde steckte und von Moos überwachsen war, dürfte er in den Jahren nach seiner Aufstellung vor dem südlichen Schwengelbrunnen noch eindeutig zu sehen gewesen sein. Dass es hierzu ausreichend Gelegenheiten gab, ist seit der partiellen Öffnung der Grabkapelle bereits seit 1908 gewiss.[21] Gerade nach den revolutionären Umwälzungen 1918 und der nun vollständigen und permanenten Öffnung des Fasanengartens für ein breites Publikum scheint der Grabstein keine weitere Beachtung gefunden zu haben.[22]

Könnte es sein, dass der Grabstein zuerst woanders stand und auch der Hund an einer anderen Stelle bestattet wurde? Wenn ja, wo hätte der Hund sonst begraben werden sollen? Eine mögliche Antwort darauf findet sich in einer von dem Heimatforscher Gustav Rommel (1876–1957) im Jahr 1933 publizierten Arbeit zum Karlsruher Hardtwald. Hier erwähnt er einem verschwundenen Hundefriedhof.[23] Er schreibt: »*Unweit davon, am Waldrande*, [nahe dem alten Schützenhaus und der Dungablage, zwischen Teutschneureuter Allee, heute Teil der Kentuckyallee und

Kenotaph der Großherzogin Luise von Herman Volz (Foto: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, Anja Stangl)

der Eggensteiner Allee] *liegt der sog. ›Rosenhof‹ (Dungablage) der Stadt und in der Nähe, einsam im Walde, ein halbvergessener Hundefriedhof, dessen ältere Grabsteine aber in den letzten Jahrzehnten alle verschwunden sind. Ein einziger aus neuerer Zeit bezeichnet die Ruhestätte eines treuen Tieres*«.[24] Könnte der explizite Verweis auf ein treues Tier ein Hinweis auf den Hund Treu sein und damit den ursprünglichen Aufstellungsort seines Grabsteins andeuten? Auch wenn ein Hundefriedhof im Hardtwald in den Gemarkungskarten und historischen Flurnamen nicht ausfindig gemacht werden konnte, gibt es keinen erkennbaren Anlass, die Aussage von Rommel anzuzweifeln.[25] Denkbar wäre, dass es sich dabei um eine traditionell genutzte Grabstätte für die markgräflichen Jagdhunde, bzw. in jüngerer Zeit allgemein für Hunde des Hofes

und der Förster, gehandelt haben könnte. Vergleichbare Bespiele gibt es mit den 1878 und 1912 durch die jeweils zuständigen Revierförster begründeten und noch heute existierenden Hundefriedhöfe in Barsberge in der Altmark und in Lobenrot bei Aichwald.[26]

Im Gegensatz zu dem mysteriösen Hundefriedhof im Hardtwald lässt sich der Auffindungsort des Treu-Grabsteins bei der Grabkapelle sehr gut erklären. So steht er in einem eindeutig räumlichen Bezug zum Kenotaph der Großherzogin im südlichen Querschiff der Oberkirche der Grabkapelle.[27] Hund und Frauchen sind somit auch nach dem Tod zumindest räumlich miteinander verbunden. Als ein ganz privates Dokument der Liebe Luises zu ihrem schwarzen Pudel wird mit diesem Glücksfund bei der Grabkapelle ein unmittelbares Stück badischer (Tier-)Geschichte wieder lebendig. Ab Frühjahr 2020 wird der Stein im Rahmen eines eingerichteten Museumsraumes im ehemaligen Wächterhäuschen zu sehen sein.

Anmerkungen

1 Das Ziel der Geländearbeiten war die Wiederherstellung des ursprünglichen Geländeplans südlich der Grabkapelle mit einer Restaurierung und Wiederinbetriebnahme des Schwengelbrunnens.

2 Homepage Karlsruher Bürgerwehr.

3 Preuss (2016), S. 182–184. Zu Tiergrabmäler in Garten- und Parkanlagen siehe Winter (2008), S. 32 f.

4 Grohmann (1796), Taf., 7.

5 Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Handschriftensammlung, Konvolut Karlsruhe 1349 fol. 3v. Vgl. Schumann (2010), S. 105.

6 Winter (2008), S. 36. Die Liebe Friedrichs des Großen zu seinen Hunden wurde in zahlreichen Publikationen thematisiert. Siehe bspw. von Preußen (2006). Zum Hund im Zeitalter des Rokokos allgemein siehe Andreae (1965).

7 Die Hunde des Kaisers waren im Zwinger im Monbijou-Garten in Berlin untergebracht, sofern sie nicht als Begleiter des Kaisers mit ihm auf der Jagd unterwegs waren. Die Hunde erhielten jeweils einen eigenen Namen, von denen unter anderem die seiner Lieblingshunde »Hexe«, »Dachs«, »Liesel« und »Strolch« überliefert sind. Gautschi ([2]2009), S. 101 f.

8 Heller (1993).

9 Anonymus (1902).

10 Federation cynologique internationale (AISBL), Nr. 172, S. 3.

11 GLA [Generallandesarchiv Karlsruhe], 69 Baden, Sammlung 1995 F I Nr. 110, 14. Ein weiteres Foto aus demselben Jahr zeigt den Hund im Schlossgarten von Favorite bei Rastatt, wo sich die großherzogliche Familie gerne für Sommeraufenthalte zurückzog. GLA 69 Baden, Sammlung 1995 F I Nr. 110, 7.

12 GLA, 69 Baden, Sammlung 1995 F I Nr. 950.

13 Weitere Fotos zeigen den Hund auf einer Aufnahme von 1912 mit einem unbekannten Mann im Garten des Viktoriapensionats in Baden-Baden. GLA, 69 Baden, Sammlung 1995 F I Nr. 92, 24. Und zwei Jahre später entspannt auf einer Parkbank auf der Insel Mainau in der Sonne liegend. GLA, 69 Baden, Sammlung 1995 F I Nr. 57, 26.

14 GLA, 69 Baden, Sammlung 1995 F I Nr. 57.

15 Luise hatte bereits 1859 mit dem Badischen Frauenverein einen Vorläufer der Badischen Schwesternschaft vom Roten Kreuz ins Leben gerufen. Siehe hierzu Scheidle (2004), S. 386–389.

16 Elisabeth Wolff war als Oberin von 1909 bis 1919 im Ludwig-Wilhelm-Krankenheim tätig. 150 Jahre Badische Schwesternschaft (2009), S. 6.

17 Dr. Karl Katz leitete von 1908 bis 1922 die Augenklinik im Ludwig-Wilhelm-Krankenheim. Menges (2007), S. 139.

18 Zitiert nach: Zum Gedächtnis (1938), S. 6.

19 Borchardt-Wenzel ([2]2010), S. 325–331.

20 Ebd., S. 323.

21 Großherzog Friedrich II. folgte 1908 dem Vorschlag des Oberhofmarschallamts und des Präsidenten der Generalintendanz der Civilliste, die Grabkapelle bei besonderen Anlässen gegen Eintrittsgeld auch für Nichtmitglieder der regierenden Familie zu öffnen. GLA 56-1, Nr. 3562. Bereits im 19. Jahrhundert gab es Phasen der partiellen Öffnung des Fasanengartens, siehe Rommel (1933), S. 104–106. Der Fasanengarten war durch eine Mauer umringt, siehe Valdenaire (2014), S. 249 f.

22 Welch starkes Interesse die Grabkapelle und der Fasanengarten nach der Öffnung des Gartens auslösten, geht aus einem Beschwerdeschreiben des Freiburgers Dr. Gutmann an den Großherzog vom 19. Juni 1919 hervor, demzufolge die Besuchermassen vor allem an den Wochenenden und den Feiertagen zur Kapelle strömten. Der Ansturm sei so groß, so heißt es in dem Schreiben, dass seine Mutter, eine ältere Frau, ihm nicht gewachsen sei und er daher eine Regulierung des Besucherandrangs anregte. Nachts hingegen war der Zugang bewacht, wenn auch nur durch einen Wachthund, der in einem Hundestall beim Wächterhäuschen an der Kette lag. GLA, 56-1, 4358, S. 1.

23 Rommel (1933), S. 37.

24 Ebd., S. 70. Teile des Buches wurden bereits vorab in der Karlsruher Zeitung »Die Pyramide« am 14. Oktober 1928 abgedruckt. Rommel (1928), S. 169. Merkwürdigerweise wird wortgleich der Hundefriedhof auch dort erwähnt, ohne jedoch den zweiten Zusatz mit der *»Ruhestätte eines treuen Tieres«*. Dieser kam erst für die Drucklegung des Buches hinzu.

25 Bedingt durch die im Hardtwald abgehaltenen Jagden tauchen weitere Flur- und Gemarkungsnamen mit Hundebezug auf, darunter der *»Hundsbrunnen«* und *»Hundsbrunnensuhl«*. Vgl. Schneider (1965), S. 19, 38.

26 Zum Aufkommen von Tierfriedhöfen um 1900 allgemein siehe Preuss (2016) und zum Hundefriedhof in Basberge ebd. S. 185. Zum Hundefriedhof in Aichwald siehe Popowska (2016).

27 Bis zur Neuarrangierung der Särge nach dem Zweiten Weltkrieg stand auch Luises Sarg im südlichen Querschifflügel der Gruft. Siehe Krimm (2016), S. 176.

Literatur

Friedrich Andreae: Das Rokoko und die Hunde, in: Archiv für Kultur-Geschichte, hg. von Georg Steinhausen, Bd. 7 Berlin 1909 [Nachdruck Vaduz 1965], S. 272–321.

150 Jahre Badische Schwesternschaft vom Roten Kreuz – Luisenschwestern – e. V., hg. von der Badischen Schwesternschaft vom Roten Kreuz – Luisenschwestern – e. V., Karlsruhe, Karlsruhe 2009.

Anonymus: Allgemeine Zeitung, München 5. April 1902, 105. Jg., Nr. 93, S. 1 f. https://digipress.digitale-sammlungen.de/view/bsb00085659_00583_u001/9?cq=pudel [letzter Zugriff am 6.3.2019].

Annette Borchardt-Wenzel: Die Frauen am badischen Hof: Gefährtinnen der Großherzöge zwischen Liebe, Pflicht und Intrigen, Gernsbach [2]2010.

Dachverband für die Lehre von Rassen, Zucht, Pflege, Verhalten, Erziehung und Krankheiten der Haushunde Federation cynologique internationale (AISBL), Nr. 172, S. 3. http://fci.be/Nomenclature/Standards/172g09-de.pdf [letzter Zugriff am 6.3.2019].

Andreas Gautschi: Wilhelm II. und das Waidwerk. Jagen und Jagden des letzten Deutschen Kaisers. Eine Bilanz, Melsungen [2]2009.

Johann Gottfried Grohmann (Hg.): Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, Englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern um Gärten und ländliche Gegenden, sowohl mit geringem als auch grossem Geldaufwand nach den originellsten Englischen, Gothischen, Sinesischen Geschmacksmanieren zu verschönern und zu veredeln, Heft 5, Leipzig 1796.

Markus Heller: Erdmann – eine Spurensuche, in: Die Zeit, 21/1993 [Online-Archiv der Zeit: http://www.zeit.de/1993/21/erdmann-eine-spurensuche/komplettansicht letzter Zugriff 31.1.2019 [letzter Zugriff am 26.2.2019].

Homepage der Karlsruher Bürgerwehr https://www.buergerwehr-karlsruhe.de/archive/3739 [letzter Zugriff 26.2.2019].

Konrad Krimm: Rückzugsort oder fürstliches Denkmal? Das Mausoleum im Karlsruher Hardtwald, in: Wandel: fürstliche Grablegen in der frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert, hg. von Winfried Klein und Konrad Krimm [Oberrheinische Studien, 35], Ostfildern 2016, S. 143–178.

Rebekka Menges: Das neue Städtische Krankenhaus an der Moltkestraße 1907–1930, in: Vom Spital zum Klinikum. Städtische Gesundheitsversorgung in Karlsruhe, hg. vom Stadtarchiv Karlsruhe durch Otto Bräunche und Volker Steck [Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, 29], Karlsruhe 2007, S. 133–163.

Marta Popowska: Jagdhundefriedhof bei Aichwald. Der Wald als Waldis letzte Ruhestätte, in: Stuttgarter Nachrichten, 20.11.2016, online-Archiv: https://www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.jagdhundefriedhof-bei-aichwald-der-wald-als-waldis-letzte-ruhestaette.3bc439f3-7b4c-4b32-a653-07324aece3aa.html [letzter Zugriff am 1.3.2019].

Dirk Preuss: »Zeus(,) Platz!« Die Zukunft des toten Heimtieres. In: Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebensendes, hg. von Thorsten Ben-

kel [Kulturen der Gesellschaft, 15], Bielefeld 2016, S. 181–211.

Gustav Rommel: Der Karlsruher Hardtwald mit Wildpark, Fasanengarten und Stutensee. Historisch=topografische Studien, Karlsruhe 1933.

Gustav Rommel: Geschichtliches vom Karlsruher Hardtwald (untere Hardt mit Wildpark), in: Die Pyramide, Jg. 17, Nr. 42 (14. Oktober 1928), S. 169.

Ilona Christa Scheidle: Emanzipation zur Pflicht – Großherzogin Luise von Baden, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 152/2004, S. 371–392.

Ernst Schneider: Die Stadtgemarkung Karlsruhe im Spiegel der Flurnamen [Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, 1], Karlsruhe 1965.

Ulrich Maximilian Schumann: Friedrich Weinbrenner. Klassizismus und »praktische Ästhetik« [Institut für Baugeschichte. Karlsruher Institut für Technologie. Friedrich Weinbrenner und die Weinbrenner-Schule, 5]. Berlin/München 2010.

Die Kunstdenkmäler der Stadt Karlsruhe. Der Stadtbau und der Schloßbezirk, bearb. von Arthur Valdenaire aus dem Nachlass herausgegeben von Joachim Kleinmanns [Schriften des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau (Saai), 4], Petersberg 2014.

Sibylle von Preußen, Friedrich Wilhelm von Preußen: Die Liebe des Königs. Friedrich der Große, seine Windspiele und andere Passionen, München 2006.

Sascha Winter: »Könnt' man mit Tieren Freundschaft haben, so läge hier mein Freund.« Grab- und Denkmäler für Tiere in Gärten und Parks des 18. Jahrhunderts, in: Traverse. Zeitschrift für Geschichte – Revue d'histoire 3 (2008), S. 29–43.

Zum Gedächtnis unserer unvergesslichen Großherzogin Luise von Baden an ihrem 100. Geburtstag, dem 3. Dezember 1938 gewidmet dem Deutschen Roten Kreuz Schwesternschaft Karlsruhe, Karlsruhe 1938.

Anschrift des Autors:
Christian Katschmanowski
Scheffelstraße 1
76135 Karlsruhe
E-Mail: christian.
katschmanowski@gmx.de

Sven von Ungern-Sternberg (Hg.)

NATURSCHUTZ IN BADEN

Geschichte - Probleme - Perspektiven

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 8.

Erstmals wird die Geschichte des Naturschutzes in Baden umfassend dargestellt. Ausgehend von den bürgerlichen Vereine um 1900, und ab den 1950er Jahren vor allem durch private Aktionen, wird das Umweltbewusstsein einer breiten Öffentlichkeit geweckt. Es entstand eine neue Bewegung, die Einfluss auf die Politik ausübte. Der Band bietet weiter Beiträge über die Naturschutzarbeit der Regierungsbezirke Freiburg und Karlsruhe und blickt auch auf die Rolle des Landesvereins Badische Heimat.

288 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5137 4, € 39,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Wer hat von der Kanzel geschossen?

Reiner Haehling von Lanzenauer

Der bekannte Schweizer Schriftsteller Conrad Ferdinand Meyer hat eine Reihe von sachlich klingenden Geschichtserzählungen herausgebracht, die zu seiner Zeit viel gelesen wurden. Deutlich hebt sich von diesen Werken eine überaus humorvolle Novelle ab, wo in einem Kirchlein am Zürichsee der Pfarrer während des Gottesdienstes droben auf der Kanzel einen Schuss abgibt. In unserem Beitrag wird aufgezeigt, dass sich ein solcher Vorfall tatsächlich abgespielt hat, und zwar in einer badischen Dorfkirche.

Um die Zeitenwende vom 18./19. Jahrhundert tat sich eine ganz neue Gedankenwelt auf, geprägt von Versenkung in Vergangenes, grundiert von Gegenwartsfurcht, umflort von Todesgedanken. Es galt, das Pathos der Vernunft hinter sich zu lassen, stattdessen Erinnerungen und Analogien aus ferner Vergangenheit wachzurufen. Die jungen Romantiker hatten das freiheitliche Ideengut der Französischen Revolution durchaus bejaht, doch zogen sich viele angesichts der Untaten des *régime de la terreur* ein Stück weit zurück. Es wuchs eine friedfertige, liberale Gegenbewegung, gefühlvoll die Schönheiten der Natur preisend. Die neue Romantik manifestierte sich in Gedichten, Prosawerken und Dramen. Als deutsche Wortführer traten Achim und Bettina von Arnim, Clemens Brentano, Joseph von Eichendorff, Heinrich von Kleist, Novalis, Karl Wilhelm Schlegel und andere auf den Plan, applaudiert von einem begeisterten Publikum.[1] Die Breitenwirkung dieser neuen Denkweisen verengte sich um die Jahrhundertmitte zu nüchterneren Schilderungen oder detailgetreuen Nacherzählungen aus früherer Zeit. In den geschichtlichen Abläufen entdeckte man eine Ordnungsmacht, auf der die neue Literaturgattung des historischen Romans aufbauen konnte.[2] Scheffels viel gelesener *Ekkehart* mit seinen 285 populärwissenschaftlichen Anmerkungen mag als Musterbeispiel dienen. Weitere Repräsentanten dieses realistischen Historismus waren Adelbert von Chamisso, Felix Dahn, Marie von Ebner-Eschenbach, Luise von François, Gustav Freytag, Paul Heyse, E. T. A. Hoffmann, Theodor Storm. Zu ihnen gesellte sich ein begabter Historiograph des Schweizer Raums, Conrad Ferdinand Meyer.

Meyer war am 11. Oktober 1825 in Zürich geboren worden. Sein Vater Ferdinand (1799–1840) wirkte als Jurist und höherer Beamter im Dienste der Stadt. Die Mutter Elisabeth geb. Ulrich (1802–1856) entstammte einer eingesessenen Zürcher Bürgerfamilie. Im Jahre 1831 trat Conrad in die Volksschule ein, ab 1837 besuchte er das Gymnasium. Nach dem frühen Tod des Vaters immatrikulierte sich der Sohn an der Juristenfakultät der örtlichen Universität. Ein Studium, das ohne Abschluss bleiben sollte. Leider wurden die hervorragenden Fähigkeiten des jungen Mannes zuweilen durch eine erblich bedingte Labilität

gemindert. Als die Zustände sich ins Krankhafte steigerten, musste Conrad die Heilanstalt Préfargier aufsuchen. Anscheinend geheilt übersiedelte er nach Neuenburg, wo er im Blindeninstitut lehrte. Ab 1853 lebte Meyer in Lausanne und in Paris. 1855/56 traf man ihn in Zürich als Sekretär der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz an. 1856 suchte die psychisch kranke Mutter den Tod im Zürichsee. Da hat sich die jüngere Schwester Betsy (1831–1912) des Bruders angenommen und ihn betreut. Gemeinsam mit der Schwester unternahm Conrad mehrere Auslandsreisen. Ab 1860 neuerlicher Aufenthalt in Lausanne, drei Jahre später Rückkehr nach Zürich. Da Meyer die französische Sprache fließend beherrschte, befasste er sich längere Zeit mit Übersetzungen. Wenig beachtet wurde sein im Jahre 1874 veröffentlichter erster Gedichtband. Doch bald sollten jene Schriften herauskommen, die den großen Publikumserfolg gebracht haben. Jetzt fand der ungesellige Poet Anschluss an Persönlichkeiten aus der Literaturszene. Wenig reiselustig hielt er meist briefliche Verbindung, Autorenexemplare beifügend. So hat er nahezu zwanzig Jahre lang in steifem Schreibstil Briefe gewechselt mit dem angesehenen Schweizer Kollegen Gottfried Keller, der ihn immer wieder gelobt und aufgemuntert hat. Das hinderte Keller allerdings nicht, den anderen als *eine Art seltsamen Kauz* zu bezeichnen.[3] Im Jahre 1875 heiratete Meyer die Tochter des Zürcher Stadtpräsidenten, Luise Ziegler (1837–1915). Deren reichliche Mitgift sowie eine Erbschaft auf Meyers Seite gewährleistete der jungen Familie ein sorgenfreies Dasein. Zwei Jahre nach der Heirat erwarb Meyer das Gut Brunnen in Kilchberg, das er ausbaute und mit seiner Frau bezog. Aus der Ehe ist die Tochter Camilla (1879–1936) hervorgegangen.[4] Nach dem Siebzigerkrieg bekannte sich Meyer zu Preußen und zum neu gegründeten Deutschen Reich. Im Jahre 1880 ernannte die Zürcher Universität den Schriftsteller zum Ehrendoktor, danach unternahm er eine Deutschlandreise. Im Sommer 1892 musste er sich wegen depressiver Zustände in die Heilanstalt Königsfelden begeben. Zwar durfte er bald nach Hause zurückkehren, seine Schaffenskraft war aber geschwunden. Am 28. November 1898 ist Conrad Ferdinand Meyer in seinem Kilchberger Haus verstorben.[5]

Ein Blick aufs Lebenswerk: Ein erster Band mit *20 Balladen von einem Schweizer* war im Jahre 1874 beim Verlag Metzler in Stuttgart erschienen, 1870 folgte ein zweiter Gedichtband bei einem Leipziger Verlag. Sieht man von dieser früh veröffentlichten Lyrik ab, drängt sich die Herausgabe des Gesamtwerks zusammen auf einen Zeitabschnitt von etwa zwei Lebensjahrzehnten. Die wichtigeren Schriften seien angeführt: *Huttens letzte Tage* (1871), die Novelle *Das Amulett* (1873), *Georg Jenatsch* (1874), *Der Heilige* (1879), *Plautus im Nonnenkloster* (1881), Gustav Adolfs Pate (1882), *Das Leiden eines Knaben* und *Die Hochzeit eines Mönchs* (1884), *Die Richterin* (1885), *Die Versuchung des Pescara* (1887) und *Angela Borgia* (1891). Aus den Werken spricht die konservative Weltanschauung ihres Verfassers, aufgeklärtes Demokratieverständnis wird man weniger finden. Unbefangen stellt sich der Autor in die Situation der jeweiligen Erzählzeit. Mithin vermag er Gewohnheiten und Abläufe aus fernen Epochen authentisch wiederzugeben.[6] Kennzeichnend ist seine distante, objektive Ausdrucksweise. Der Dichter enthält sich eigener Urteile oder Befindlichkeiten, er scheint sich nachgerade hinter dem Dargestellten zu verbergen. Überliefert ist, dass er fertige Manuskripte immer wieder hervorzog, um an vollkommeneren Wortfassungen zu feilen.

Aus der Gruppe der Prosawerke hebt sich eine Erzählung ab, deren heiter-humorige Rahmenstory einen recht ausgefallenen narrativen Kern umschließt. Es ist die Novelle vom *Schuss von der Kanzel* (1878). Der Hergang: An einem windigen Herbsttag trennt sich der Pfarrvikar Pfannenstiel am Ufer des Zürichsees von einem Freunde und lässt sich hinüber rudern zum Landgut des Generals Wertmüller. Am anderen Seeufer gelangt er über einen schmalen Pfad nahe an die Veranda des Hauses. Hinter einer Eiche des Parks hervortretend nähert er sich dem raubeinigen Gutsherrn, der ihn mürrisch abweist, dann doch empfängt nach dem Hinweis auf gewisse Familienbande und eine kürzlich zugesandte Dissertation. Darüber gerät der alte Haudegen ins Erzählen, berichtet von seinem geplanten Testament sowie von einem Traum von der Leichenfeier des ermordeten Graubündner Streiters Georg Jenatsch. Endlich erkundigt er sich nach dem Anliegen des Besuchers. Der möchte sich um die frei gewordene Feldkaplaneider venetianischen Kompanie bewerben, um Griechenland kennen zu lernen. Mit einem Blick durchschaut ihn der General: Der schmale junge Mann sei doch solchen Belastungen nicht gewachsen, er möge mit dem wahren Grund herausrücken. Nun räumt Pfannenstiel ein, im nahen Dorf Mythikon als Aushilfe bei dem dortigen Pfarrer, der ein gleichnamiger Vetter des Generals ist, beschäftigt gewesen zu sein. Dieser leidenschaftliche Jäger habe ihn leider verabschiedet, da er nicht mit einem Schießgewehr umgehen könne. Und auf Vorhalt bestreitet der Vikar nicht, dass er sich in die reizvolle Tochter Rahel des waidmännischen Pfarrherrn verliebt habe. In diesem Moment kommt durch den Garten ein hoch gewachsenes Mädchen herein. Es ist Rahel, die ihren Paten sprechen will. Mit einem strahlenden Blick begrüßt sie Pfannenstiel, verlässt sodann den Saal. Der General folgt ihr nach draußen. Scherzhaft gesteht sie dem Paten, dass sie ihn bisher für eine Art *Rübezahl* gehalten habe. Nunmehr habe sie aber Angst vor ihm, da er ihren Vater in seiner ungezügelten Jagdlust stets ermuntere. Des Vaters Verhalten müsse aber jeder christlichen Seele ein Ärgernis sein. Nächstens werde der Vater wohl noch mit dem geladenen Gewehr die Kanzel besteigen. Der Pate verspricht Abhilfe. Zugleich lässt er sich bewegen, für des Mädchens Verbindung mit Pfannenstiel einzutreten. Er verbindet damit den Hintergedanken, seine Beihilfe mit einem Schabernack zu verbinden.

Später sitzen der General und der Vikar zum Abendessen im Landhaus am reich gedeckten Tische. Gegen Ende der Mahlzeit hantiert der General mit zwei Terzerolen und schlägt vor, Pfannenstiel solle am nächsten Morgen Rahel entführen, während er mittels seiner Waffen Feuerschutz biete. Erschreckt verweigert sich der Kandidat solch einem kriegerischen Plan, eilends flieht er aus dem Hause. Unter Mondlicht verliert sich der junge Mann in einem Sumpf, quäkende Froschmusik umgibt ihn. Der Rückweg ist ihm verwehrt, denn man hat die Zugbrücke hochgezogen. Hilfreich eilt der schwarze Hausdiener herbei und weist den Weg aufs Zimmer, vorbei an einem Skelett mit Dreispitz, Seitengewehr und Patronentasche, das die Zimmertür des Offiziers bewacht. In seiner Kammer angekommen versinkt Pfannenstiel in unruhigen Schlaf, verfolgt von bedrückenden Träumen. Wollte ihm der grimmige Hausherr eine Mutprobe bereiten?[7]

Schon früh am Morgen hat der General das Haus verlassen, um zur Mythikoner Kirche zu schreiten. Im Pfarrhof begrüßt Pfarrer Wilpert Wertmüller überrascht den seltenen Gast. Der erklärt, er habe dem Vetter etwas mitgebracht. *Gewehr?* freut sich der Hobbyjäger. Der General nickt und zieht eine fein ge-

arbeitete Pistole mit damasziertem Lauf hervor, ein Meisterstück venetianischer Büchsenmacherkunst. Sogleich will der Geistliche die Waffe ausprobieren, doch trotz aller Anstrengung lässt sich der Abzugshahn nicht bewegen. Da nimmt der General die Waffe an sich und drückt den Hahn mit eiserner Kraft herunter. Jetzt steckt er die Waffe wieder in die eigene Tasche, um später den Mechanismus geschmeidiger zu machen, wie er sagt. Auf die Proteste des Pfarrherrn hin greift er neuerlich in die Tasche. Vom Vetter unbemerkt reicht er diesem eine Zwillingswaffe gleichen Aussehens, die er zuvor mit Pulver und Bleikugel scharf geladen hatte. Nun will der Pfarrer einen Probeschuss wagen, doch der General verweist auf den Glockenschlag, der den Gottesdienst ankündigt. Da versenkt der Pfarrer die geschenkte Pistole rasch in seiner Rocktasche, beide eilen in die Kirche. Der Geistliche erklettert die Kanzel, der Offizier nimmt auf einem Sitz neben der Kanzeltreppe Platz. Von dort kann er beobachten, wie droben der Prediger das Terzerol aus der Tasche zieht und mit liebevollen Augen betrachtet. Nach dem Eingangslied *Frohlocket!* lässt der geistliche Herr die Waffe zurück in seine Tasche gleiten und verliest in aller Andacht den Bibeltext, der da beginnt: *Frohlocket mit Händen …* Damit geht es zügig in die Predigt hinein:

Der Pfarrer hatte im Feuer der Aktion, während seine Linke vor allem Volke gestikulierte, mit der durch die Kanzel gedeckten Rechten instinktiv das geliebte Terzerol wieder hervorgezogen. »Lobet Gott in großem Schalle!« rief er aus und, paff! knallte ein kräftiger Schuss. Er stand im Rauch. Als er wieder sichtbar wurde, quoll die blaue Pulverwolke langsam um ihn empor und schwebte wie ein Weihrauch über der Gemeinde.[8]

Vor den zutiefst erschrockenen Gläubigen erhebt sich der General und ergreift das Wort. Man möge sich durch diesen Schuss nicht anfechten lassen. Er selbst sei heute das letzte Mal hierher gekommen, ehe er wieder in den Kampf ziehen müsse. Da solle man jetzt den Pfarrer in aller Ruhe seine Predigt beenden lassen. Danach begeben sich die Vettern in das Studierzimmer im Pfarrhaus. Entrüstet wirft der Pfarrherr seinem Gegenüber vor, boshaft und hinterlistig die Pistolen vertauscht zu haben. Auf einmal pocht es und die Kirchenältesten treten ein, um wegen des lästerlichen Scherzes, der wohl vom General ausgegangen sei, Beschwerde zu führen. Ihr Vorsteher klagt, das ganze Dorf könne zum Spott der Seeanwohner werden. Er droht, die Synode in Zürich müsse den Vorgang untersuchen. Da geht der General dazwischen, um die Sache doch noch zu einem guten Ende zu führen. Angesichts der Abreise zur Armee habe er am Vortag sein Testament verfasst. Sein Schloss mitsamt den Jagdgründen verbleibe zwar seiner Familie, dem Pfarrer sei jedoch lebenslange Nutzung und Verwaltung übertragen. Dies setze voraus, dass der Vetter sein geistliches Amt niederlege und die Pfarrei an den Kandidaten Pfannenstiel transferiere. Rachel aber möchte er hiermit als Pate dem neuen Pfarrer zur Ehefrau geben, eine Mitgift von 3000 Zürchergulden hinzufügend. Der Dorfgemeinde von Mythikon vermache er jenen spitzwinkligen, ihm gehörenden Grundstücksteil, der trennend in den dörflichen Wald hineinrage. Das geschehe jedoch unter der Bedingung, dass der in der Kirche abgefeuerte Schuss … *zu den ungeschehenen Dingen verstoßen und, soweit er Realität hätte, mit einem ewigen Schweigen bedeckt werde, welches sich die Mythiker verpflichten, weder in diesem Leben zu brechen, noch jenseits des Grabes am jüngsten Tage und letzten Gerichte.* Der hochzufriedene Kirchenvorsteher verspricht, in der nächsten Viertelstunde das gesamte Dorf zu informieren. Dankbar akzeptiert der

jagdfreudige Gottesmann den Nießbrauch an Wild und Wald, zumal er mit diesem Amtsverzicht einem peinlichen Verfahren wegen Störung des Gottesdienstes entgehen kann. Aus dem Garten kommen Rahel und Pfannenstiel herbei, der Pfarrer verlobt und segnet sie. Die Bürger von Mythikon aber halten ihr Wort, so dass der schicksalhafte Schuss … *zu einer blassen wesenlosen Sage verflüchtigt wurde.*

Die launige Novelle erschien erstmals im Jahre 1878 im *Zürcher Tagebuch,* dessen Redakteure bei Meyer um einen amüsanten, in der Heimat spielenden Beitrag nachgesucht hatten. Sachte distanzierte sich Meyer vom Ergebnis: *Es ist ein tolles Zeug, das mir eigentlich gar nicht zu Gesichte steht.*[9] Der Schriftstellerfreund Gottfried Keller zeigte sich indes begeistert: *Empfangen Sie meinen schönsten Dank, verehrter Herr Nachbar am See! für den lustigen General und das ausgesuchte Vergnügen, das der streitbare Herr mir gestern zu zweien Malen gewährt hat, da ich ihn am Morgen und dann Nachts vor dem Schlafengehen ihm nochmals die Rosinen abklaubte.*[10] Angesiedelt ist diese Erzählung im Lokalkolorit eines Uferdorfs des Zürichsees. Hinter dem erdachten Ortsnamen Mythikon dürfte die Gemeinde Horgen mit ihrem Kirchlein zu suchen sein. Und die nahe Halbinsel Au eröffnet den Schauplatz für die Vorgänge in und um Rudolf Wertmüllers Landhaus. Bei dem freigeistigen Grundherrn handelt es sich um eine geschichtlich nachweisbare Persönlichkeit. Als Heerführer diente er verschiedenen europäischen Potentaten, zuletzt im Range eines Feldmarschall-Leutnants dem deutschen Kaiser Leopold.[11] Den Familiennamen des Kandidaten Pfannenstiel hat Meyer einem nahe beim Tatort aufragenden Berg entliehen. Hinter der hageren Gestalt des Pfarrvikars dürfte sich der Dichter Meyer in Person verbergen. Nicht lange vor Niederschrift dieser Novelle hatte er ein dauerhaftes Eheglück gefunden. Darum mag die so hübsche wie selbstsichere Rahel wohl Meyers junge Ehefrau Luise verkörpern.[12] Der zeitliche Rahmen des Geschehens lässt sich an der Biographie Wertmüllers festmachen: Wir befinden uns in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Was den Sinngehalt der Novelle anlangt, wollen fromme Kritiker gezielte Spitzen gegen Christentum oder Pfarrerschaft ausgemacht haben. Das war mitnichten die Absicht Meyers, der zeitlebens als getreuer Kirchgänger galt. Unser Autor will vielmehr mit vergnüglicher Ironie den waidmännischen Geistlichen wie auch die dörflichen Kirchgänger vorführen, die vor den Angeboten des Generals bedenkenlos ihre sittlichen Ideale hintanstellen, sobald es ums Einheimsen irdischer Vorteile geht.[13] Und nebenbei wird eine kirchenrechtliche Regel thematisiert: Ne clericus venationi incumbat – ein Geweihter soll nicht der Jagd nachgehen.[14] Gegen diese Vorschrift hatte der Mythikoner Pfarrer maßlos verstoßen, so war es Zeit für seinen Abschied aus dem Amte.

Tragendes Element der Wirkungsgeschichte ist der kuriose Einfall, einen Prediger droben auf der Kirchenkanzel einen Pistolenschuss abgeben zu lassen. Es könnte jedoch sein, dass es für dieses Hauptmotiv ein fassbares Vorbild gegeben hat: Um die Mitte des 19. Jahrhunderts amtierte nämlich in der badischen Gemeinde Ziegelhausen der Pfarrer Christoph Schmezer. Während eines Besuchs im nahen Heidelberg hatte der eine Taschenpistole erstanden. Mit dieser Waffe wollte er sich auf dem nächtlichen Nachhauseweg schützen, zumal die Zeitungen vor einem entwichenen Straftäter gewarnt hatten. Als der Geistliche am nächsten Tage in seiner Ziegelhauser Kirche predigte, steckte die Waffe vergessen in der Rocktasche. Wortgewaltig beschrieb er aus dem 6. Kapitel des Buches Jesaja die Heiligrufe der Engelchöre. Unter dem Eindruck des rau-

schenden Schlusschorals soll der Redner verzückt die Pistole aus der Rocktasche gerissen und, unfreiwillig den Abzugsbügel berührend, einen ungezielten Schuss abgegeben haben. Der laute Knall schreckte die Kirchenbesucher hoch, Pulverdampf wabberte über ihren Köpfen. Zuweilen wird behauptet, es sei nur mit einer Kinderpistole geschossen worden, die Schmezer für seinen Sohn erstanden habe. Dies lässt sich aus dem weiteren Text widerlegen, wo von Donnerknall und einem Gotteshaus voll Rauch berichtet wird.[15] Solch eine Wirkung kann das Zündhütchen einer Spielzeugpistole keineswegs hervorrufen.

Christoph Schmezer stammte aus Wertheim, am 29. April 1800 wurde er geboren. Seine Eltern waren der Knopfmacher Peter Schmezer und dessen Ehefrau Margarete geb. Frischmut Nach Besuch des Gymnasiums studierte er Theologie in Heidelberg und Halle. Als er im Jahre 1823 das Staatsexamen ablegte, führte der Prälat Johann Peter Hebel den Vorsitz. Nach Verwendungen in Schopfheim und Nonnenweier wurde Schmezer 1832 die Stelle des Pfarrverwesers in Baden-Baden übertragen. In der katholischen Bäderstadt war soeben eine evangelische Kirchengemeinde gegründet worden. Die Gottesdienste mussten vorerst in der katholischen Spitalkirche draußen vor dem Gernsbacher Tor gehalten werden, denn die heutige Stadtkirche am Ludwig-Wilhelm-Platz wurde erst viel später im Jahre 1864 eingeweiht.[16] Schmezer ist nicht nur wegen seiner sprachgewandten Predigten geschätzt worden, gerne las man auch die von ihm herausgegebenen *Blätter für häusliche Erbauung* und die *Weihestunden.* Nach dem Dienstantritt in der Bäderstadt hatte Schmezer Mathilde Siefert geehelicht. Sie verstarb nach der Geburt des dritten Kindes. Zu Ende des Jahres 1838 heiratete der Pfarrer die verwitwete Charlotte Luplan. Schon bald gab es Streit, wiederholt erregten die lärmenden Auseinandersetzungen Aufsehen in der Nachbarschaft. Daher ließ sich Schmezer nach der Ehescheidung im Jahre 1840 auf die frei gewordene Pfarre in Ziegelhausen am Neckar versetzen, wo ihn eine einfache Barockkirche erwartete.[17] Am neuen Dienstorte ehelichte er Henriette Stephany, die Tochter eines Amtsbruders.[18] In seiner offenen, lebensfrohen und umgänglichen Wesensart hat der Pfarrer bei den Gemeindemitgliedern rasch Beliebtheit erlangt. Neben seinen amtlichen Aufgaben verfolgte er naturwissenschaftliche Interessen, namentlich auf dem Gebiet von Astronomie und Geologie. Hierzu hielt er Vorträge und veröffentlichte ein beachtliches Sachbuch.[19]

Geselligen Anschluss fand Schmezer in dem Freundeskreis des *Engeren,* der im Heidelberger Gasthaus *Waldhorn ob der Bruck* zu tagen pflegte. Es war ein bunter Zirkel von Akademikern, Beamten und Kaufleuten, die sich um den Geschichtsprofessor Ludwig Häusser geschart hatten, bei guten Gesprächen und frohen Liedern verweilend. Hier spielte der sanges- und redefreudige Schmezer eine herausgehobene Rolle, bald sah er sich mit dem Übernamen eines *flottesten Pfarrherrn des Jahrhunderts* belegt. In dieser Runde begegnete er dem Dichter Victor von Scheffel, die beiden wurden Freunde. Scheffel hat des frohgemuten Gefährten mit einem Lobgedicht zum 50. Pfarrjubiläum gedacht, auch an anderen Stellen des Werkes findet man ihn erwähnt.[20] Sicherlich ist Schmezers Schieß-Abenteuer im Kreise des *Engeren* wieder und wieder belacht worden. Was die Weitergabe dieser Episode an Meyer anlangt muss man sehen, dass einige Mitglieder des *Engeren* mit Conrad Ferdinand Meyer bekannt waren Zu denken ist an den Theologen Widmann, der einerseits eine Zeitlang in Heidelberg gelebt hatte, andererseits zu dem Schweizer Schriftsteller in Kilchberg Kontakt hielt.[21] Auf diesem oder ähnlichem Wege mag

Meyer von dem Vorfall erfahren haben. Dass er schon vor Abfassung seiner Novelle eingehender über den Kanzelschuss informiert war, nimmt eine Reihe von Autoren an.[22] Eindeutig ist im badischen Pfarrerbuch dazu festgehalten: *Eine – allerdings frei umgestaltete – Begebenheit aus dem Leben Schmezers wurde der Grundstoff zu C. F Meyers Novelle »Der Schuß von der Kanzel«.*[23] Nach all dem ist davon auszugehen, dass der Ziegelhauser Dorfpfarrer als eigentliche Schlüsselfigur der Meyer'schen Kriminalkomödie dingfest gemacht werden kann.

Anmerkungen

1 Zur Einführung vgl. Rüdiger Safranski: Romantik. Eine deutsche Affäre, München 2007.
2 Andrea Jäger: Die historischen Erzählungen von Conrad Ferdinand Meyer, Tübingen 1998, S. 310.
3 In einem Brief an Paul Heyse vom 1.3.1877, zit. n. Adolf Muschg: Gottfried Keller, München 1977, S. 233.
4 Das tragische Schicksal ihrer Großmutter nachahmend bat sie sich im See ertränkt.
5 Zur Biographie vgl. Karl Fehr: C. F. Meyer, 2. A., Stuttgart 1980; John Osborne: Vom Nutzen der Geschichte. Studien zum Werk Conrad Ferdinand Meyers, Paderborn 1994, S. 16.
6 Inga Mulle: German Realisman in the United States, New York 1988, S. 85: *Meyer is only secondarily interested in the political or social conditions of the times …*
7 Hans Wysling und Elisabeth Lott-Büttiker: Gedenkband zum 100. Todestag von C. F. Meyer, Verlag Neue Zürcher Zeitung 1998, S. 268.
8 Kursive Zitate in diesem Absatz: Originaltexte von C. F. Meyer.
9 C. F. Meyers Briefwechsel, Band 2: Conrad Ferdinand Meyer / François und Eliza Wille, Bern 1999, S. 60.
10 C. F. Meyers Briefwechsel, Band 1: Conrad Ferdinand Meyer / Gottfried Keller, Bern 1998, S. 26, 27.
11 Johann Rudolf Wertmüller (auch Werdmüller), geb. 1614 in Zürich, gest. 1677 in Villingen. In dem 1874 erschienenen Werk Meyers *Georg Jenatsch* ist Wertmüller bereits als junger Leutnant aufgetreten.
12 Paul Wüst: Gottfried Keller und C. F. Meyer in ihrem persönlichen und literarischen Verhältnis, Leipzig 1911, S. 58.
13 Klaus Zobel: Unerhörte Begebenheiten, Northeim 1994, S. 30.
14 Paul Hinschius: Das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland, Bd. 1, Berlin 1869, S. 134; Reiner Haehling von Lanzenauer: Dichterjurist Scheffel, Karlsruhe 1988, S. 51.
15 Reinhard Hoppe: Dorfbuch der Gemeinde Ziegelhausen, Heidelberg 1940, S. 49.
16 GLA Zug. 1932, Nr. 37, BezA Rastatt, Fasz. 140, 142; Hans Martin Sieht: AQUAE 1992, S. 9, 19.
17 Bericht des Oberkirchenrats Karlsruhe v. 15.3.1853, GLA 7616870, AS 14.
18 GLA 7616870, AS 3, 5.
19 C. Schmezer: Die Vergangenheit und Gegenwart des Erdballs und seiner organischen Lebensformen, Heidelberg 1869. Schon 1855 hatte er christliche Betrachtungen herausgebracht unter dem Titel *Weihestunden und tägliche Erhebungen des Gemüths zu Gott.*
20 Scheffels sämtliche Werke, hg. v. Johannes Franke, 9. Band, Leipzig 1917, S. 183, vgl. a. S. 171; Johannes Proelß: Scheffel. Ein Dichterleben, Stuttgart 1902, S. 123; Reiner Haehling von Lanzenauer, Badische Heimat 1999, S. 324. Christoph Schmezer wurde am 29.6.1874 in den Ruhestand versetzt, am 21. November 1882 ist er in Ladenburg verstorben und dort beigesetzt worden, Nachruf in Karlsruher Zeitung, Beilage 297 v. 15.12.1882.
21 Josef Viktor Widmann (1842–1911); Hans Zeller und Alfred Zäch (Hg.): C. F. Meyer, Historisch-kritische Ausgabe, Bern 1959, Bd. 11, S. 249.
22 So etwa Reinhard Hoppe (Fn. 15), S. 50; Wolfgang Merckens: Fabula, Zeitschrift für Erzählforschung, Berlin 1958, Bd. I, S. 103, 111; Walter Schafarschik: Reclam Univ.-Bibl. Nr. 6944, 1970/2010, S. 61.
23 Heinrich Neu: Pfarrerbuch der evangelischen Kirche Badens, Teil II, Lahr 1939, S. 534.

Anschrift des Autors:
Dr. Reiner Haehling
von Lanzenauer
Hirschstraße 3
76530 Baden-Baden

Die wandfeste Ausstattung der Beletage in Schloss Bruchsal und der prägende Einfluss von Hofschreiner Ferdinand Hundt auf die Bruchsaler Raumkunst um 1755

Reiner Schulz

Beim Ausbau der fürstbischöflichen Wohnräume in der Beletage von Schloss Bruchsal war Ferdinand Hundt (1703–1758) maßgeblich für die Ausstattung der Türen und Wandflächen zuständig. Als Kunstschreiner und Zierratenschnitzer entwarf er von 1751 bis 1758 mit edlen Hölzern parkettierte oder farbig gefasste Wandpaneelen sowie ungezählte vergoldete Rocaille-Ornamente und Spiegelrahmen. Die Beletage durchzog eine farbige Raumabfolge von höchster Qualität mit ihrem Höhepunkt in einem privaten Kabinett. Fast alle diese Kunstwerke fielen zum Kriegsende den Brandbomben zum Opfer. Ferdinand Hundt war im 20. Jahrhundert fast in Vergessenheit geraten, über erhaltene Werke und historische Fotografien kann man sich dem hoch begabten Künstler aber wieder annähern.

Ferdinand Hundt war von 1751 bis 1758 als Hofschreiner an der Ausstattung der Beletage von Schloss Bruchsal beteiligt, geriet in Vergessenheit und wird erst seit wenigen Jahren als bedeutender Kunstschreiner und Zierratenschnitzer wiederentdeckt.[1] Das Bruchsaler Schloss war schon im 18. Jahrhundert als ein Juwel des Barock für sein Treppenhaus, seine Deckenfresken sowie die aufwändige und kostspielige Ausstattung der Beletage berühmt. Der Bau des Schlosses wurde nach Plänen von Johann Maximilian von Welsch (1671–1745) begonnen und ab 1731 von Balthasar Neumann (1687–1753) weitergeführt. Neumann zeichnet vor allem verantwortlich für den außergewöhnlichen Entwurf für das Bruchsaler Treppenhaus. Bei der erst später unter Fürstbischof Franz Christoph von Hutten (1706–1770) erfolgten Ausstattung der fürstbischöflichen Wohnräume war Neumann dann wieder mit der Vermittlung geeigneter, hoch begabter Künstler entscheidend beteiligt. Franz Christoph von Hutten wurde 1743 Fürstbischof von Speyer und hatte

Schnitzwerk um Tür, Wandfeld und Supraporte, Gelbes Zimmer, Ferdinand Hundt, um 1755, Karlsruhe Landesdenkmalamt

von seinen Vorgängern bei seinem Amtsantritt volle Kassen übernommen. Durch diesen Umstand und durch eigenes gutes Wirtschaften konnte er die überaus luxuriöse Ausstattung seiner Wohnräume finanzieren. Diese Ausstattung der Beletage in Schloss Bruchsal zählte in ihrer Blütezeit um 1760 sicher zu den künstlerisch besonders wertvollen Schöpfungen im europäischen Rokoko.[2]

Als Maler der drei großen Deckenfresken, zahlreicher Wandgemälde und Supraportenbilder konnten Johann Zick (1702–1762) und sein ebenso berühmter Sohn Januarius (1730–1797) gewonnen werden. Für die hochwertigen Stuckarbeiten in den großen Sälen wie auch an den Decken und in den Nischen der Wohnräume zeichnete Johann Michael Feichtmayr der Jüngere (1709–1772) verantwortlich. Die für die fürstbischöflichen Wohnräume maßgeblichen Arbeiten an Türen, Lambris, Fensterrahmungen und Fensterläden entwarf als Kunstschreiner und Zierratenschnitzer Ferdinand Hundt (1703–1758), der unmittelbar zuvor in Schloss Seehof bei Bamberg tätig gewesen war. Als kreativer Ornamentschöpfer war er zudem verantwortlich für die Schnitzwerke an Supraporten, Spiegelrahmen und Wandfeldern in der Beletage.

Dass Ferdinand Hundt als Hofschreiner in Schloss Bruchsal von 1751 bis 1758 der prägende Schöpfer der geschnitzten Raumkunstwerke in der Beletage war, ist schon von denjenigen Kunsthistorikern dokumentiert worden, die seine Werke vor der kriegsbedingten Zerstörung noch vor Ort erleben konnten. Hier sind vor allem Rudolf Sedlmeier und Heinrich Kreisel zu nennen, die das Schnitzwerk in der Bruchsaler Beletage Ferdinand Hundt zuschrieben.[3] Beide kannten als Vergleich die durch Rechnungen für Hundt gesicherte Ausstattung des südlichen Audienzzimmers der Residenz Würzburg, mit der er dort als erster Künstler den Stil des Rokoko neu einführte.

Heute ist die geschnitzte Raumkunst aus Schloss Bruchsal leider nur noch durch Fotos und auf Gemälden überliefert. Die Fotografien liegen zwar in außergewöhnlich guter Qualität vor, können die kunstvollen Arbeiten des Ferdinand Hundt letztlich aber nur in schwarz-weiß und ohne die räumliche Dimension wiedergeben. Heinrich Kreisel schreibt im Jahre 1970: »Nur noch an Hand von alten Fotografien und Publikationen können wir ermessen, was damit der deutschen Kunst verloren gegangen ist.«[4]

Die Innenausstattung der fürstbischöflichen Wohnräume in Schloss Bruchsal war

Supraportenrahmen, Rotes Zimmer und Thronsaal, Ferdinand Hundt, um 1755, Fritz Hirsch-Mappe, 1910

von herausragender Qualität. Historisch bedeutende Tapisserien, Seidentapeten, Stuckaturen, Gemälde, Fresken sowie aufwändiges Schnitzwerk und hervorragend gestaltete Möbel schufen Raumkunstwerke von höchstem Rang. Johann Zick, der zuvor im Gartensaal der Würzburger Residenz erfolgreich war, konnte als Maler der drei großen Bruchsaler Kuppelfresken von Balthasar Neumann an Fürstbischof von Hutten vermittelt werden. Johann Zick konnte sich hierbei mit seinen Entwürfen wohl gegen Mitbewerber durchsetzen.[5] Im Jahr 1756 veröffentlichte Johann Zick dann auf Wunsch des Fürstbischofs sogar eine ausführliche Erklärung über die drei aufeinander Bezug nehmenden Deckenfresken. So bekamen Gäste bereits im Vorhinein eine Ahnung, mit welch aufwändigen Allegorien und Historienbildern sie in Schloss Bruchsal empfangen wurden. Johann Zick war zu dieser Zeit weithin bekannt für seine Fähigkeit, komplizierte Themen zu entwerfen und diese mit komplexer Symbolik zu unterlegen, wobei er sich selbst als Historienmaler bezeichnete. Im Museum für Franken in Würzburg wird der Entwurf von Johann Zick für das Bruchsaler Treppenhaus als Ölskizze aufbewahrt.[6] Eine wohl ebenfalls als Bewerbungsentwurf für den Bruchsaler Auftrag angefertigte Ölskizze ist in Privatbesitz erhalten geblieben. Die mit zwei Quadratmetern ungewöhnlich große Ölskizze hatte Zick wohl schon in Würzburg und noch ohne Kenntnis der genauen Bruchsaler Raumproportionen entworfen. Einige Bildelemente stimmen mit dem später ausgeführten Deckenfresko im Fürstensaal überein, andere Bereiche haben noch einmal Veränderungen erfahren.[7]

Die geschnitzte Wandausstattung war Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr bekannt, da die Beletage in Bildmappen dokumentiert und gleichzeitig auch während musealer Führungen gezeigt wurde. Die einzelnen Räume werden so auch in den Führern und Veröffentlichungen zu Schloss Bruchsal im Einzelnen beschrieben. Allerdings ist der Name des Hofschreiners Ferdinand Hundt dort nicht zu finden.[8] Auch bei dem für den Wiederaufbau von Schloss Bruchsal leitenden Experten Kurt Lupp ist erstaunlicherweise der Name Ferdinand Hundt völlig unbekannt, er ordnete das geschnitzte Ornamentwerk stattdessen irrtümlich dem Steinbildhauer Joachim Günther zu.[9] Erst seit dem Jahr 2006 taucht der Name Ferdinand Hundt wieder in der Literatur über Schloss Bruchsal auf.[10]

Das ehedem reichlich vorhandene vergoldete Schnitzwerk ging fast vollständig beim Schlossbrand 1945 verloren. Nur wenige Möbel und ein großformatiger Gemälderahmen haben sich erhalten. Im Gegensatz zu anderen Raumausstattungen beispielsweise aus der Residenz Würzburg wurden die in der Regel verschraubten Bruchsaler Wandfelder, Spiegel- und Supraportenrahmen leider nicht ausgelagert. Besonders im Zusammenhang mit den wohl erst wenige Tage vor der Bombardierung geretteten Supraportengemälden ist dies zu bedauern. Denn um die Gemälde herauszulösen, war es wohl nötig, die filigran geschnitzten Rahmen zuvor abzunehmen. Also hätte man die Rahmen möglicherweise gleich auch retten können. Allerdings war das Schnitzwerk der Rahmen auch äußerst empfindlich und es konnten sehr leicht feine Teile abbrechen, was am großen Gemälderahmen des Hutten-Portraits gut zu sehen ist. Zahlreiche kleine Blätter und Blüten sowie Rocaille, die noch auf alten Fotografien zu sehen sind, fielen den Transporten zum Opfer. Der große Rahmen wurde immerhin bis nach Bonndorf transportiert und nach dem Krieg dort, an eine Wand gelehnt und ohne das Ge-

mälde, liegend aufgefunden.[11] Verwirrend ist eine Ergänzung auf der linken Oberkante des Rahmens, denn dort ist in den Nachkriegsjahren ein kleiner Rocaillebogen angebracht worden, der nicht zum Rahmen gehört und wieder entfernt werden müsste.[12]

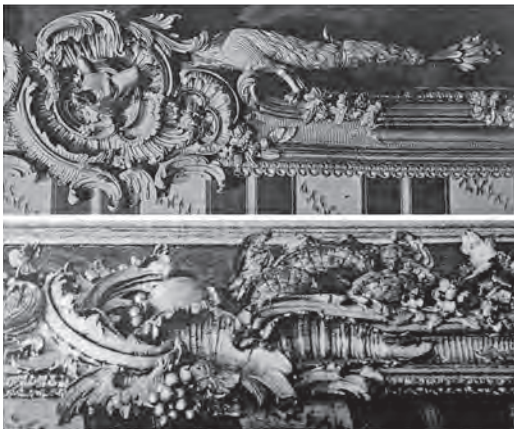
In einer Veröffentlichung der Baden-Württembergischen Schlösserverwaltung findet sich bereits der Hinweis, dass Ferdinand Hundt für die Fürstbischöfe von Würzburg, Bamberg und Speyer Möbel und Schnitzereien schuf.[13] Bevor er in Bruchsal seine Stellung antrat, war Hundt wohl von 1746 bis 1751 beim Bamberger Fürstbischof Philipp Anton von Franckenstein (1695–1753) in Schloss Seehof tätig. Er schuf dort die bis heute erhaltenen expressiven Spiegelrahmen der Wohnräume und des Weißen Saales. Auch die weitere Wandausstattung, hoch bedeutende Konsoltische und die einzigartige Treillage-Garnitur stammen wohl von ihm.[14] Ferdinand Hundt trat zweifellos mit reicher Erfahrung und künstlerischem Selbstbewusstsein seinen Dienst als Hofschreiner in Bruchsal an. Im Grunde war er in Würzburg, Bamberg und Bruchsal Balthasar Neumanns Favorit für die Schnitzwerke in fürstbischöflichen Wohnräumen. In einem Beitrag von Marco Freundlieb ist dokumentiert, dass man in Bruchsal um 2010 noch plante, bei der Wiedereinrichtung der Beletage einen Erinnerungsraum entstehen zu lassen, der an den großen Kunstschnitzer Ferdinand Hundt erinnern sollte.[15] Bei der mittlerweile erfolgten Wiedereinrichtung der Beletage ist ein solcher Raum leider noch ein Desiderat geblieben.

Bei Ulrike Grimm findet sich 2009 der Hinweis, dass Konsoltische in ihrer Ausgestaltung direkten Bezug nehmen auf die weitere Ausstattung des Raumes, für den sie geschaffen werden.[16] Dies ist als Vorstellung vor allem für im Barock oder im Regence entworfene

Huttenportrait mit Rahmen, Rotes Zimmer, Schnitzwerk Ferdinand Hundt, um 1755, Gemälde Nicolaus Treu, 1763, Foto Manfred Schneider, Monumente im Bild – Schloss Bruchsal, 2019

Raumausstattungen meist gut nachvollziehbar und richtig. So nehmen die Konsoltische beispielsweise in der Münchener Residenz wie auch in der Residenz in Ansbach exakt das Ornament des wandfesten Spiegelrahmens in sich auf. Es entsteht hierdurch eine Passgenauigkeit, durch die auch ursprüngliche Standorte historischer Möbel leicht recherchierbar sind. Allerdings blieb hierdurch die Möglichkeit, Möbel auch tatsächlich mobil zu nutzen, sehr eingeschränkt. Bei den erhaltenen Bruchsaler Konsoltischen ist eine derartige Passgenauigkeit mit der geschnitzten Wanddekoration nicht zu erkennen. Dies

Schnitzwerk um Tapisserie im Gelben Zimmer, Ferdinand Hundt, um 1755, aus Badische Heimat, Heft 1–3, Karlsruhe 1922



Schnitzwerk oben mit Fuchs, unten mit Obstkorb, Gelbes Zimmer, Ferdinand Hundt, um 1755, Foto Marburg, Hirsch-Mappe, 1910

machte die wertvollen Konsoltische letztlich unabhängig vom Standort und ermöglichte eine dem Rokoko gemäße Nutzung an wechselnden Standorten für unterschiedliche Anlässe.

Eine besonders aufwändig geschnitzte Rahmung fand sich im Gelben Zimmer um einen historischen Brüsseler Bildteppich mit dem Motiv von David und Saul. Auf einem 1922 veröffentlichten Foto ist der Wandteppich vollständig von einem von Ferdinand Hundt geschnitzten Rahmen eingefasst.[17] Der Teppich scheint auf den ersten Blick unbeschnitten zu sein und der vergoldete Rahmen mag somit für eben diesen entworfen und hergestellt worden zu sein. Während in den vier Ecken aufwändige Ornamente als Rocaille zu finden sind, so fällt dem Betrachter vor allem auf der Oberseite des Rahmens ein geschnitzter Fuchs auf.

Dieser wurde scheinbar von einem mit Speisen gefüllten Körbchen angelockt und ist nun in eine Falle getappt. Ein Ornament legt sich ihm wie eine Schlinge um den Hals und am Schweif wurde ihm eine kleine Fackel angebunden, die ihn in der Vorstellung des Betrachters sicherlich in der nächsten Sekunde panisch werden lässt.

Die in den so aufwändig geschnitzten Rahmen eingefügte Tapisserie hat eine Größe von 274 x 328 cm und stammt bereits aus dem dritten Viertel des 16. Jahrhunderts.[18] Dargestellt ist die Szene »David besänftigt Saul mit Saitenspiel« aus dem in Brüssel hergestellten Zyklus »Die Geschichte von David und Abigail«. Das Motiv der Rahmung aber hat keinen direkten Bezug zum Motiv auf der Tapisserie. Bei genauer Betrachtung kann man gut erkennen, dass die Tapisserie auf der rechten Seite im Bildmotiv stark gekürzt wurde, um überhaupt in den Rahmen hinein zu passen.[19] Wäre der Rahmen gezielt für diese Tapisserie erstellt worden, so wäre deren Größe sicherlich genau berücksichtigt worden.

Welches Gemälde oder welche Tapisserie sich um 1755 in diesem Rahmen befunden hat, ist nicht mehr zurück zu verfolgen, da die Bruchsaler Inventare vollständig verloren gingen. Der mit ungeheuer aufwändigen Ornamenten ausgearbeitete Rahmen wurde be-

Schnitzwerk als Spiegelbekrönung im Musikzimmer, Ferdinand Hundt, um 1755, SW-Fotografie um 1870, Landesmedienzentrum Karlsruhe

reits von G. M. Eckart detailliert fotografisch dokumentiert und ist bereits in Fachaufsätzen über Ferdinand Hundt veröffentlicht worden.[20] Der Fuchs auf dem Rahmen nimmt möglicherweise Bezug auf die biblische Geschichte »Samson und der Fuchs«. Wörtlich heißt es dort: »*Samson ging weg und fing dreihundert Füchse. Dann nahm er Fackeln, band je zwei Füchse an den Schwänzen zusammen und befestigte eine Fackel in der Mitte zwischen zwei Schwänzen. Er zündete die Fackeln an und ließ die Füchse in die Getreidefelder der Philister laufen. So verbrannte er die Garben und das noch stehende Korn, ebenso die Weingärten und die Ölbäume*«.[21] Dass Ferdinand Hundt mit der Darstellung des Fuchses tatsächlich auf die biblische Geschichte Bezug genommen hat, sei hiermit als eine gute Vermutung vorgeschlagen. Der Rahmen umfing im Gelben Zimmer ein ganzes Wandfeld, die weiteren Wände hatten ebenso aufwändige Rahmen. Darinnen waren wertvolle, gewebte Stoffe mit Jaquardmustern verspannt, die auf historischen Fotografien und auf Gemälden gut zu erkennen sind. In Schloss Bruchsal befand sich unter Fürstbischof von Hutten eine umfangreiche Sammlung von Gemälden, die auch in die gerahmten Wandfelder gehängt wurden. Vor allem die mittig an beiden Seiten ausgeführten Schnitzereien zeigen eindeutige Verwandtschaft zum glücklicherweise erhalten gebliebenen großen Rahmen des Portraitgemäldes von Fürstbischof von Hutten. Das Gemälde von Johann Nicolaus Treu stammt allerdings erst aus dem Jahr 1763 und es darf vermutet werden, dass der Rahmen seitlich offensichtlich verlängert wurde, bevor das Portrait nach der Überreichung der Kardinalswürde an von Hutten im Jahre 1761 eingesetzt wurde. Dieser aufwändig gestaltete Gemälderahmen muss wohl als das einzige gerettete Werk dieser Art angesehen werden, und kann ein Beispiel geben, wie ungemein reich die von Ferdinand Hundt geschnitzte Ausstattung der Wände, Supraporten und Spiegelrahmen einmal gestaltet war.

Auf den von G. M. Eckert um 1871 aufgenommenen und bestens erhaltenen Fotografien sind einige Trumeau-Spiegelrahmen sehr detailreich dokumentiert. Die Albumin-Abzüge waren erst lange nach dem Krieg in zwei Kartons in der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe aufgefunden und identifiziert worden.[22] Gut dokumentiert wurde dies von der seinerzeit leitenden Konservatorin Ulrike Grimm. In einem Aufsatz veröffentlichte

Schnitzwerk als Spiegelbekrönung im Jagdzimmer, Ferdinand Hundt, um 1755, SW-Fotografie um 1870, Landesmedienzentrum Karlsruhe

Grimm auch zwei ganzseitige Abbildungen, auf denen die beiden Spiegelrahmen aus dem Jagdzimmer in feinen Details gezeigt sind.[23] Die Bilder sind untertitelt mit: »Spiegel mit vergoldetem Schnitzwerk, Trophäen der Jagd / des Fischfangs«. Es darf als tragisch angesehen werden, dass Grimm im Begleittext im Hinblick auf die beiden Aufnahmen dann gegensätzlich von »stuckierten Spiegelrahmen« und »vom Bruchsaler Stuckateur« schreibt.[24] Diese uneinheitliche Zuordnung sowohl an einen Schnitzer (Hundt) als auch einen Stuckateur (Feichtmayr) hat 2018 in einer lesenswerten Dokumentation dazu geführt, dass eben diese Spiegelrahmen in zwei verschiedenen Aufsätzen unglücklicherweise wieder verschiedenen Künstlern zugeordnet wurden. Uta Coburger deutet in ihrem Beitrag an, dass es sich bei den Spiegelrahmen und wohl auch der Wandausstattungen um Stuckaturen von Feichtmayr handelt.[25] Dagegen bespricht Grimm diese in ihrem Aufsatz als geschnitzte Arbeiten von Ferdinand Hundt.[26] Dass zwei gegensätzliche Einschätzungen im gleichen Buch erschienen sind, bedarf offensichtlich noch einer weiteren Klärung. Im Aufsatz von Grimm aus dem Jahre 2006 taucht der Name Ferdinand Hundt allerdings noch gar nicht auf und die aktuelle Korrektur ihrer Zuschreibung dürfte somit für Coburger unbekannt gewesen sein. Die erste Erwähnung von Ferdinand Hundt als Bruchsaler Hofschreiner erfolgte durch die heute in Schloss Bruchsal leitende Konservatorin Petra Pechacek. In ihrem ebenfalls 2006 an gleicher Stelle veröffentlichten Aufsatz »Die Zimmer sind von allerbestem Geschmack …« erwähnt sie Hundt als Kunstschreiner und Zierratenschneider in Bezug auf den Thronsessel und dessen Ähnlichkeit mit den geschnitzten Wandpaneelen und merkt dort an: »Er schuf einen Großteil der prächtigen Schnitzereien in der Beletage«.[27]

Die Idee bei Grimm, Ferdinand Hundt hätte für die Gestaltung eines seiner Bruchsaler Spiegelrahmen einen Entwurf von François de Cuvillies als anregende Vorlage verwendet, erscheint eher wenig zielführend.[28]

Schnitzwerk als Spiegelbekrönung, Gelbes u. Rotes Zimmer, Ferdinand Hundt, um 1755, SW-Fotografie um 1870, Landesmedienzentrum Karlsruhe

Eine wirkliche Ähnlichkeit zu dem von Lespillez mit unbekanntem Datum ausgeführten Stich ist am Spiegelrahmen im Bruchsaler Jagdzimmer eindeutig nicht festzustellen. Schon das Grundmotiv aus dem Bereich der Jagd ist gänzlich verschieden. Cuvillies entwarf ein Stillleben mit Feldhase, Wildschwein und Hirsch, die offensichtlich mit Pfeil und Bogen erlegt wurden. Zusätzlich deutet auch ein Speer auf eine Jagd auf größere Landtiere hin. Bei Ferdinand Hundt zeigt sich die Szenerie ganz anders, denn hier sind ein Kaninchen, ein Fasan und erlegte Vögel zu sehen. Als Attribute der Jagd sind hier dementsprechend Netze hinzugefügt, die auf einen Fang durch geschicktes Fallenstellen hinweisen. In dem wie eine Girlande in den Spiegel herabhängenden Netz sieht man auch noch einen kleinen, scheinbar noch lebendigen Vogel zappeln. Im Jagdzimmer des Bruchsaler Corps de Logis zeigte auch das Pendant des Spiegelrahmens Jagdmotive mit Netzen, wobei es hier um die Fischerei ging. Ferdinand Hundt hatte hier einen Flusskrebs, zwei Karpfen und vielleicht einen Hecht oder Aal in Szene gesetzt. Das Netz war mit kleinen runden Scheiben versehen, die wohl Gewichte oder Auftriebskörper darstellen. Das Besondere an der Ausgestaltung der Tiere ist hierbei die für Ferdinand Hundt typische Fähigkeit einer überhöht naturalistischen Darstellung.[29] Man bekommt eine Illusion von Lebendigkeit und den Eindruck, dass die Fische mit ihren großen, sich vor wölbenden Augen selbst an der Szenerie Anteil nehmen und neugierig vom Spiegelrahmen herabschauen würden. Die gewundene Körperhaltung der Fische ist deutlich überhöht dargestellt und verleiht ihnen einen interessanten, natürlich wirkenden Ausdruck. Das Kaninchen auf dem anderen Spiegelrahmen wirkt hierbei fast so, als sei es nur für ein kurzes Ausruhen mit dem Fangnetz zugedeckt.

Ein Zusammenhang mit dem Entwurf von Cuvillies ist eindeutig abzulehnen, zumal Ferdinand Hundt wohl stets nach eigenen Entwürfen arbeitete. In seinem von Anbeginn eigenständigen Werk sind Bezugnahmen auf Cuvillies nicht bekannt.[30] Von den Hofkünst-

Schnitzwerk um Tür, Wandfeld und Supraporte, Rotes Zimmer, Ferdinand Hundt, um 1755, LMZ Karlsruhe

lern, die um 1740 in der Würzburger Residenz für Fürstbischof Friedrich Carl von Schönborn und unter der Leitung von Balthasar Neumann tätig waren, war Ferdinand Hundt der erste, der das neue Ornament mit der freien Rocaille anwendete und so den neuen Gusto in das sogenannte »Würzburger Rokoko« einführte. Verena Friedrich schreibt diesbezüglich: »Während der Ausstattung der südlichen Paradezimmer an der Gartenseite im Sommer 1740 vollzog sich auch der Stilwandel vom spätbarocken Bandelwerk zum Rokoko. Virtuos angewandt wurde das neue Ornament an den Zierschnitzereien im Parade-Audienzzimmer, geschaffen von dem Hofschreiner Ferdinand Hundt …«.[31] Friedrich hatte bereits in ihrem Grundlagenwerk »Rokoko in der Residenz Würzburg« detailliert herausgearbeitet, dass sich Ferdinand Hundt dort als erster dem Rokoko-Ornament zuwandte. Der Stuckateur Antonio Bossi sowie der Zeichner und Bildhauer Wolfgang van der Auvera folgten ihm kurze Zeit später mit eigenen Werken. Friedrich geht davon aus, dass Hundt um diese Zeit mit aktuellen französischen Stichserien in Kontakt kam, in denen er entscheidende Anregungen fand. Friedrich betont hierbei, dass es der große Verdienst von Ferdinand Hundt war, dass er das neue Ornament aus den Stichserien sofort so virtuos anwendete. Er integrierte hierbei von Anfang an auch zahlreiche Elemente seiner vorigen Werke.[32] Das neue Ornament dekorierte nicht mehr die Dinge, sondern brachte diese durch seine Form als solche selbst hervor. Einen Einfluss von Cuvillies auf das Würzburger Ornament hat Friedrich ausdrücklich abgelehnt.[33] Dass nach dieser Studie Ferdinand Hundt der überhaupt erste Rokokokünstler in der Würzburger Residenz war, wurde zuerst von Stefan Kummer anerkannt und deshalb 2004 vorab veröffentlicht.[34] Kummer nimmt in einer Anmerkung direkten Bezug zu der kurze Zeit später erfolgten Veröffentlichung von Verena Friedrichs Dissertation, worin diese stilistische Entwicklung in der Residenz Würzburg erstmals grundlegend analysiert wurde. Hundt war bereits ab 1737 jener Künstler, der »die Zierratenschnitzerei am besten versteht« und wirkte ab 1739 impulsgebend auf die weitere Entwicklung des sogenannten »Würzburger Rokoko«. In diesem Zusammenhang wurde in der Forschung bisher leider noch nicht über den Begriff »Bruchsaler Rokoko« nachgedacht.

Im Kunsthandel tauchte zuletzt wiederholt eine mit aufwändigem Schnitzwerk versehene Doppeltür auf, die laut Angebot aus Schloss Bruchsal stammen soll.[35] Stilistisch mag man dieser Zuordnung mit sehr viel Zurückhaltung zustimmen können. Das Rocailleorna-

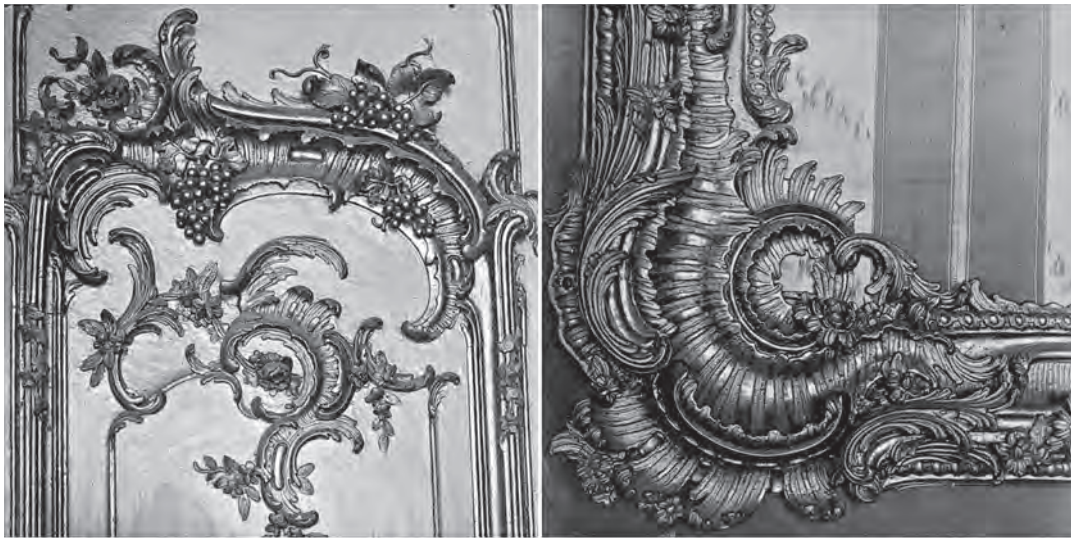
Fürstbischöfliches Schlafzimmer mit Tür zum roten Kabinett, Schnitzwerk Ferdinand Hundt, Supraporte Johann Zick, um 1758, Farbaufnahme um 1944, Pressebild-SSG

ment und der Blütenschmuck winden sich so geschmeidig über die Türfüllungen, dass eine stilistische Ähnlichkeit zu den auf Fotografien dokumentierten Türen der Bruchsaler Beletage möglich scheint. Ein historischer Standort ist allerdings nicht bekannt, da unzählige Räume, gerade im Kammerflügel oder den Verbindungsbauten, nicht fotografisch dokumentiert sind. An den angebotenen Türen lässt sich aber zur Herstellungsweise manches sehr gut erkennen. Das Rahmengestell der Türblätter besteht wie üblich aus einfachem Tannenholz. Die aufwändig geschnitzten Kassetten aus Lindenholz wurden während des Zusammenfügens des Rahmens locker eingesetzt, sodass diese im Rahmen bei temperaturbedingtem Schwund keinen Schaden nahmen. Kleinteilige Blüten, Blätter und Rocaille sind gut erkennbar separat hinzu appliziert worden. Nach der farbigen Fassung einer so hergestellten Tür in Weiß und Gold kann dieser Aufbau nicht mehr nachvollzogen werden. Es arbeiteten also die Möbelschreiner und hoch qualifizierte Holzschnitzer eng zusammen. Sehr ähnlich geschnitzte Ornamente aus der Zeit um 1751 lassen sich ansonsten bereits an bestens erhaltenen Türen in den fürstbischöflichen Wohnräumen im 1. Obergeschoß von Schloss Seehof wiederfinden.

In ihrer lesenswerten Dissertation geht Julia Klein sehr detailliert auf die französischen Ursprünge der Supraportengestalt ein.[36] Der bedeutende französische Dessigneur Jean-François Blondel (1686–1756) schreibt hierzu 1737/38, dass die Räume nicht überfüllt sein sollen mit Gemälden. Er verleiht den Supra-

portengemälden als Türbekrönungen eine zentrale Rolle und spricht den Supraportenschnitzereien größere Bedeutung für die Raumharmonie zu.[37] In Schloss Bruchsal waren die Supraportengemälde zu Beginn wohl auch die einzigen Gemälde in den Räumen der Beletage. Sie wurden von Ferdinand Hundt mit aufwändig geschnitzten Rahmen versehen, die sich harmonisch in das ornamentale Schnitzwerk der weiteren Ausstattung einpassten. Mit Blick auf Entwürfe von Blondel kann man hier durchaus eine Ursprungsidee auch für die Bruchsaler Türgestaltungen sehen. Dies greift in Hinblick auf die künstlerische Leistung von Ferdinand Hundt in Bruchsal aber viel zu kurz.[38] In den Bruchsaler Wandausstattungen lässt sich feststellen, dass die von Hundt ausgeführten Werke die Entwürfe Blondels in den Details weiterentwickelten und nur die Grundform noch einen Bezug erahnen lässt. Die luxuriöse Ausgestaltung der Bruchsaler Zierratenschnitzerei ist in dieser filigranen Qualität wohl unerreicht geblieben.

Ihre Höhepunkte erreichte die Wandausstattung von Schloss Bruchsal sicher im fürstbischöflichen Schlafzimmer und dem sich daran anschließenden Kabinett. Die Wände im Schlafzimmer waren mit einem dunkelgrünen Firnis überzogen, das Frieswerk in hellerer grüner Farbe und die Stuckaturen in zarten lindgrünen Farben eingefasst. Für die Vergoldungen und die Farbfassung der Wände war der aus Bruchsal stammende Ulrich Brandmeier verantwortlich. Eine wohl vergleichbare grün lasierte Farbfassung findet sich beispielsweise noch im gut erhaltenen Grünen Zimmer der Residenz Würzburg. Speziell an den Türen zur Galerie lässt sich dort noch das leuchtende Grün im Originalzustand bewundern. Für Bruchsal spiegelt eines der wenigen kurz vor der Bombardierung erstellten Farbfotos diese Farbwirkung in etwa wider. Aus dem Schlafzimmer wurde in wohl letzter Minute allein das Supraportenbild von Johann Zick gerettet. Das Mobiliar sowie die geschnitzte Wandausstattung gingen verloren. Dass nicht einmal Fragmente



Schnitzwerk an Tür im Marmorsaal und Rahmung im Gelben Zimmer, Ferdinand Hundt, um 1755, Foto Marburg, fmkbb9222 und fmkbb9108

der Wandschnitzwerke erhalten blieben, ist sehr bedauerlich, gerade weil es wohl zum Interessantesten gehörte, was diese Kunstform im Rokoko hervorbrachte. Eine Rekonstruktion der geschnitzten Zierraten wäre allerdings auch nur annähernd auf Grundlage der Fotografien denkbar. Diese würden sich, wie beispielsweise in rekonstruierten Wohnräumen der Residenz in Würzburg, dem Raumeindruck in seiner Grundatmosphäre annähern. In Bruchsal hat man sich aber dagegen entschieden, vor allem um die wenigen original erhaltenen Möbel nicht in ihrer repräsentativen Wirkung zu schwächen.[39].

Es war in Bruchsal für die Deckenfresken oder in Würzburg für das Spiegelkabinett schon schwierig, Künstler zu finden, die handwerklich in der Lage waren, die Bilderwelten in historischer Kunstfertigkeit zu rekonstruieren. Ebenso müsste man erst einen künstlerisch hinreichend begabten Zierratenschnitzer finden, der überhaupt fähig wäre, das originale Schnitzwerk kopieren zu können. So bleibt es sinnvoller, Weniges beispielhaft und in höchster Qualität restaurieren oder rekonstruieren zu lassen, um dem Publikum zumindest eine Ahnung zu vermitteln, welches Juwel mit der geschnitzten Wandausstattung im Krieg in Flammen aufging. In Schloss Bruchsal sind an einigen Stellen nachgeschnitzte und neu vergoldete Zierraten an Türen, Konsoltischen und Wandelementen zu finden. Diese bieten aber nur einen müden Abglanz der Originale und erzielen kaum ansatzweise die Qualität eines Ferdinand Hundt, wie diese beispielsweise am Huttenportraitrahmen und

Rotes Lackkabinett (sog. Watteau-Kabinett), 1756–59, Maler unbekannt, Eigentum SSG-BW Bruchsal

Tafelbild und Spiegelbekrönung, Januarius Zick u. Ferdinand Hundt, Rotes Kabinett, um 1759, Foto Marburg, mi05065610

dem erhalten gebliebenen Thronsessel vor Ort wieder zu bewundern ist.

Das einzigartige Schmuckstück der Beletage war aber sicher das an das Schlafzimmer angrenzende farbenfrohe »Rote Kabinett«.[40] Dieses intime Kleinod stellte im Stile eines Lackkabinetts quasi ein begehbares Raumkunstwerk an sich dar. Der eher dezent angelegte Deckenstuck von 1756 stammte hier wieder von Johann Michael Feichtmayr und die vier mittigen Kartuschen in der Hohlkehle wurden wohl von Johann Zick mit jahreszeitlichen Puttenszenen freskiert. Das Bruchsaler Lackkabinett war vollständig mit Eichenholz vertäfelt und die einzelnen Kassettenfelder waren bis 1758 von Ferdinand Hundt mit fantastischen, expressiven Schnitzereien versehen worden. Bemerkenswert sind insbesondere die beiden Supraporten, denn bei diesen kehren sich Form und Funktion um.[41] Ist es bei allen anderen Bruchsaler Supraporten noch so, dass die aus reinem Ornament gestalteten Rahmen die Gemälde schmückend umgeben, so formen sich im Bruchsaler Lackkabinett die Ornamente plötzlich selbst zu einem Bild mit einer Grottenkartusche als zentralem Motiv. Diese einzigartige Umkehrung in der Funktion des vergoldeten Schnitzwerkes ist anderweitig so nicht zu finden. Ulrich Brandmeier war 1758/59 für den wohl mit Cochenille (Karminrot) hergestellten hochroten Lackanstrich der Wände und eine aus Lapislazuli hergestellte blaue Marmorierung der Tafelfelder verantwortlich.[42] Möglicherweise war das Kabinett hiermit, ähnlich wie das grüne Schlafzimmer, bereits vollendet. Allerdings wurden die kleinen Wandfelder 1759 von Januarius Zick mit 69 ländlichen Idyllen bemalt. Der genaue rote Farbton der Wände lässt sich nicht mehr feststellen, dieser ist wie auf dem Gemälde in kardinalrot oder auch wie auf einem erhaltenen Farbfoto als dunkleres Karminrot denkbar. Fritz Hirsch hatte 1910 allerdings einen hochroten Firnis dokumentiert, weshalb dieser Farbton wohl der Wahrheit am nächsten kommt.[43]

Das 1759 vollendete Raumkunstwerk erhielt erst im späten 19. Jahrhundert den leider missverständlichen Beinamen »Watteau-Kabinett«. Diese Bezeichnung ist letztlich irreführend, denn die 69 idyllischen Szenen wurden ja von keinem Geringeren als Januarius Zick gemalt, der nicht nur einer der letzten großen Freskenmaler des 18. Jahrhunderts war, sondern auch ein außergewöhnliches Talent für Ölgemälde zeigte.[44] Es waren »ländliche Idyllen von feinstem Geschmack, die besonders in den Rokokoumrahmungen über den Thüren eine wirkungsvolle Perspektive« zeigten.[45] Jakob Wille vermutete nicht nur Johann Nicolaus Treu als Maler im Bruchsaler Lackkabinett, sondern sah als stilistischen Einfluss im »roten Kabinett« zudem den »bekannten Watteauplagiator« Christian Wilhelm Ernst Dietrich.[46] Die heitere Atmosphäre war sicher auch der gesamten Farbgebung der Wände mit ihrer Marmorierung aus Lapislazuli, der hochroten Lasur und den

Tafelbilder und Schnitzwerk, Januarius Zick u. Ferdinand Hundt, um 1759, SW-Fotografie um 1910, Karlsruhe Landesdenkmalamt

golden leuchtenden Zierraten von Ferdinand Hundt zu verdanken.

Ein Bezug auf Watteau kann vielleicht noch als Hinweis auf die hohe Qualität der von Januarius Zick entworfenen Szenen verstanden werden. Zuletzt wurde 2016 in einer Sonderschau das Werk des Antoine Watteau gezeigt. Hierbei konnte dargestellt werden, dass seine zarten, präzisen Figurenstudien wahre Lehrstücke einer Psychologie der Pose sind und er hierbei eigentlich weniger Interesse an Gesichtsmimik zeigte.[47] In der ausführlichen Monografie über Januarius Zick schreibt Josef Straßer auch über das Bruchsaler Lackkabinett. Januarius Zick kam kurz vor diesem Auftrag von seiner Studienreise von Paris über Basel, Rom und Augsburg zurück. Straßer bemerkt dann sehr richtig, dass die von Zick gemalten ländlichen Idyllen außer der französischen Dekorationsform oder dem Sujet eindeutig der niederländischen Malerei näher stehen und stellt fest: »Den meisten Szenen fehlt das Spielerische, Leichte und Unbeschwerte, aber auch das Gekünstelte des Rokoko, sie wirken ernster, durch die Betonung realistischer Details penibler und genrehafter«.[48] Straßer führt aus, das Januarius Zick nach seiner Studienreise seine akademischen Erfahrungen eklektizistisch zu einer Einheit und einem unverkennbar eigenständigen Stil verschmelzen ließ. In Bruchsal wurde leider erst um 1910 von Fritz Hirsch eine Signatur entdeckt, wodurch Januarius Zick als Schöpfer der idyllischen Szenen wiederentdeckt wurde.[49]

Januarius Zick war ein Meister in der präzisen Darstellung von Mimik in den Gesichtern seiner Figuren. Die ländlichen Idyllen machten das Bruchsaler Lackkabinett abschließend zu einem unschätzbar wertvollen Juwel der Rokokokunst, das heute leider nicht mehr existiert. Die idyllischen Szenen spiegeln sicherlich auch die im Rokoko beliebte Sehnsucht nach Arkadien wider. Zick schafft es hierbei tatsächlich, die Stimmung eines unschuldigen bäuerlichen Lebens in einer geschlossenen Intimität darzustellen. Seine Werke zeigen friedliche, arkadische Momente und nicht etwa in ländlicher Kostümierung inszenierte Aristokraten wie bei Watteau oder Boucher. Die Szenerie im Bruchsaler Lackkabinett ist ein erstes ganz eigenes Meisterwerk von Januarius Zick, der anschließend aus dem Schatten seines Vaters

Tafelbilder Januarius Zick u. Ferdinand Hundt, um 1759, SW-Fotografie um 1910, Fritz Hirsch-Mappe

Johann Zick heraustrat, denn kurz nach der Ausmalung des Festsaales in Schloss Engers 1761 wurde er Hofmaler des Kurfürsten von Trier. Die von ihm gemalten ländlichen Szenen an den Wänden des Festsaales im Schloss Engers sind den Tafelbildern aus dem Kabinett in Schloss Bruchsal sehr ähnlich. Auch diese bestechen durch ihre Natürlichkeit in deren arkadischen Idyllen. Das Bruchsaler Lackkabinett muss man demnach zutreffender als »Rotes Kabinett« oder »Rotes Lackkabinett« – mit expressivem Zierrat und bemalt mit ländlichen Idyllen – bezeichnen. Als ein etwas später entstandenes Intarsien-Kabinett greift ebenso das Bayreuther Spindler-Kabinett das idyllische Landleben als »arkadische Träume« auf.[50]

Die geschnitzten Wandgestaltungen von Ferdinand Hundt durchzogen die Räume von der Lambris bis zur Decke und bildeten gleichsam eine hochwertige Grundstruktur. Höchstwahrscheinlich war er wie im Würzburger Audienzzimmer auch für die Planung der Holzvertäfelung und der Farbigkeit der Räume verantwortlich. Die einzelnen Räume waren ihrer Funktion gemäß ausgestattet und bildeten zusammen eine höchst interessante Raumfolge. Betrachtet man die auf den Fotografien dokumentierten Objekte, so fallen die ungemein kleinteiligen Einzelheiten und die virtuos fließenden Übergänge der geschnitzten Motive ins Auge. Die Bekrönungen der Spiegelrahmen waren mit unterschiedlichen allegorischen Elementen gestaltet worden. War es im gelben Zimmer ein heraldischer Löwe, der einen Schild mit dem Mars-Symbol und hinter sich ein Schwert präsentierte, so fanden sich über den Spiegeln im Musikzimmer glänzende Schalmeien wieder.

Für das Schlafzimmer wurden ein geflügelter Merkurstab und schlaffördernder Hopfen geschnitzt. Im Jagdzimmer waren erlegte Tiere auf den Spiegelrahmen dargestellt. Um alle Motive rankten sich üppiges Blattwerk, Rosenblüten, geschweifte Rocaillen, Wasserquellen, Vogelflügel, Schnörkel und Girlanden. Die Türzargen und die Supraporten schienen wie aus ungezählten geschnitzten Blättern und Blüten geflochten und erhoben sich als ein leicht unsymmetrisches Rokoko-Ornament. In zahlreichen Varianten gestaltete Hundt zudem frei improvisierte Ornamente, die keine dinglichen Vergleiche zulassen und rein aus sich expressive Wirkung erzielen. Alle diese geschnitzten Formen überzog Ferdinand Hundt zusätzlich mit feinsten Gravuren in der weichen Kreidegrundierung. Das abschließend aufgebrachte Blattgold wurde gezielt durch Mattierung und Glanz für optimale Lichtreflexionen mit Acha-

ten poliert. Eine Besonderheit findet sich noch in den Raumecken im roten Zimmer. Ferdinand Hundt hatte dort auch verschiedene Ruinenbilder geschnitzt, die einer Beschreibung von Grimm zufolge ursprünglich schon für das Audienzzimmer in der Würzburger Residenz geplant waren, dort aber aus Kostengründen nicht realisiert werden konnten.[51]

Ferdinand Hundt war als Künstler nicht nur für die geschnitzten Zierraten verantwortlich. Er war als Kunstschreiner ebenso für die kostbare Vertäfelung der Wandpaneelen und deren hochwertige Parkettierung in Nussbaumfurnier oder in farbiger Fassung zuständig. Die farblich aufeinander abgestimmte Raumfolge wird vorrangig von ihm entworfen worden sein. Mit dem Verlust dieser bis 1759 fertiggestellten Wandausstattung und den stuckierten Decken hat die Beletage von Schloss Bruchsal die wesentlichen Elemente seiner einmaligen Raumkunst verloren. Eine Rekonstruktion ist wohl schon aus künstlerischer Sicht unmöglich, sinnvoll wäre daher aber ein dokumentarisch illustrierender Erinnerungsraum. Dort könnten die wertvollen Fotografien der geschnitzten Zierraten, dem Stuck, der Fresken und einiger Möbel gemeinsam mit den Biografien der in Bruchsal tätigen Künstler das Gedenken an die Zeit vor der Zerstörung der hoch bedeutenden Bruchsaler Raumkunst wachhalten[52].

Anmerkungen

1 Schulz, Reiner: Der Kunstschreiner und Zierratenschnitzer Ferdinand Hundt als Hofschreiner in Schloss Bruchsal. In: Badische Heimat, Karlsruhe 2018.
2 Eberle, Sandra; Pechacek, Petra: Schloss Bruchsal Kunstführer, Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, Petersberg 2017.
3 Sedlmaier, Richard: Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Leipzig 1925, S. 138–139.
4 Kreisel, Heinrich: Die Kunst des deutschen Möbels, Bd. 2, München 1970, S. 206.
5 Straßer, Josef: Eine neuentdeckte Ölskizze von Johann Zick, Barockberichte 31, Salzburg 2001, S. 156 f.
6 Trenschel, Hans-Peter: Mainfränkisches Museum Würzburg. 150 Meisterwerke, Würzburg 1997, S. 182 f.
7 Straßer, Josef: Eine neuentdeckte Ölskizze von Johann Zick, Barockberichte 31, Salzburg 2001, S. 156–163.
8 Zum Beispiel bei Edmund Renard 1900, Otto Recher ca. 1915, Anton Wetterer 1922, Paul Silber 1926, Ernst von Niebelschütz 1944, Hans Huth 1980, Richard Henck 1978, Kurt Lupp 2003.
9 Lupp, Kurt: Schloss Bruchsal – Bau, Zerstörung und Wiederaufbau, Heidelberg 2003, S. 86 ff.
10 Pechacek, Petra: Die Zimmer sind von allerbestem Geschmack …, in: Historische Ansichten – Glanzvolle Aussichten, Bruchsal, 2006, S. 38–39.
11 Pechacek, Petra: Eine »abenteuerliche Farth« in: Schloß Bruchsal – Die Beletage Barocke Pracht neu entfaltet, Mainz 2018, S. 238 ff.
12 Pechacek, Petra: wie Anm. 11, S. 247, Abb. 7.
13 Eberle, Sandra: Repräsentation durch Rokoko, in Kirchenmacht und Schlösserpracht – Die Fürstbischöfe von Speyer und ihre Bruchsaler Residenz, Leinfelden-Echterding, 2010, S. 27.
14 Schulz, Reiner: Die Tätigkeit Ferdinand Hundts als Kunstschreiner und Zierratenschnitzer in Schloss Seehof unter Fürstbischof Johann Philipp Anton von Franckenstein, in Historischer Verein Bamberg, Bericht 153, Bamberg, 2017, S. 211–240.
15 Freundlieb, Marco: Die Beletage im Wandel der Zeit, in Kirchenmacht und Schlösserpracht – Die Fürstbischöfe von Speyer und ihre Bruchsaler Residenz, Leinfelden-Echterdingen, 2010, S. 45 f.
16 Grimm, Ulrike: Zwei Konsoltische aus den Prunkzimmern in Schloss Bruchsal, Badische Heimat, Online 3/2009.
17 Rott, Hans: Die Gobelins des Bruchsaler Schlosses im Zusammenhang mit den Bildteppichen der übrigen badischen Schlösser, in Badische Heimat, Heft 1–3, Karlsruhe 1922, S. 65–84.
18 Tapisserien, Wandteppiche aus den Schlössern der staatlichen Schlösser und Gärten, Weinheim 2002, S. 42 f.
19 vgl. Abb. 1, oben und Kat.Nr. 2 b in: Tapisserien, wie Anm. 18, S. 43.
20 Friedrich, Verena: Rokoko in der Residenz Würzburg, München 2004, S. 213, Abb. 86.

21 Luther, Martin: Bibel, Einheitsübersetzung, Stuttgart 2016, Richter 15, 4–5.
22 Grimm, Ulrike: Historische Ansichten – Glanzvolle Aussichten, Worms 2006, S. 42 ff.
23 Grimm, Ulrike: Historische Ansichten – Glanzvolle Aussichten, Worms 2006, Abb. auf S. 42 und S. 47.
24 Grimm, Ulrike: Historische Ansichten – Glanzvolle Aussichten, Worms 2006, S. 44 ff.
25 Coburger, Uta: »superlative rocaille stucco« – Feichtmayr in Bruchsal, in: Schloss Bruchsal, Die Beletage – Barocke Pracht neu entfaltet, Mainz 2018, S. 96 ff.
26 Grimm, Ulrike: »Respect mässig möbliret«, in Schloss Bruchsal, Die Beletage – Barocke Pracht neu entfaltet, Mainz 2018, S. 208 ff.
27 Pechacek, Petra: Die Zimmer sind von allerbestem Geschmack …, in: Historische Ansichten – Glanzvolle Aussichten, Bruchsal, 2006, S. 38.
28 Grimm, Ulrike: Historisch Ansichten – Glanzvolle Aussichten, Worms 2006, Abb. auf S. 46.
29 Schulz, Reiner: Die Tätigkeit Ferdinand Hundts als Kunstschreiner und Zierratenschnitzer in Schloss Seehof unter Fürstbischof Johann Philipp Anton von Franckenstein, wie Anm. 14, S. 13.
30 Schulz, Reiner: Ferdinand Hundt – Ein Rokoko-Künstler in der Residenz Würzburg im Spiegel vom Skizzenbuch Balthasar Neumanns und einer hochwertigen Qualität von Vergoldungen im 18. Jahrhundert, Mainfränkisches Jahrbuch 2018, S. 277–308. Und: Ferdinand Hundt als schöpferischer Zeichner von Skizzenblätter del. III, fol. 50r und fol. 43R, ebd., 2019, S. 147–150.
31 Friedrich, Verena: Burgen und Schlösser in Franken, Veitshöchheim 2016, S. 155.
32 Friedrich, Verena: Rokoko in der Residenz Würzburg, München 2004, S. 214 f.
33 Friedrich, Verena: Rokoko in der Residenz Würzburg, München 2004, S. 161 f.
34 Kummer, Stefan: Die Schönborn-Zeit, in: Ulrich Wagner (Hrsg.): Geschichte der Stadt Würzburg, Architektur und bildende Kunst, Stuttgart 2004, S. 660.
35 https://www.hampelauctions.com/a/archivecataloguedetail.htmlla=de&a=115&s=603&id=549528&g=MoebelEinrichtung (15.3.2020).
36 Klein, Julia: Die Supraporte. Weimar 2014.
37 Klein, Julia: Die Supraporte, Weimar 2014, S. 145 ff.
38 Klein, Julia: Die Supraporte, Weimar 2014, Abb. 82.
39 Schloss Bruchsal, Die Beletage – Barocke Pracht neu entfaltet, Mainz 2018.
40 Im ältesten erhaltenen Inventar heißt es: »1 Cabinett roth lakiert«. Die Inventare aus fürstbischöflicher Zeit fehlen.
41 Schulz, Reiner: Der Kunstschreiner und Zierratenschnitzer Ferdinand Hundt als Hofschreiner in Schloss Bruchsal. In: Badische Heimat, Karlsruhe 2018, Abb. S. 574.
42 Rott, Hans: Bruchsal. Quellen zur Kunstgeschichte des Schlosses und der bischöflichen Residenzstadt (Zeitschrift für Geschichte der Architektur, Beiheft Bd. 11), 1914, S. 128.
43 Hirsch, Fritz: Das Bruchsaler Schloss – Aus Anlass seiner Renovation, Heidelberg 1910, S. 15.
44 Straßer, Josef: Januarius Zick 1730–1797, München 1994.
45 Wille, Jakob: Bruchsal – Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert, Heidelberg 1900, S. 83.
46 Wille, Jakob: Bruchsal – Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert, Heidelberg 1900, S. 83.
47 https://www.zeit.de/2016/45/antoine-watteau-maler-zeichner-frankfurt (15.3.2020).
48 Straßer, Josef: Januarius Zick 1730–1797, München 1994, S. 32.
49 Straßer, Josef: Januarius Zick 1730–1797, München 1994, S. 539.
50 Sangl, Sigrid: Das Spindler-Kabinett, in: Weltkunst, Nr. 8/2000, S. 1368–1371.
51 Grimm, Ulrike: »Respect mässig möbliret«, in Schloss Bruchsal, Die Beletage – Barocke Pracht neu entfaltet, Mainz 2018, S. 208 ff.
52 Schulz, Reiner: Der Maler Johann Zick – Humorvolle Ideen in seinen Deckenfresken in Biberach a. d. Riß, dem Gartensaal der Würzburger Residenz und Schloss Bruchsal sowie seine vertikale kopernikanische Planetenmaschine, Mainfränkisches Jahrbuch 2020, S. 195–236.

Anschrift des Autors:
Reiner Schulz
Große Dollenstraße 20a
76530 Baden-Baden

Ludwig Maier als Architekt des Stilpluralismus

Konrad Exner

Ludwig Maier ist ein Architekt, der für das Erzbistum Freiburg eine Vielzahl von katholischen Kirchen geplant und teilweise errichtet hat. Er wurde als Sohn eines Gastwirts geboren und studierte nach dem Besuch des Gymnasiums in Strasbourg an dem Karlsruher Polytechnikum. Hier lernte er die verschiedenen Baustile kennen, und die von ihm geplanten und erbauten Kirchen waren entweder im neugotischen, neuromanischen oder im neubarocken Baustil erstellt worden. Diese Kirchen wurden seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als Imitate abgetan. Heute sieht man sie als Kunstwerke an, die erhaltens- und schützenswert sind.

Die Regionalgruppe Mannheim der Badischen Heimat hat seit 2012 Führungen durch katholische bzw. evangelische Kirchen der Baujahre 1880 ff. durchgeführt. Das sind Kirchen im Stil der Neuromanik bzw. Neugotik und des Neubarocks, die vor 60 bis 80 Jahren als minderwertige Baudenkmäler angesehen wurden, weil sie eine Rückbesinnung auf Überliefertes aus dem Mittelalter und keine neuartige Kunst darstellten. Heute sind diese Kirchen Denkmäler, die unter Denkmalschutz stehen und die auf großes Interesse stoßen. Im Raum Mannheim/Heidelberg und im Odenwald gibt es eine Vielzahl dieser katholischen Kirchen, die von dem Architekten Ludwig Maier geplant und/oder gestaltet wurden.

Wer war dieser Mann? In welchen Stilen hat er die katholischen Kirchen gebaut und welche großen Denkmäler hat er dabei geschaffen?

Ludwig Maier wurde am 15. März 1848 als Sohn eines Gastwirts in Kehl am Rhein geboren und ist im evangelischen Glauben von seinen Eltern erzogen worden. Er ging auf das Gymnasium im französischen Strasbourg und absolvierte ein Architekturstudium am Karlsruher Polytechnikum, das 1825 aus Tullas Ingenieurschule und Weinbrenners Bauschule hervorging und das zur ersten Technischen Hochschule Deutschlands wurde.[1] Hier lernte Maier unter seinen Lehrern Jakob Hochstetter (1812–1880) und Carl Lang (1824–1893) die Stile und Formen des Historismus kennen, bei denen man sich auf die Architektur früherer Stilrichtungen bezieht. Ende 1869 beendete er sein Studium ohne Abschluss. Es ist nicht geklärt, ob er kein Staatsexamen machen wollte, weil er die Arbeit in einem Architekturbüro anstrebte oder weil ihn die Zeitumstände dazu zwangen; denn 1870 begann der Deutsch-Französische Krieg, und er wurde bald zum Militär eingezogen.[2] Nach seiner Militärzeit kehrte Maier nach Hause zurück und begann 1871 eine praktische Ausbildung als Architekt. Später arbeitete er ein Jahr lang bei einem Kehler Bauunternehmer. Warum er aber nicht Freier Architekt wurde, sondern abhängig Beschäftigter des Erzbischöflichen Bauamtes, ist nicht mehr nachzu-

vollziehen. Er war von den katholischen Sakralbauten und der katholischen Religion, vor allem von ihren Riten und Gebräuchen, sehr fasziniert, dass er in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts von seinem evangelischen Glauben zum katholischen Glauben konvertierte. Dieser Glaubenswechsel war auch Voraussetzung, um bei einem Erzbischöflichen Bauamt arbeiten zu können.

Tätigkeiten in Erzbischöflichen Bauämtern

Ab August 1875 war Maier als Kirchenarchitekt bei der Erzdiözese Freiburg angestellt und seine erste Tätigkeit führte ihn ins Erzbischöfliche Bauamt nach Heidelberg. Er beschäftigte sich hier mit Bauplänen und Kostenberechnungen von Kirchen und kirchlichen Gebäuden. Seine Arbeit wurde sehr geschätzt, und seiner guten Leistungen wegen wurde er im April 1877 nach Freiburg ins dortige Erzbischöfliche Bauamt versetzt. Hier erstellte er Baupläne für verschiedene Kirchen im Bezirk des erzbischöflichen Bauamts Freiburg. Weitere Aufträge für Kirchenbauten aus anderen Teilen des Erzbistums Freiburg erhielt er, z. B. für die Erweiterung der St. Cäcilia Kirche in Mühlhausen bei Wiesloch. Große Anerkennung erwarb er sich bei der Planung für einen Neubau der zweitürmigen St. Johannes Nepomuk Kirche in Eberbach, deren Bauleitung er später als Leiter des erzbischöflichen Bauamts Mosbach innehatte. Sein damaliger Vorgesetzter in Freiburg, Franz Bär, setzte sich für ihn ein, dass er mit der Leitung des Erzbischöflichen Bauamts in Mosbach für den erkrankten Vorstand beauftragt wurde. Dieses Amt leitete er von 1883 bis 1886 kommissarisch, ab Ende 1886 bis 1888 als Vorstand. Dieses Erzbischöfliche Bauamt, das mit vielen Rückständen zu kämpfen hatte, förderte seine Karriere.

Ab Ende 1888 wurde Maier wieder nach Heidelberg versetzt und mit der Leitung des dortigen Erzbischöflichen Bauamts betraut. Er galt inzwischen als angesehener Architekt Badens. 1911 wurde er daher vom Erzbischof Nörber (1846–1920) zum Oberbauinspektor ernannt. Inzwischen hatte Maier an die 100 Kirchen geplant bzw. deren Bauleitung übernommen, und er fand daher, dass diese Beförderung zu spät gekommen sei. »62 Jahre alt und 100 Kirchen gebaut … Das müsste 22 Jahre früher kommen.«[3]

Vor der Beförderung durch die Kirche erhielt Ludwig Maier im Dezember 1908 das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwen durch Großherzog Friedrich II. von Baden überreicht. Aufgrund seiner Bekanntheit gab der Großherzog ihm am 13. März 1909 eine Audienz im Großherzoglichen Palais. Diese Audienz stellte eine Würdigung seiner Leistung dar und bedeutete einen Höhepunkt in seinem Leben. Ludwig Maier starb am 24.9.1915 in Heidelberg.

Maiers verschiedene Baustile

Grundsätzliches beim Kirchenbau

Beim Bau der Kirchen ließ sich Maier zu allererst von seelsorgerischen Gedanken leiten, d. h. der Altar im Chorraum der Kirche sollte gegenüber dem Gemeinderaum im Langhaus frei stehen und erhöht sein, um die Gläubigen auf die Wichtigkeit des Messopfers hinzuweisen. Die Erhöhung im Chorraum wurde durch mehrere Treppenstufen erreicht. Der Chorraum selbst schloss nach vorne mit einer Apsis, einem halbkreisförmigen Raumteil, ab. Auf einen Chorumgang bzw.

auf Apsisdiolen, d. s. kleine Apsiden an einer Hauptapsis, verzichtete Maier. Im hinteren Teil der Kirche, ausgerichtet auf den Altar, befand sich immer die Orgelempore. Seine Kirchen waren meist basilikal, d. h. dreischiffig, durch ein Querschiff verbunden, so dass der Grundriss der Kirche die Form eines Kreuzes aufwies. In Chornebenräumen, oft im quadratischen Grundriss, wurde meist die Sakristei oder Paramentenkammer untergebracht, in der die liturgischen Geräte und Paramente untergebracht wurden. Meist wurde ein Turm an die Kirche angebaut.

Die Neugotik

Bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts schuf Maier vor allem Kirchen im neugotischen Stil. Dieser Stil richtete seinen Blick auf den Sakralbau großartiger Kirchengebäude im Mittelalter, und der neugotische Stil, der Spitzbogen, war die vorherrschende Kirchenbaukunst im 19. Jahrhundert. Als Beispiele für den neugotischen Kirchenbau Maiers werden hier die katholischen Kirchen St. Bartholomäus in Mannheim-Sandhofen, St. Bonifatius in Mannheim-Friedrichsfeld und die Heilig-Geist-Kirche in Mannheim-Schwetzingerstadt genannt. Maier legte bei seinen neugotischen Kirchenbauten Wert auf einen Turm, der meist an die Seite des Kirchenschiffes gestellt wurde, wie bei der Heilig-Geist-Kirche in Mannheim-Schwetzingerstadt. Ein hoher Turm mit einem vielfältigen Glockengeläut sollte die Kirche aus ihrem Umfeld herausheben. Den Portaleingang gestaltete Maier mit verschiedenen Reliefs, so dass dieser auf die Gläubigen einladend wirkte. Oberhalb des Portals befanden sich mehrere kleine oder ein großes Fenster. Im Innenraum der Kirche markierte der Abstand zwischen den Säulen die Anzahl der Joche. Wieviel Joche und wieviel Spitzbogenfenster sich im Langhaus einer Kirche befinden mussten, hing von der »praktisch-organisatorischen Notwendigkeit« und Maiers Vorstellung von der Monu-

Heilig-Geist-Kirche, Mannheim-Schwetzingerstadt
(Alle Fotos: Konrad Exner)

mentalität einer Kirche ab. Die Kapitelle auf den Säulen wurden künstlerisch gestaltet. »So weisen die Kapitelle der Langhauspfeiler in Mannheim-Schwetzingerstadt stilisierte, kreuzförmig um eine Pyramide angeordnete Blätter auf, die in ihrer Form zumeist originell wirken.«[4] Beim Innenausbau der neugotischen Kirchen hatte sich Maier sehr an den gotischen Vorbildern orientiert, denn der Gesamteindruck einer Kirche nach Einheit und Harmonie hatte bei Ludwig Maier oberste Priorität.

Die Neuromanik

Seit Anfang des 20. Jahrhunderts plante und schuf Ludwig Maier verstärkt Kirchen im neuromanischen Stil. Hier sind vor allem die katholischen Kirchen Herz-Jesu in Mannheim-Neckarstadt-West, St. Josef in Mannheim-Lindenhof, St. Raphael in Heidelberg-Neuenheim und St. Laurentius in Weinheim zu nennen. Warum nahm Maier Abstand von seinen neugotischen Bauten und errichtete neue Kirchen im neuromanischen Stil? Gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Kunstform des neuromanischen Stils, weil die damalige Gesellschaft für die frühmittelalterliche politische und kirchliche Struktur sehr aufgeschlossen war und Kaiser Wilhelm II. eine neuromanische Kunstrichtung vorgab, die dem Reich gemäß sein sollte. Er selbst nannte diesen Stil den »alten deutschen Stil«. Das Reich sollte in diesem Stil »aufleuchten« und an die gute alte Zeit der Hohenzoller- und Staufenkaiser erinnern. Er ließ deswegen auch 1891 die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche im neuromanischen Stil errichten. Der neuromanische Stil war für Maier der moderne Stil, und er versuchte ihn immer als »Ideal der Einfachheit« in die Tat umzusetzen.

Das Grundsätzliche beim Kirchenbau im neuromanischen Stil trifft auch wieder für Ludwig Maiers Arbeit zu. Die Bauweise der neuromanischen Kirchen bestand in einem Rundbogen- und nicht in einem Spitzbogenstil der Neugotik, und der Chor bestand aus einer »romanischen Halbkreisapsis«. Bei der Planung neuromanischer Kirchen nahm Maier Bezug auf große romanische Bauwerke, aber er hatte diese nicht nachgebaut, sondern er passte die geplanten Kirchen immer an ihre Umgebung an. Die Elemente der neugotischen und neuromanischen Kirchen sind bei Mayer oft austauschbar, in der St. Bonifatiuskirche in Heidelberg-Weststadt überschneiden sie sich sogar. Die St. Bonifatiuskirche in Heidelberg ist eine von zwei Kirchen Maiers, die er mit einer Doppelturmanlage geplant hatte. Als Vorbild für diese Doppeltürme diente wohl die romanische Kirche St. Kastor in Koblenz.

Das Neubarock

Seit Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich in Deutschland die Gesellschaft immer mehr von einer agrarischen Gesellschaft zu einer Industriegesellschaft, der Liberalismus breitete sich stärker aus. Das System Kaiser Wilhelms II. bekam die industrielle und soziale Entwicklung nicht in den Griff. Der Kaiser verlor an Ansehen und damit auch die Bestimmung über die von ihm vorgegebene Kunstrichtung der Neuromanik. Die Kunstrichtung des Jugendstils mit seinen geschwungenen Linien und »floralen Ornamenten« als Gegenbewegung zum Historismus der Neugotik und der Neuromanik entwickelte sich. Ludwig Maier, der den kompakten neuromanischen Baustil für sich als angemessen ansah, schloss sich seit 1905 allmählich dem neuen Baustil an, als nach seinen Plänen die St. Ja-

kobuskirche in Mannheim-Neckarau »auf den Resten der barocken Kirche«[5] in neubarockem Jugendstil wieder errichtet wurde. Sie wurde nicht nach dem Basilika-Stil erbaut, sondern es entstand ein Zentralbau als einheitlicher Raum. In diesem Raum hatte der Altar wieder eine zentrale Rolle, dieser musste gut einsehbar sein. Eine Apsis im herkömmlichen Stil fehlte, der Altarbereich wurde nach vorne von einem leicht gewölbten Chorabschluss umgeben. Der Einheitsraum war an den Seiten von großen Fenstern umgeben, an deren äußeren Gesimsen sich oben muschelförmige Ornamente befanden, was auf den Jugendstil zurückzuführen ist. Die St. Jakobuskirche war die zweite Kirche Ludwig Maiers, die mit einer Doppelturmanlage geplant wurde. Der letzte Kirchenbau Maiers, die St. Bonifatiuskirche in Mannheim-Neckarstadt-Ost, ist zwar eine dreischiffige Basilika, und damit dem Historismus zuzuordnen, aber ihre barocke Gestaltung mit Jugendstilanklängen lässt sie eher als eine Kirche des Neubarock erscheinen. »Über (ihrem) Hauptportal befinden sich zwei Engelskulpturen und darüber ein Relief vom Lebensbaum und hierüber ein Relief vom Auge Gottes.«[6]

St. Bonifatiuskirche, Mannheim-Neckarstadt-Ost

Zusammenfassung

Ludwig Maier war ein bescheidener Mann, der nicht viel Aufsehen von sich machte. Kurz vor seinem Tode »explodierte« er, als sein Arbeitgeber seine vielfältige Arbeit erst jetzt durch eine Beförderung zum Oberbauinspektor richtig anerkannte. Er ging aus kleinen Verhältnissen hervor und studierte am Karlsruher Polytechnikum, ohne einen Abschluss zu machen, die Formen der Architektur. Er grenzte sich gegen die examinierten Architekten, die meinten Architekt zu sein, mit der Äußerung ab: »Nur wer reife, bedeutsame architektonische Werke geschaffen oder bei solchen sich technisch künstlerisch ausgezeichnet hat, ist ein guter anerkannter Architekt.«[7] Und Maier hat hervorragende Arbeit geleistet, er hat an die hundert katholische Dorf-, Stadt- und Landkir-

chen in verschiedenen Stilen geplant und teilweise auch errichtet. Diese Kirchen sind in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg nicht mehr als Kulturdenkmäler angesehen worden, weil man der Auffassung war, diese Kirchen ahmten die alten Stile der Gotik, der Romanik und des Barocks nach. Dennoch hat Ludwig Maier in seinen Kirchen den Stil der alten gotischen, romanischen und barocken Kirchen nicht kopiert, sondern in den Neostilen eigene Konstruktionen geschaffen, die inzwischen wieder als Kunstdenkmäler geachtet und geschützt werden. Die Regionalgruppe Mannheim der Badischen Heimat besuchte die bedeutenden Werke Ludwig Maiers in Mannheim: u. a. die Heilig-Geist-Kirche in Mannheim-Schwetzingerstadt, die St. Jakobuskirche in Mannheim-Neckarau, die Herz-Jesu-Kirche in Mannheim-Neckarstadt-West und die St. Bonifatiuskirche in Mannheim-Neckarstadt-Ost. Die Teilnehmer der Veranstaltungen waren begeistert von den Bauwerken Ludwig Maiers und beindruckt von der Größe und Kompaktheit der Kirchen. Weitere hervorragende Werke Maiers sind: St. Bonifatius in Heidelberg-Weststadt, St. Martin in Tauberbischofsheim, St. Bartholomäus in Mannheim-Sandhofen, St. Raphael in Heidelberg-Neuenheim, St. Alban in Hardheim, St. Franziskus in Mannheim-Waldhof und St. Laurentius in Weinheim.

Anmerkungen

1 Wolfgang Hug, Geschichte Badens, Stuttgart 1992, S. 234.
2 Sabine Bruss, Das Werk des Architekten Ludwig Maier (1848–1915), Kiel 1999, S. 24.
3 Sabine Bruss, Das Werk des Architekten, a. a. O., S. 35.
4 Sabine Bruss, Das Werk des Architekten, a. a. O., S. 231.
5 Führung der Regionalgruppe Mannheim der Badischen Heimat, in: Mannheimer Morgen, Mannheim Süd, 22.5.2015.
6 Jahresrückblick 2017 der Regionalgruppe Mannheim, Badische Heimat,1/2018, S. 152.
7 Sabine Bruss, Das Werk des Architekten, a. a. O., S. 11.

Anschrift des Autors:
Dr. Konrad Exner
Waidallee 11/1
69469 Weinheim
dr.k.exner@gmx.de

Gerlinde Hämmerle, Regierungspräsidentin i. R., leidenschaftliches Engagement für die badische Geschichte

Zum 80. Geburtstag

Gerlinde Hämmerle wurde am 5. Juni 1940 in Wolfach geboren. Die Stationen ihrer politischen Karriere seien kurz aufgelistet. Hämmerle war von 1971 bis 1987 Stadträtin in Karlsruhe, in den letzten Jahren als Stadträtin auch Vorsitzende der SPD-Fraktion. 1987 wurde sie in den Bundestag gewählt. Dieses Amt übte sie bis 1994 aus, danach wirke sie bis 2005 als Regierungspräsidentin des Regierungsbezirks Karlsruhe.

Am 8. Oktober 2020 haben wir in der FächerResidenz ein Gespräch geführt zu den Themen Geschichtsvermittlung, Geschichtsvergessenheit, Stadtbürger, Standort »Forum Recht«, Zukunft von Vereinen.

Das Teilland Baden und insbesondere die Badische Heimat haben Gerlinde Hämmerle für ihr leidenschaftliches Engagement für die badische Geschichte zu danken. Da sie allem Abstrakten abhold ist, konnte die Form des Engagements nur konkret in einer ihr eigenen Art mit Ausstellungsführungen und Vorträgen im Badischen Landesmuseum Karlsruhe sein.

In den Führungen unter dem Titel »Baden – Wiege der Demokratie« erläutert Hämmerle Stationen badischer Geschichte anhand von Exponaten des Museums und markiert einzelne Stationen mit Gesang. Begonnen wird mit der Marseillaise – »Allons, enfants de la patrie« – gefolgt vom Badischen Wiegenlied – »Schlaf mein Kind, schlaf leis, dort draußen geht der Preuß!«[1], zum Schluss dann das Badnerlied. Die Veranstaltungen sind thematisch auf zwei Teile ausgelegt: Teil I: Badische Geschichte von Napoleon bis Großherzog Friedrich I. und Teil II: Baden im 19. und 20. Jahrhundert. Die Führungen finden auf Anfrage statt und sind auf anderthalb Stunden berechnet. Angeboten werden die Veranstaltungen am Samstagnachmittag und auch am Sonntagvormittag für Berufstätige.

Hämmerle veranstaltet auch Stadtrundgänge zur Geschichte der ehemaligen Residenzstadt.

Die Jubilarin ist ein Beispiel für eine Geschichtsvermittlung badischer Geschichte, die seit einem Jahrzehnt nur noch durch engagierte Akteure wahrgenommen wird, die sonst auf institutioneller Ebene leider nicht mehr durchgängig geleistet wird.

Gerlinde Hämmerle ist aber nicht nur bemüht, Geschichte zu vermitteln und einen Bezug zur Gegenwart herzustellen, sondern verfolgt kritisch das politische Geschehen in der Stadt.

Die gegenwärtigen Auseinandersetzungen über den Standort für das »Forum Recht« und die letzte Sitzung des Gemeinderates waren Anlass, über das Stadtbürgertum und die »erschreckende Geschichtslosigkeit« in der Stadt zu reden. Zum Vorschlag, das »Forum Recht« in dem zum Verkauf stehenden Markgräflichen Palais am Rondellplatz unterzubringen, waren vom Gemeinderat wenig kompetente Kommentare zu hören, wie der Ort sei eine »charmante Lösung« oder »Es wäre schön gewesen, wenn …«! Obwohl der Oberbürgermeister in Berlin die Auskunft erhielt, der im Vertrag festgesetzte Standort könne geändert werden, wenn es der Gemeindrat wünscht, wurde im Gemeinderat in der Sitzung vom 29.9.2020 für den Standort an der Spitze der Herrenstraße gestimmt. Hämmerle hat kein Verständnis dafür, dass Oberbürgermeister und Gemeinderat den Bezug von Geschichte und Gegenwart, von Verfassung 1818, Verfassungssäule und Recht nicht zur Kenntnis nehmen wollen.

Im Vorfeld der Auseinandersetzung fiel auf, dass weder Institutionen mit der Bezeichnung »badisch« im Titel noch Leserbriefe das Thema aufgriffen. Es scheint in dieser Stadt wenig Interesse an Geschichte als einem in die Gegenwart hineinreichenden gestaltenden Element zu bestehen (Verfassungssäule – Forum Recht). Das Desinteresse an Geschichte, so vermutet Hämmerle, hängt wohl mit einem für Karlsruhe charakteristischen fehlenden Stadtbürgertum zusammen.

Was die Zukunft von Heimatvereinen betrifft, so meint Hämmerle, dass die derzeitige Form der Ver-

einsorganisation keine Zukunft habe. Die jungen Menschen haben vor allem kein Verständnis mehr für das Vereinsprozedere. Ein mögliches Engagement bleibt beschränkt auf thematisch genau umrissene, zeitlich begrenzte Vorhaben der Bürger*innen. Langzeitbindung ist unerwünscht. Die Vereine sollten sich auf diese Situation einstellen und jetzt beherzt intelligente Lösungen für die Zukunft suchen.

Anmerkung

1 Das Badische Wiegenlied stammt von Ludwig Pfau (1821–1878) und wurde zur Melodie »Schlaf, Kindchen, schlaf« gesungen.

Die erste Strophe lautet:

Schlaf, mein Kind, schlaf leis
Dort draußen geht der Preuß!
Deinen Vater hat er umgebracht,
Deine Mutter hat er arm gemacht,
Und wer nicht schläft in guter Ruh,
Dem drückt der Preuß die Augen zu,
Schlaf, mein Kind schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!

Heinrich Hauß

Jörg Teuschl † (1941–2020)

Leiter der Regionalgruppe Bruchsal

Am 13. Juni 2020 verstarb im Alter von 78 Jahren der langjährige Vorsitzende der Regionalgruppe Bruchsal, Jörg Teuschl. Durch seine umfangreichen heimatgeschichtlichen Kenntnisse, seine Fähigkeit zur anschaulichen Vermittlung von Wissen und nicht zuletzt durch seine Persönlichkeit, sein stets gewinnendes Wesen, hat er die Arbeit und das gesellige Leben in der Regionalgruppe auf prägende Weise bestimmt. Die Jahresprogramme mit einer breit gefächerten Themenpalette wurden ergänzt durch informative Tagesfahrten, bei denen Teuschl selbst als »Reiseleiter« fungierte. Immer wieder wurde dabei seine Begeisterungsfähigkeit ebenso wie sein Engagement für die Sache erkennbar.

Unter Teuschls Leitung konnte 2006 die Fünfzigjahrfeier der Wiedergründung der Badischen Heimat Bruchsal nach dem Zweiten Weltkrieg begangen werden, wobei die Regionalgruppe selbst wesentlich länger – bereits seit den frühen Jahren der Weimarer Republik – bestand. Unter dem Titel »Badische Heimat Bruchsal – bald 100 Jahre alt« berichtete Teuschl in dieser Zeitschrift (Jg. 2015, Heft 3) über die Geschichte der damals 157 Mitglieder zählenden Regionalgruppe. Nicht aber ohne dabei realistisch und nachdenklich zugleich auf die grundsätzliche Problematik der Vereinsarbeit einzugehen: »Große Sorgen bereitet den Verantwortlichen z. Zt. die demographische Entwicklung. Viele unserer Mitglieder haben ›ihrer‹ Badischen Heimat Bruchsal jahrzehntelang die Treue gehalten. Nun sind viele von ihnen hochbetagt und Krankheiten und körperliche Beeinträchtigungen machen sich zunehmend bemerkbar. Der Besuch unserer Veranstaltungen ist vielen unserer Senioren leider nicht mehr möglich.«

Als Lehrer an der Eisenhutschule Unteröwisheim konnte Teuschl, wie er in einem Interview äußerte, allerdings auch bei der jungen Generation »eine steigende Tendenz zum Heimatinteresse« feststellen. Fast 15 Jahre wirkte er zudem als Stadtführer für Besuchergruppen in Bruchsal. Für sein Engagement insbesondere im Landesverein Badische Heimat wurde Jörg Teuschl 2011 die Landesehrennadel verliehen. Im Text ihrer Traueranzeige zitierten die Abschlussklassen der Eisenhutschule seinen Leitspruch »Ora et labora«. In diesem Sinne hat er gelebt und gewirkt.

Thomas Adam

Dr. Thomas Schmidt wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2020 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet

Sehr gut wäre zeitweilig Hebel.
(Franz Kafka)

»Wo man willkommen ist, ist man zu Hause«, freute sich Thomas Schmidt über die Auszeichnung der Gemeinde Hausen im Wiesental mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette, welche ihm am 3. Oktober 2020 beim (verspäteten) Hebelabend von Bürgermeister Martin Bühler überreicht wurde. Thomas Schmidt, 1963 in Meißen geboren, ist Leiter der Arbeitsstelle für literarische Museen, Archive und Ge-

Bürgermeister Martin Bühler (li.) überreichte die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette des Jahres 2020 an Dr. Thomas Schmidt. Foto: © Gemeinde Hausen im Wiesental

denkstätten in Baden-Württemberg am Deutschen Literaturarchiv Marbach (DLA).

Nach dem Studium der Germanistik und der Kulturwissenschaften 1998 in Göttingen promovierte er mit einer Arbeit zum Thema »Der Kalender und die Folgen. Uwe Johnsons Roman *Jahrestage*. Ein Beitrag zum Problem des kulturellen Gedächtnisses«.

»Der Plakettenträger ist in Hausen im Wiesental sehr gut bekannt. Er ist federführend bei der inhaltlichen Neuausrichtung, Gestaltung und Weiterentwicklung des Hebelhauses, so dass dieses 2010 als Literaturmuseum eröffnet werden konnte«, lobte Bürgermeister Martin Bühler die Verdienste des Geehrten.

In ihrer Laudatio würdigte Bettina Schulte von der Kulturredaktion der Badischen Zeitung (Freiburg im Breisgau) den jüngsten Plakettenträger dafür, aus der Gemeinde Hausen im Wiesental einen sowohl literarischen als auch exemplarischen Gedenkort gemacht zu haben. Thomas Schmidt sei ein Glücksfall für die Literatur und ein Glücksfall für die Gemeinde Hausen im Wiesental. »Er hat die literarische Landschaft Baden-Württemberg neu vermessen«. Die durch seine Initiative erfolgte Umgestaltung des Hebelhauses, einem baulichen Juwel aus dem 16. Jahrhundert, bezeichnete Bettina Schulte als »Pioniertat«. Die museumspädagogische Ausrichtung des Hebelhauses nannte sie vorbildlich. »Es soll allerdings nicht verschwiegen werden, dass die Umwandlung eines liebenswürdigen Heimatmuseums in eine zeitgemäße literarische Gedenkstätte nicht nur auf Gegenliebe stieß«.

In seiner Dankesrede hob Thomas Schmidt die bis heute gültige Bedeutung von Johann Peter Hebels literarischem Schaffen hervor. »Das Hebelhaus hier im Wiesental ist ein gutes Beispiel für einen strahlenden Ort, in dem die Literatur wohnen darf«. Er verwies auch auf das bis nach Moskau reichende Interesse am Konzept »Lernort Literaturmuseum«, das im Hebelhaus entwickelt wurde.

Die Liste mit den Veröffentlichungen von Thomas Schmidt umfasst alleine 15 Seiten und gibt einen weiten Einblick in seine Arbeiten über eigenständige Publikationen, Herausgebertätigkeiten und Kataloge. Jüngstes Beispiel dafür ist die Publikation »Von Hölderlin bis Jünger. Zur politischen Topographie der Literatur im deutschen Südwesten«. *Elmar Vogt*

Elisabeth Burkard zum 90. Geburtstag

Ein Leben mit und für die Badische Heimat

Aus der Sicht des Landesvereins Badische Heimat ist das Leben von Elisabeth Burkard ein Leben mit und für die Badische Heimat. Auf Grund ihrer langjährigen Verdienste für den Landesverein ist sie seit 2006 Ehrenmitglied.

1958 trat Elisabeth Burkard selbst der Regionalgruppe Karlsruhe der Badischen Heimat bei – nachdem sie ihr erstes Gehalt als Diplom-Handelslehrerin bezogen hatte. Zuvor hatte ihr Vater, der in Karlsruhe als Volkschullehrer tätig war und bereits 1922 der Badischen Heimat beigetreten war, ihre Mitgliedschaft bezahlt. In den 1920er und 1930er Jahren war es selbstverständlich, dass Lehrer die Hefte der Badischen Heimat bezogen, um sich über die Landeskunde Badens zu informieren, so die Jubilarin.

Elisabeth kam am 23. November 1930 in Hugsweiler bei Lahr, als Tochter von Wilhelm und Rosa Breuninger, geb. Wörz, zur Welt. Ihr Vater war in Hugsweiler, dann in Obermutschelbach als Volksschullehrer tätig. Hier wurde Elisabeth dann auch eingeschult. Nach der 4. Klasse besuchte sie das Gymnasium in Durlach. 1941 zog die Familie nach

Eslisabeth Burkard, zusammen mit Jörg Teuschl, anlässlich des Vereinsjubiläums 2006 in Bruchsal

Graben um und Tochter Elisabeth wechselte auf die Mozartschule Bruchsal, eine Oberschule für Mädchen. Wegen der zunehmenden Fliegergefahr wurde der Unterricht wieder zurück nach Graben verlegt, wo Elisabeth dann auch das Abschlusszeugnis der 8. Klasse Volksschule erhielt. Danach musste sie allerdings zur Waldarbeit gehen, um für ihren persönlichen Unterhalt eine Lebensmittelkarte zu erhalten.

Mit der Schule ging es erst 1947 am Realgymnasium in Bruchsal weiter, an dem Elisabeth Breuninger 1951 das Abitur am Neusprachlichen Zug ablegte. Daran schloss sich ein Kaufmännisches Praktikum zur Vorbereitung auf das Studium an. Das Studium zur Diplomhandelslehrerin absolvierte sie von 1952 bis 1955 an der Wirtschaftshochschule Mannheim. Das Referendariat erfolgte im Anschluss 1956/57 an der Handelslehranstalt II in Karlsruhe; die Assessorenprüfung wurde in Stuttgart abgelegt. Dann endlich konnte Elisabeth ihren Dienst an der Handelslehranstalt in Bruchsal antreten.

Die abgeschlossene Berufsausbildung galt in den 1950er Jahren noch als Voraussetzung für die Familiengründung. So konnte Elisabeth Breuninger 1958 die Ehe mit Helmut Burkard eingehen, der mittlerweile auch sein Lehramtsstudium für Musik und Latein abgeschlossen hatte. Das Ehepaar, das sich schon in derselben Klasse am Realgymnasium kennengelernt hatte, nahm seinen Wohnsitz in Bruchsal. Zwei Kinder gingen aus der Ehe hervor.

In den Jahren 1974 bis 1981 lebte die Familie Helmut und Elisabeth Burkard in Kairo. Helmut Burkard unterrichtete dort an der Deutschen Schule der Borromäerinnen, Elisabeth war beurlaubt. Die Kinder besuchten die Deutsche Schule Evangelische Schule in Kairo, die bis zum Abitur führte. Aus dieser Zeit beherrscht Elisabeth Burkard noch heute das gesprochene ägyptische Arabisch.

In den 1970er Jahren trafen Herr Eisele, Herr Weindel mit Frau Burkard auf einer Tagung der Badischen Heimat zusammen. Die beiden Herren aus Bruchsal konnten die Dame überzeugen, in der Regionalgruppe Bruchsal eine führende Rolle zu übernehmen. Und so widmete sich Elisabeth Burkard den vielfältigen Tätigkeiten, die im Rahmen der Organisation und Durchführung eines Jahresprogramms anfallen. Sie wurde Zweite Vorsitzende der Regionalgruppe und damit gerade für den späteren Leiter der Regionalgruppe, Jörg Teuschl, eine unersetzliche und absolut zuverlässige Stütze. So organisierte sie die monatlichen Vorträge und jährlich stattfindenden Fahrten und verfasste die Berichte darüber für die Bruchsaler Neuesten Nachrichten (BNN). Sie pflegte die Mitgliederlisten und den Kreis derer, die sich für das Angebot der Badischen Heimat interessierten. Sie richtete die sogenannten Ehrentage für die Altersjublare des Vereins aus. Sie führte die Kasse und legte die jährlichen Kassenberichte dem Landesverein vor. Und schließlich vertrat sie die Regionalgruppe auf den zweimal jährlich stattfindenden Treffen der Regionalgruppen in Freiburg.

Diese umfangreichen Tätigkeiten führte Elisabeth Burkard fast fünf Jahrzehnte lang aus. Der Landesverein und die Regionalgruppe Bruchsal haben ihr damit ungewöhnlich viel zu verdanken. Und der Vorstand des Landesvereins nimmt sehr gerne die Gelegenheit wahr, Elisabeth Burkard aufrichtig und sehr herzlich zu ihrem 90. Geburtstag zu gratulieren.

Volker Kronemayer

Sonderausstellung zum Thema »Kunst und Nationalsozialismus« im Dreiländermuseum Lörrach

Elmar Vogt

Lange Zeit wurde das Thema »Kunst im Nationalsozialismus« nicht bearbeitet und blieb sprichwörtlich »in der Schublade liegen«. Gezeigt und ausgestellt wurden die damals verfolgten Künstler, nicht aber jene die dem NS-Regime zuzurechnen waren.

Bereits mehrfach hat das Lörracher Dreiländermuseum die Zeit des Nationalsozialismus in großen Ausstellungsprojekten zum Thema gemacht. Bis zum 30. Mai 2021 präsentiert nun die große Sonderausstellung das Thema »Kunst und Nationalsozialismus« rund 100 Gemälde und Skulpturen prominenter badischer Künstler aus jener Zeit und erläutert den Zusammenhang zwischen künstlerischem Schaffen und NS-Kulturpolitik mit zahlreichen Dokumenten.

Titelseite des Ausstellungskatalogs »Kunst im Nationalsozialismus«. (© Dreiländermuseum Lörrach)

Gerade der regionale Blick auf die Kunst in Baden macht dabei deutlich, wie wichtig und notwendig diese Aufarbeitung ist, um endlich zu einem fundier-

Adolf Riedlin, Drei Arbeiter, um 1937, Öl auf Leinwand, 185 x 100 cm. (© Sammlung Dreiländermuseum Lörrach, Sign. BKRi 32)

ten und differenzierten Urteil gelangen zu können. Dass das Dreiländermuseum eine solche Debatte auf der Basis der eigenen Sammlung anstoßen kann – nur wenige Werke sind Leihgaben –, ist in diesem Fall mehr als nur eine nützliche Begleiterscheinung. Museumsleiter Markus Moehring wird nicht müde zu betonen, wie wichtig die regional bedeutsame Sammlung zu Kunst und Geschichte des Dreilandes als eigenständige Kulturarbeit ist.

Kuratiert wurde die Ausstellung von der US-amerikanischen Kunsthistorikerin Barbara Hauß.

Das Historische Museum Basel zeigt ebenfalls im selben Zeitraum in der Barfüsserkirche die Ausstellung »Grenzfälle – Basel 1933–1945«. Erstmals macht das Museum diese Zeit in Basel in einem großen Projekt umfassend zum Thema.

In den vergangenen Jahren hat das Dreiländermuseum eine umfassende Sammlung über die Zeit des Nationalsozialismus am Oberrhein zusammengetragen. Davon sind mehr als 300 Objekte auch in der Online-Sammlungsdatenbank (www.dreilaendermuseum.eu) recherchierbar.

Die große Sonderausstellung präsentiert Gemälde, Grafiken und Skulpturen, die Zeugnis von der Zeit zwischen 1933 und 1945, von der so genannten »entarteten Kunst« bis hin zur Blut-und-Boden-Mentalität, geben. Rund 100 Werke prominenter badischer Künstler, darunter Hans Adolf Bühler, Adolf Strübe, Hermann Burte, Max Laeuger, August Babberger und Philipp Flettner, werden im Kontext der NS-Diktatur betrachtet.

Zur Ausstellung ist ein umfangreicher Katalog mit 192 Seiten in der Reihe der »Lörracher Hefte [30]« erschienen.

Weitere Informationen unter: www.dreilaendermuseum.eu, Telefon +49 (0)7621 415-150, Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag jeweils von 11 bis 18 Uhr.

Neuerscheinung

Sybille Heidenreich, Uwe Heidenreich, Volker Kronemayer (Hg.):

NATUR – KULTUR – WILDNIS

Naturschutz, Entwicklung der Kulturlandschaft und die Zukunft der Wildnis in Baden

Natur umgibt uns als gestalteter Raum, als Raum, in dem wir leben und arbeiten und ebenso als wahrgenommener Raum im Sinne einer Landschaft. Die Publikation beleuchtet diese Aspekte, in dem sie sowohl neue Entwicklungen im Naturschutz als auch Einblicke in die Geschichte und Entwicklung der Kulturlandschaft zeigt. Beides sind schützenswerte Güter. Beispiele aus der Kulturgeschichte machen deutlich, wie in Malerei oder in historischen Parkanlagen Natur und unsere Wahrnehmung zusammenwirken.

Zahlreiche Autoren, die seit Jahren in den Bereichen Natur- und Umweltschutz, Land- und Forstwirtschaft, Kunst- und Kulturgeschichte tätig sind, bringen ihre Erfahrungen und Überzeugungen in diesen Band mit ein.

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Band 13.

Preis: 26 Euro, 264 Seiten, Broschur, zahlreiche Abbildungen.

Das Buch ist zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstraße 12, 79117 Freiburg, Telefon (07 61) 7 37 24.

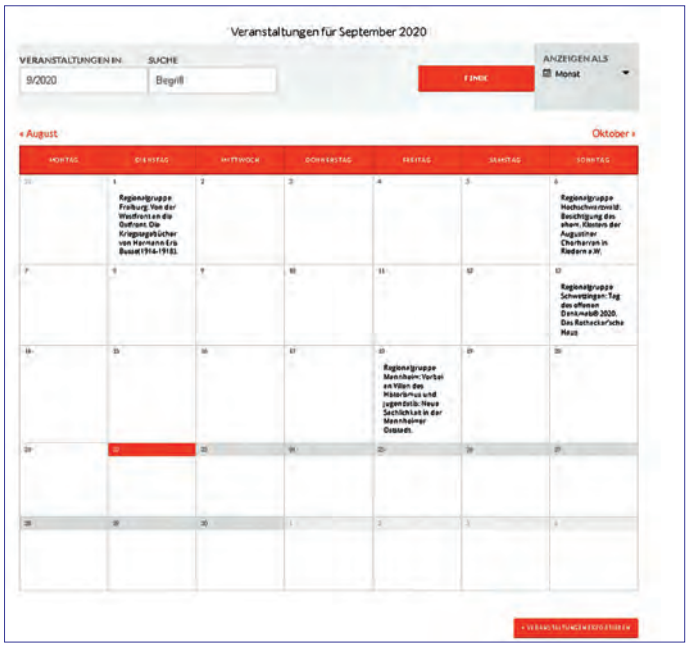
Die Badische Heimat in neuem Gewand

Die Website des Landesvereins Badische Heimat ist in jüngster Zeit in Zusammenarbeit mit dem Rombach-Verlag in Freiburg völlig neu konzipiert und gestaltet worden. Der folgende Beitrag möchte den Vereinsmitgliedern die neugestaltete Seite vorstellen. In einem kurzen Überblick werden die wichtigsten Funktionen und Elemente der Website vorgestellt.

In den letzten Jahren hat sich gerade bei der jüngeren Generation ein weiter Teil der Kommunikation ins Internet verlagert und dabei die klassische Medienlandschaft ergänzt und manches sogar obsolet gemacht. Andere Teilbereiche, wie die Informationsbeschaffung, den Wissensaustausch oder die Archivarbeit, hat das Internet als Medium mit einfachen Zugriffsmöglichkeiten bereichert. Es findet sich kaum ein Betrieb, eine städtische Verwaltung, ein Museum oder eine Privatperson, die nicht über eine eigene Webpräsenz verfügt, um sich die fast unbegrenzten Möglichkeiten, die das Internet bietet, zunutze machen. Heute kann der interessierte Laie über die Website der British Library Scotts handschriftliches Tagebuch in digitalisierter Form lesen, seine Bankgeschäfte und Einkäufe erledigen oder mit Millionen Menschen täglich Videos oder Bilder teilen. In wohl kaum einem Bereich trifft der Spruch, die Welt ist ein Dorf geworden, so sehr den Nagel auf den Kopf.

Es ist bereits ein wenig Zeit vergangen, seit die Badische Heimat diesem Trend zum Digitalen gefolgt ist und eine neue, zeitgemäße Webpräsenz bekommen hat. Ich freue mich, dass wir mit dem Rombach Druck und Verlagshaus ein regionales Unternehmen als kompetenten Partner für die Neugestaltung gewinnen konnten. Die Seite sollte konzeptionell zum einen als Informationsquelle für die Mitglieder dienen, andererseits musste sie den Anforderungen genügen, Interessierten einen ersten Eindruck dessen zu vermitteln, was der Landesverein der Badischen Heimat ist und tut. Die wesentliche Funktion einer Website ist ihre Funktionalität, gerade wenn sie, wie hier, in Teilen für eine mehr oder weniger feste Nutzergruppe konzipiert worden ist. Gemeint ist damit, dass die Seite für den Nutzer so einfach wie möglich zu handhaben ist und sich gesuchte Inhalte schnell und möglichst intuitiv finden lassen. Ich möchte diesen Artikel dazu nutzen, um die »neue« Website in einem kurzen Text vorzustellen und auf grundlegende Nutzungsmöglichkeiten hinzuweisen.

Startseite der Badischen Heimat



Veranstaltungskalender

Die Website als Informationsmedium

Ein guter Startpunkt für einen kurzen Rundblick über die Website und ihre Funktionen ist das zentrale, auch auf jeder Unterseite sichtbare, Verzeichnis am rechten oberen Rand der Website. Von hier kann der Nutzer zu jedem gewünschten Bereich der Seite navigieren und die einzelnen, nach Oberthemen sortierten Unterseiten ansteuern (Bild 1).

Die Startseite

Die Startseite, im Fachjargon *Landing Page*, ist die Seite auf die ein Nutzer für gewöhnlich gelangt, wenn er die Website der Badischen Heimat aufruft. Hier präsentiert sich der Landesverein Interessierten. Neben einem Grußwort des Vorsitzenden findet sich ein allgemeiner Kalender, der über die nächsten anstehenden Veranstaltungen der einzelnen Regionalgruppen informiert. Darüber hinaus bietet die Unterseite *aktuelle Meldungen*, Informationen über Ausschreibungen, Ehrungen oder Projekte des Landes Baden-Württemberg und unterschiedliche Impressionen des Hauses der Badischen Heimat.

Der Verein

Der Landesverein veranstaltet über das Jahr eine ganze Reihe von Workshops, Führungen, Vorträgen zu den unterschiedlichsten Themen. Diese sind in der Rubrik Der Verein unter *Veranstaltungen und Termine* in einem detaillierteren Kalender abgelegt, in dem sich alle angekündigten Veranstaltungen nachschauen lassen (Bild 2). Der Kalender bietet vielfältige Möglichkeiten, neben Zeitpunkt und Ort auch genauere Informationen zur Veranstaltung, einen Onlinelageplan oder einen kurzen Programmtext einzubinden. Nach Möglichkeit sollen über den Kalender auch kurzfristige Änderungen kommuniziert werden, um die Mitglieder zeitnah zu informieren.

Die Rubrik bietet darüber hinaus detaillierte Informationen zur *Organisationsstruktur* und dem Selbstverständnis des Vereins. Sie informiert außer-

Zeitschriftenbereich

dem über Projekte und Arbeitsfelder, wie das Schülerprojekt zum 200-jährigen Jubiläum der badischen Landesverfassung oder das Reformprojekt Bodensee.

Regionales

In der Rubrik Regionales geht es zunächst darum, für die einzelnen Regionalgruppen je eine eigene Unterseite anzubieten, auf der sie sich präsentieren können. Die eigene Webpräsenz der Regionalgruppen dient der Veröffentlichung des aktuellen Programms, umfasst einen regionspezifischen Kalender und stellt die Ansprechpartner der einzelnen Gruppen vor. Der Vorteil der neuen Website ist, dass die jeweilige Seite nach den Vorlieben der Regionalgruppe individualisiert werden kann, was bereits von einigen Gruppen genutzt wird. So finden sich etwa bei der Regionalgruppe Karlsruhe neben aktuellen Veranstaltungsempfehlungen unter der Rubrik *Rundblick* auch Texte und Mitteilungen rund um die Region Karlsruhe. Ziel ist es eine möglichst lebendige Webpräsenz zu schaffen, die sich gezielt an die Mitglieder der einzelnen Regionalgruppen und deren Bedürfnissen orientiert und Menschen vor Ort über die Veranstaltungen des Vereins informiert.

Weiterhin werden an dieser Stelle die Kooperationspartner des Landesvereins vorgestellt und mit der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz, sowie einer eigenen Seite über unsere Nachbarregion Elsass überregionale Aspekte thematisiert. Daneben stellt der Landesverein ein ausführliches *Publikationsarchiv Elsass* zur Verfügung in dem sich Texte zum Thema Elsass finden, die in unterschiedlichen Publikationen des Landesvereins erschienen sind.

Publikationen

Der Bereich Publikationen bietet Besuchern Informationen über aktuelle Neuerscheinungen der Schriftenreihe sowie die jeweiligen Themen unserer vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift – Inhaltsverzeichnis, Vorwort und Editorial sind frei zugänglich (siehe Bild 3). Außerdem verfügt der Bereich über ein umfangreiches digitales Archiv, das bis ins Jahr 1916 zurückreicht. Hier finden sich die vollständigen digitalisierten Zeitschriften der vergangenen Jahre und Artikel zu ausgewählten Themen, die Interessierten Nutzern kostenfrei zur Verfügung stehen und online gelesen oder einfach heruntergeladen werden können.

Ausgewählte Presseartikel und -berichte

2020

"Heimat ist zukunftsfähig" – Interview mit Sven von Ungern-Sternberg, Südkurier Artikel vom 11. Juli 2020.

Die Badener und die Württemberger ... 50 Jahre Baden-Württemberg, Süddeutsche Zeitung, Onlineartikel vom 5. Juni 2020

Freiburg auf dem Weg zur "Green City" – Interview mit Sven von Ungern-Sternberg, Badische Zeitung, Online-Artikel vom 24. Mai 2020

Lesetipp – Frauen in Baden, Badische Zeitung, Online-Artikel vom 10. Februar 2020

Wie badische Frauen in den vergangenen 200 Jahren gelebt haben, Badische Zeitung, Online-Artikel vom 6. Februar 2020

2019

Die Schönheit der Landschaft eingefangen. Die Zeitschrift "Badische Heimat" widmet sich dem bekannten Hardheimer Schwarzwaldmaler Julius Heffner, Rhein-Neckar-Zeitung, Artikel vom 09.11.2019

Schwerpunktheft "Neckar-Odenwald-Kreis". Für dieses Werk war es höchste Zeit, Rhein-Neckar-Zeitung, Online-Artikel vom 07.11.2019

„Badische Heimat" widmet sich bekanntem Hardheimer Schwarzwaldmaler Maler Julius Heffner / Neckar-Odenwald-Kreis im Mittelpunkt der Septemberausgabe, Fränkische Nachrichten, Online-Artikel vom 04.11.2019

"1.250 Jahre Kraichgau. Themenheft der Badischen Heimat", Wochenblatt Bruchsal, Online-Artikel vom 2. Juli 2019

"Geraffte Sammlung von Informationen" – Vorstellung der Themenzeitschrift „1250 Jahre Hockenheim", Schwetzinger Zeitung, Online-Artikel vom 22. Mai 2019

"Wiedersehen! Das Haus der badischen Heimat trägt wieder die Originalfarbe", Badische Zeitung, Online-Artikel vom 25. März 2019

Buchvorstellung: Autoren sprechen im Palais Hirsch über die Herausforderungen durch den Klimawandel / Bürgermeister Steffan von „Natur-Kultur-Wildnis" begeistert, Schwetzinger Zeitung, Online-Artikel vom 2. April 2019

2018

"Das Schicksal des Schwowalades. HÖRSPIEL: Martin Graff erzählt in "1918 Abschied" die Geschichte einer deutsch-amerikanischen Familie in Straßburg", Online-Artikel vom 20.10.2018

"Historische Häuser sanieren. Badische Heimat lädt ein", Badische Zeitung, Online-Artikel vom 4. September 2018

"Verblüffende Parallelen. Im 19. Jahrhundert blieb vielen Badenern nur die Auswanderung", Vorstellung des Buches "Heimat in Bewegung" in: Der Sonntag-Badische Neueste Nachrichten, Online-Artikel vom 12. August 2018

Presseinformationen

Service

Der Bereich *Service* bietet Informationen rund um die Geschichte des Vereinsarchivs und der Vereinsbibliothek. Die Geschichte des Landes Baden kann über eine Zeittafel der wichtigsten Ereignisse oder einen Text zur badischen Landesgeschichte erschlossen werden.

Im Unterbereich Presseinformation finden sich zahlreiche Links zu Artikeln, die in den letzten Jahren über den Landesverein der Badischen Heimat und seine Mitglieder in unterschiedlichen regionalen und bundesweiten Zeitungen und Kontexten erschienen sind (Bild 4). Angehende Mitglieder finden darüber hinaus alle wesentlichen Informationen, die für einen Eintritt in den Landesverein Badische Heimat e. V. benötigt werden.

Das Ziel der Neugestaltung war es, die Webpräsenz der badischen Heimat inhaltlich und technisch in einen zeitgemäßen Zustand zu versetzen, der den

Mitgliedern aktuelle Informationen rund um den Landesverein leicht zugänglich macht. Gleichzeitig ist die Website mit ihren zahlreichen Bildern eine Visitenkarte, mit der sich der Landesverein der badischen Online-Community präsentiert mit dem Ziel, vielleicht den ein oder anderen für den Verein und das Land Baden zu begeistern.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß dabei, die neue Seite zu erkunden und hoffe, dass sie neben den inhaltlichen auch den ästhetischen Ansprüchen unserer Mitglieder gerecht wird. Da eine Website, anders als ein Text, immer work-in-progress bedeutet, freue ich mich über Ideen und Anregungen, die helfen die Seite zu verbessern. *Lukas Jeub (Fachberater Homepage)*

Buchbesprechungen

Ursula Speckamp, Vier zukunftsweisende Denker vom Oberrhein. Johann Peter Hebel, Heinrich Hansjakob, Albert Schweitzer, Reinhold Schneider, Schriftenreihe des Landesvereins Badische Heimat Band 15, Rombach-Verlag, Freiburg i. Br., Berlin, Wien 2019, 204 Seiten, € 28,–.

Der 15. Band der Schriftenreihe des Landesverbandes der Badischen Heimat versammelt vier große, zum Teil weltberühmte Denker in einer nur auf den ersten Blick zufällig anmutenden Auswahl. Was verbindet diese bedeutenden Persönlichkeiten aus unterschiedlichen Epochen und sozialen Verhältnissen außer ihrer gemeinsamen Herkunft vom Oberrhein, der Region, der sie sich alle Zeit ihres Lebens sehr verbunden gefühlt haben? Dies herauszuarbeiten und einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, ist das Anliegen der Verfasserin, die sich seit vielen Jahren dieser Arbeit widmet (vgl. die Literaturangaben) und deren Ertrag nun in diesem aufwendig gestalteten und reich bebilderten Werk zusammengeführt wird.

Es ist das gemeinsame und grundlegende sittliche Anliegen, das auf die Bildung und Entwicklung einer weltkulturellen Persönlichkeit abzielt. Diese Persönlichkeit zeichnet sich durch ein allseitig entwickeltes, sittliches, harmonisches Wesen aus, das von der Nachbarschaft im Kleinen bis hin zum Zusammenleben der Völker im Großen ein Zusammenleben in Einfachheit erstrebt und darüber Hinaus in Harmonie mit der Biosphäre lebt.

Speckamp arbeitet dabei in der chronologischen Behandlung der Persönlichkeiten überzeugend heraus, dass den vier Denkern nicht nur dieses zukunftsweisende Ziel gemeinsam ist, sondern auch die Wurzeln ihrer ethischen Grundhaltung, aus denen ihr Denken zu diesem Ziel erwächst, dieselben sind. Die Basis ihres Denkens und Lebens ist dabei die christliche Lehre des deutschen Bildungshumanismus, die in vielem den schon sehr alten Lehren des chinesischen Daoismus und Konfuzianismus sowie dem indischen Denken des Brahmanismus und Buddhismus nahesteht (S. 9).

In ihrer Bedeutung kaum zu unterschätzende wichtige Erträge »nebenbei« sind die sehr eindrücklichen kurzen Darstellungen der wesentlichen Grundzüge des chinesischen Denkens und ihrer Verbindungen zu Hebels Werk und Handeln (besonders S. 9, 25 f., 32 f., 40) sowie der indischen Lehren des Brahmanismus und des Buddhismus im Abschnitt über Hansjakob (S. 89 ff.).

Absolut wohltuend und ungeheuer anregend für die eigene weitergehende Beschäftigung ist die Tatsache, dass sich die Verfasserin zunächst mit höchster Intensität dem Studium der Originaltexte der vier Denker widmet, bevor in sorgfältiger Auswahl und sinnvoller Beschränkung Sekundärliteratur herangezogen wird. So hat man beim Lesen immer wieder das Gefühl, tatsächlich den plastisch vor Augen stehenden Persönlichkeiten nahe zu kommen und in ihre Gedankenwelt eintauchen zu können. Dies fällt umso mehr positiv ins Gewicht da Hebel, Hansjakob und Schneider keine eigenen systematischen Schriften verfasst haben, sondern ihre Gedanken aus dem jeweiligen literarischen Werk herausgearbeitet werden müssen.

Dies gelingt Speckamp in einer klaren, präzisen und schnörkellosen Sprache in beeindruckender Weise.

Zukunftsweisend sind die vier Denker vom Oberrhein dahingehend, dass sie durchdrungen sind von der Erkenntnis, dass das menschliche Leben eingebunden ist in die Biosphäre, und dieses Eingebundensein in der Landwirtschaft als Grundkultur des Menschen ihren Kern hat. Im an den Buddhismus angelehnten Denken, dass alles Leben leben will, dies jedoch nicht ohne Leiden möglich ist, wurzelt ein tiefes Mitgefühl für alles Leben. Aus diesem Mitgefühl entspringt ein hohes Maß an Verantwortung für alles Lebendige und dessen Lebensbedingungen. So werden sie zu ökologischen Vordenkern.

Dem entgegen stehen Profit- und Machtgier, die Lebensraum vernichten, Menschen geistig und körperlich verelenden lassen und Kriege entfesseln.

Einen wesentlichen Schlüssel dagegen sieht die Autorin bei den vier Denkern in der Entwicklung einer eigenständigen Persönlichkeit. Diese Entwicklung erfordere jedoch nicht zwangsläufig ein intel-

lektuelles Studium, sondern die Bereitschaft zum Selberdenken, wie sie zum Beispiel Hansjakob bei einer Fülle der von ihm beschriebenen »Originalmenschen« entdecken kann.

Schneider und Schweitzer erweitern diese Gedanken durch eine besondere Wertschätzung des kulturellen Austausches mit den großen Kulturen Indiens und Chinas. Schweitzer sieht in der Ethik des Konfuzianismus sogar die tragfähigste Grundlage für eine die ganze Menschheit umfassende Ethik. Dieses Mitwirken an einer »aus dem Kulturerbe der Menschheit entstehenden polyphonen Weltkultur« (S. 202) ist das Zukunftweisende in den Werken dieser vier großen Denker vom Oberrhein. Es ist das große Verdienst der Verfasserin dieses Mitwirken herausgearbeitet und in einen weltumspannenden Kontext eingeordnet zu haben. Und es ist das Verdienst der Badischen Heimat, diesem Denken durch eine wunderschöne, hochwertige Gestaltung die nötige Langlebigkeit ermöglicht zu haben.

Christian Klemmer

Simone Maria Dietz:
Die evangelische Kirche in Grötzingen, Klotz Verlagshaus, Neulingen 2020,
ISBN 978-3-94842-448-0,
50 Seiten, € 10,–.

Innerhalb der vom J. S. Klotz Verlagshaus herausgegebenen Reihe »Sehenswürdigkeiten in Baden-Württemberg« ist der schöne, 50 Seiten umfassende Führer »Die evangelische Kirche in Grötzingen« erschienen. In sieben kurzen Kapiteln mit aussagekräftigen Bildern stellt die Autorin die Kirche vor. Ein Rückblick auf die Geschichte des Ortes, die Herrschaftsverhältnisse, die Kapellenbauten des Dorfes, schließlich auf den Bau der ersten Kirche, der unter dem Schutz der Zisterzienserinnenabtei Lichtental (Baden-Baden) stand und im 13. Jahrhundert errichtet wurde, leitet das Büchlein ein. Es folgen die Darstellungen der Geschichte und Kunstgeschichte des heutigen, in vielen Teilen aus dem 15. Jahrhundert stammenden Kirchengebäudes. Die Autorin führt den Betrachter dann um die Kirche herum und in sie hinein und erläutert bei diesem Gang besonders Sehenswertes, etwa den verdrehten Turm. Auch die Friedhöfe, welche die Gemeinde im Laufe der Jahre anlegen ließ, werden gewürdigt. Besonderen Wert legt die Verfasserin darauf, die Grötzinger Kirche als ein Monument darzustellen, »das die Geschichte einer ganzen Region über die Jahrhunderte hinweg vereint«. (S. 43)

Ursula Speckamp

Franz Littmann:
Johann Peter Hebel und der Schwetzinger Schlossgarten, Klotz-Verlagshaus, Neulingen 2018,
ISBN 978-3-94623-128-8,
52 Seiten, € 19,90.

»Ein philosophischer Streifzug« lautet der Untertitel von »Johann Peter Hebel und der Schwetzinger Schlossgarten«. In sechs Kapiteln führt Autor Franz Littmann durch den Schlossgarten, betrachtet herausragende Gebäude und Anlagen und zeigt auf, welche Gedanken in ihnen »schaubar« werden. Es sind Gedanken, die sich im Europa des 18. Jahrhunderts – kulturell unterschiedlich ausgeprägt – herausgebildet hatten und unter den Begriff »Aufklärung« gefasst werden. Sie beziehen sich auf die Stellung des Menschen in der Welt, auf die Natur des Menschen, auf seine Bestimmung und Aufgabe. Auch das Werk Hebels ist durchdrungen von diesen Gedanken. So lassen sich Gartenkunst und große Literatur nebeneinander stellen und Gemeinsamkeiten herauslösen. Dies umso mehr, als Hebel den Schwetzinger Schlossgarten kannte. Ein Beispiel: Schlossgartendirektor Zeyher, mit dem Hebel befreundet war, hatte ein riesiges Arboretum mit einer Unmenge ausländischer Bäume und Sträucher anlegen lassen. Dieses Arboretum sollte nicht nur Zierde, sondern auch von landwirtschaftlichem Nutzen sein. Entsprechend dem »aufgeklärten« Willen von Markgraf Friedrich von Baden. So wollte auch Hebel in seinem »Kalender« Kenntnisse über Acker- und Gartenbau vermitteln. Das geschieht z. B. in seiner Erzählung »Der Kirschbaum«. Doch ist sie zugleich ein dichterisches Kleinod, das ökonomische Überlegungen mit tiefgründigen Einsichten in das Verhältnis Mensch-Baum vermittelt.

Die zahlreichen Fotografien in dem kunstvoll gestalten, fest gebundenen Büchlein hätten hier und da genauere Beschriftung verdient.

Ursula Speckamp

Carola Hoécker: Vom Freischärler zum Parlamentarier. Briefe des Reichstagsabgeordneten Marcus Pflüger (1824–1907), Info-Verlag, Karlsruhe, Bretten 2019, 89 Seiten Einleitung und 75 Seiten Edition der Briefe Pflügers, € 19,90.

Der vorliegende Band ist das Ergebnis einer intensiven, insgesamt über zehn Jahre dauernden Beschäftigung mit der Person und dem Nachlass von Marcus Pflüger, einem großen Kämpfer für die Demokratie – zunächst eher handfest als Freischärler in der badischen Revolution und dann mit unermüdlichem Einsatz als liberaler Parlamentarier im Badischen Landtag in Karlsruhe sowie im Reichstag in Berlin. Immer wieder hat die Autorin dabei mit äußerster Sorgfalt und Liebe zum Detail neu gefundene Nachlässe und Dokumente studiert und so die Darstellung mehrfach erweitert und ergänzt. Entstanden ist dabei ein Werk, das aus zwei ähnlich großen Teilen besteht: zum einen einer Gesamtschau des Lebens von Marcus Pflüger und zum anderen aus der Edition der von ihm erhaltenen Briefe und Reden. Um der großen Sorgfalt der Verfasserin gerecht zu werden, müsste man eigentlich von drei Teilen sprechen, schließlich enthält es einen enormen Apparat von über 960 (!) Fußnoten.

Im ersten Teil gelingt Hoécker ein lebendiges Portrait Pflügers und seiner vielen Verdienste als großer Vertreter des badischen Linksliberalismus für den Kampf um die Demokratie und gegen den Antisemitismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dass dies, trotz einer – entgegen seiner Bedeutung als maßgeblichen politischen Kraft im Kaiserreich – insgesamt eher dürften Quellenlage über den Liberalismus in dieser Zeit eindrucksvoll gelingt, ist ein erstes großes Verdienst des vorliegenden Bandes.

Die zweite große Leistung liegt in der sorgfältigen Edition der erhaltenen Briefe. Hier gilt in vollem Umfang das vorangestellte Zitat Eduard Kaisers, eines Zeitgenossen und engen Freundes Marcus Pflügers: »Kein Gemälde, kein Abbild eines Verstorbenen bringt denselben uns so treu und lebendig wieder zurück als ein aufbewahrter Brief.« (Fontispiz zur Briefedition vor S. I). Aus den Briefen entsteht vor uns das plastische Bild eines humorvollen, immens fleißigen Menschen, der sich zeitlebens in einem sehr regen politischen Austausch mit seiner Frau befand, die er stets als ebenbürtiges Gegenüber betrachtet. Sehr deutlich zu Tage tritt auch seine zunehmende Distanz zum zunächst gemäß des damaligen Zeitgeistes sehr verehrten Bismarck, die sich aufgrund der bismarckschen Militärpolitik und dessen Kolonialismus zu offener Ablehnung wandelt. Hier sind auch die zwei an die Briefe angefügten Wahlreden Pflügers sehr aufschlussreich.

Einen für die weitere Forschung sehr anregenden Fundus stellen die zahlreichen Fußnoten dar. Sie zeigen die enormen Detailkenntnisse der Verfasserin, in denen sie immer wieder auf Desiderate verweist, die noch der Bearbeitung harren. Dabei fallen einige Redundanzen, die vermutlich der langjährigen Arbeit am Text geschuldet sind, wie z. B. der mehrmals erwähnte Hinweis, dass aufgrund der fehlenden Diätenzahlungen für die Abgeordneten sich nur die Wohlhabenden eine Kandidatur erlauben konnten, nicht ins Gewicht.

Immer wieder droht in der Geschichte das langsame und schleichende Vergessen großer Verdienste. So auch in Lörrach, wo in den 1950er Jahren das berühmte Gasthaus zum Hirschen abgerissen wurde, das sich lange Jahre im Besitz der Familie Pflüger befand und ein Zentrum des liberalen bürgerlichen Lebens war. Dies gilt darüber hinaus für den Liberalismus des 19. Jahrhunderts als solchen, wenn die Ideale eines Liberalismus der Bürgerrechte für das Gemeinwohl reduziert werden auf einen »Neoliberalismus« als bloße Gewinnoptimierung. Hoécker gelingt mit ihrem Band eindrucksvoll, dass mit der Persönlichkeit und dem Denken Marcus Pflügers nicht Ähnliches geschieht. *Christian Klemmer*

Birgit Jennerjahn-Hakenes und Klaus Eppele: »Wanderungen für die Seele. Schwarzwald. Der Norden«, Droste Verlag, Düsseldorf 2020, ISBN 978-3-7700-2175-8, € 16,99

Wer nach einer Wanderung forscht, bei der die Seele genährt wird, freut sich, bereits bei der Suche nach einer solchen Tour ganz entspannt in einem übersichtlich gestalteten Buch zu schmökern, sich darin

spielend leicht zu orientieren, von Themen, Titeln und Fotos animiert zu werden, um leichten Herzens eine Entscheidung zu fällen und sich ohne Sorge vor dem Verlaufen auf den Weg zu machen. Alle Wanderungen sind Rundwege, was Verkehrswege zur An- und Abreise vereinfacht. Möglichkeiten mit öffentlichen Verkehrsmitteln werden von den Autoren ebenso angeboten wie die Anreise mit dem Auto.

Die Einteilung der 20 vorgeschlagenen Wanderrouten in fünf farblich und mit unterschiedlichen Symbolen markierten Themenschwerpunkte, ist sehr gelungen und bildet einen grün-rot-türkis-braun-blauen Wiedererkennungsfaden, der sich durch das mit viel Bedacht zusammengestellte Werk zieht.

Die jeweilige Besonderheit von vier Auszeit-, sechs Panorama-, zwei Verwöhn-, drei Entschleunigungs- und fünf Erfrischungstouren erschließt sich bereits auf einen Blick auf der Einbandinnenseite, der eine vereinfachte Übersichtskarte des Nordschwarzwaldes zwischen Gengenbach und Pforzheim folgt. Dieser Karte entnehme ich die ungefähre Lage der einzelnen eindeutig nummerierten Wanderrouten.

Die sich anschließende Doppelseite zwei und drei des Buches stellt sogleich »Alle Wanderungen auf einen Blick« dar – geordnet nach Themenschwerpunkt. Mysteriös, poetisch und neugierig machend betitelt (z. B. »Absprung ins Blau« oder »Ins Nichts abschweifen«), sorgt der anschließende Untertitel in dieser Inhaltsübersicht für Klarheit über die geographische Lage wie »Auf Hesses Spuren in Calw« oder »Faszinierende Gertelbachschlucht«. Für jede Tour sind in der Inhaltsübersicht die km-Zahl, die Höhenmeterangabe und die ungefähre Dauer angegeben. Alle Vorschläge sind gemäßigt und bewegen sich zwischen 7 km und 15 km, zwischen 210 Hm und 819 Hm und zwischen einer Dauer von 2,25 und 5 Stunden.

Das Prinzip »Alles auf einen Blick« auf einer eingängigen Doppelseite finde ich auch am Ende einer jeden Wanderungsbeschreibung: Eine Detailkarte stellt die Route dar, markiert den Ausgangspunkt, die Laufrichtung und nummeriert die Hauptsehenswürdigkeiten, Aussichtspunkte oder Einkehrmöglichkeiten entlang des Weges. In dieser Karte hätte ich mir zusätzlich Höhenlinien gewünscht, um das Geländerelief ebenfalls gleich mit im Blick zu haben. Die zusammenfassende Kategorie »Wie & Wann« macht auf Wegbeschaffenheit und beste Wanderzeit aufmerksam, »Hin & Weg« beschreibt die ÖPNV-Anreise oder die Lage des günstigsten Parkplatzes, »Essen & Entspannen« informiert zu Einkehrmöglichkeiten, Schwimmbädern oder anderen öffentlichen Einrichtungen unter Einbezug von Telefonnummern und Internetseiten und »Entdecken und Erleben« listet die Highlights der Wanderung in der auf der Karte angegebenen Reihenfolge und Nummerierung auf.

Abgerundet wird die Zusammenfassung jeder Wanderung durch eine Sternebewertung der Autoren nach Entspannungsfaktor, Genussfaktor und Romantikfaktor.

Beim Herumblättern im Wanderführer hält mich die Kopfzeile jeder Doppelseite auf dem Laufenden, in welcher Tour ich gerade schmökere (z. B. links ist notiert: »Panoramatour 9«) und wo diese Tour landschaftlich einzuordnen ist (z. B. rechts lese ich dazu: »Baden-Baden von oben«).

Als bereichernde Besonderheit empfinde ich auch den Seelenfokus, den das Autorenteam für jede Tour festgehalten hat. Hierin werden bewegende Augenblicke ausgedrückt oder Empfindungen, die den Wanderer auf dem gesamten Rundweg begleiten. So finden wir für die Seele notiert: »Auf felsigen Wegen geerdet sind wir dem Himmel so nah.« oder »Wir lustwandeln bei Wiesengeflüster und Grillenzirpen achtsam durch die Natur und lassen uns am Holchenwasserfall von Tropfen kitzeln.«.

Eine große Bildermotiv-Vielfalt verlockt den Betrachter und die Betrachterin, den Schritt in die Natur zu wagen, um ebenfalls die dargestellte Aussicht zu genießen, eine Wegpassage zu erleben, eine romantische Brücke zu überqueren, Insekten und Blüten zu entdecken, köstlich anmutende Speisen und Getränke zu verkosten oder im Wanderschilderwald die richtige Wahl zu treffen.

Der Stil der Beschreibungen strahlt eine große Ruhe aus, sehr entspannt und doch voller Neugierde, alle Sinne für jede Art der Wahrnehmung geöffnet, machen sich Frau Jennerjahn-Hakenes, ihr Mann und Herr Eppele auf den Weg und beschreiben dessen Verlauf prägnant, ihre Empfindungen unaufdringlich und herzlich. Ich folge ihnen gerne und es macht mir nichts aus, Passagen auch mehrfach zu lesen. Zusätzliche Hinweise – sei es in den Text eingefügt oder als Besonderheit am Rand notiert – bereichern den Einblick in die Gegend, durch die wir uns bewegen.

Unsere Seelen profitieren von jeder Wanderung, aber von denen für diesen ansprechenden Wanderführer auserwählten Touren durch den speziellen Fokus sicher noch ein wenig mehr.

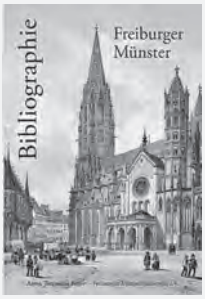
Dieses Buch kann auch als Geschenk zum Beispiel für verwandte oder befreundete Seelen weiterempfohlen werden. *Ulrike Frankenstein*

Valentin Moritz:
Kein Held: Erinnerungen,
Badischer Landwirtschaftsverlag, Freiburg 2020,
ISBN 978-3-98180-898-8,
224 Seiten, € 18,–.

Bei der vom Großvater Josef Mutter gehaltenen Rede an seine Gäste anlässlich seines 90. Geburtstages »wurde mir plötzlich klar, wie sehr meine Entwicklung auch von meinem Opa, seinen Erlebnissen und seiner Haltung geprägt war«. (S. 211 f.) Diese Aussage bildet den Kern von »Kein Held«. Der heute 33-jährige Enkel Valentin Moritz schreibt auf, was der 90-jährige Großvater aus seinem Leben nach eigenem Bekunden an Wichtigem weitergeben möchte. Das sind seine arbeitsreichen Kinder- und Jugendjahre auf einem Kleinbauernhof in Niederdossenbach am Hochrhein, das ist die Soldatenzeit im Zweiten Weltkrieg, dann die Kriegsgefangenschaft bei den Amerikanern. Den USA bleibt der Großvater zeitlebens zugetan. Die Jahre nach dem Krieg: Familiengründung – neun Kinder! –, neben dem Hof Aufbau eines Holzhandels. Zu keiner Zeit ein Mitläufer und Opportunist sieht der Großvater die bundesrepublikanische Zeit kritisch, etwa die Wiederaufrüstung und die BRD als »Puffer« für den »Westen«. Wissbegierig und zielstrebig macht der Großvater noch mit über 50 Jahren die Mittlere Reife. Der frühe Tod der Ehefrau ist ein harter Schlag, doch die Kontaktfreude, in ihrer Weise »weltmännische« Art lassen den Großvater nicht verzagen. Noch mit über 90 Jahren geistig und körperlich rüstig stirbt der Großvater im Februar 2016, knapp 94jährig im eigenen Haus in Niederdossenbach von Verwandten betreut. Eingeschoben in die Erinnerungen des Großvaters sind die Erinnerungen des ebenfalls in Niederdossenbach aufgewachsenen Enkels, Schreiber des Buches: Erinnerungen des Enkels an den Opa, und, als eine Art »Kontrastprogramm« zur Kindheit und Jugend des Großvaters, an eine Kindheit und Jugend mit reichlich Freizeit.

Es ist gut, dass – ganz im Sinne des schriftstellerischen Hauptanliegens von Heinrich Hansjakob – das Leben von Josef Mutter, dieser ausgeprägten Persönlichkeit »aus dem Volk« durch seinen Enkel und den Badischen Landwirtschafts-Verlag bewahrt wurde.

Ursula Speckamp



Anna Theresia Kopp: Bibliographie Freiburger Münster. Herausgegeben vom Freiburger Münsterbauverein e.V., 340 Seiten, 1 Grundrisszeichnung. Verlag Regionalkultur, Heidelberg / Ubstadt-Weiher / Speyer 2020. ISBN 978-3-95505-171-6, 19.90 €.

Für die »Freiburger Münsterblätter« (II.1 1906, S. 41–44) stellte Otto Bihler erstmals eine »Bibliographie des Freiburger Münsters« mit gerade einmal 150 Titeln zusammen. Seither bot sich immer wieder Gelegenheit, wichtige Münsterliteratur überblicksartig aufzuführen. Zuletzt war dies in der vom Freiburger Münsterbauverein herausgegebenen Monographie »Das Freiburger Münster« (Schnell & Steiner, Regensburg ^{2}2011) der Fall. In den letzten drei Jahrzehnten hat sich der bürgerschaftlich getragene, 1890 gegründete Münsterbauverein, der zunächst für das äußere Steinwerk des Münsters verantwortlich ist, neben der Planung und Bautätigkeit wieder zunehmend der wissenschaftlichen Erschließung des Bauwerks gewidmet, die laut Satzung ebenfalls zu seinen Aufgaben zählt. Mit der 1994 wieder ins Leben gerufenen wissenschaftlichen Jahresschrift »Das Münsterblatt« knüpfte der Verein an die Tradition der zwischen 1905 und 1914 herausgegebenen »Freiburger Münsterblätter« an. Seit 2011 gibt der Verein im Freiburger Rombach Verlag eine inzwischen acht Bände umfassende Schriftenreihe heraus. Angesichts der in den Arbeiten zum Münster häufig zitierten, umfangreichen Sekundärliteratur trat das Fehlen einer Gesamtbibliographie immer deutlicher zutage.

Diese Lücke ist jetzt in hervorragender Weise geschlossen worden: Die Dokumentation der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Freiburger Münster wird durch eine umfassende Bibliographie ergänzt, die Anna Theresia Kopp, Kunsthistorikerin und langjährige Mitarbeiterin des Münsterbauvereins, zusammengestellt hat. Über 2000 Publikationen bis Herbst 2019 sind aufgeführt, zunächst nach Autoren und Herausgebern in alphabetischer Reihenfolge und – besonders hilfreich für die Benutzung – nach Themen. Wie in der Bibliographie selbst können einzelne Publikationen hier verschiedenen Rubriken zugeordnet sein, was die Suche nach speziellen Themenstellungen ungemein erleichtert. Die Spanne

der 19 Unterkapitel reicht von Gesamtdarstellungen über die Ausstattung, Quellen, Denkmalpflege, Münsterbauverein und Bauhütte bis zur Rezeption, zum Münster im Schulunterricht bis zum Münsterquiz. Mit der »Bibliographie Freiburger Münster« steht nun ein wissenschaftliches Hilfsmittel für die effiziente Literaturrecherche zur Verfügung wie es nach wie vor nur wenige Kirchenbauten in Europa besitzen. *Peter Kalchthaler*

Karl Ebert:
Grimmelshausens Heimat am Oberrhein, seitenweise Verlag, Bühl 2019,
ISBN 978-3-94387-432-7,
288 Seiten, € 28,–.

»Grimmelshausens Heimat am Oberrhein« wurde von Peter Heßelmann, Präsident der 1977 gegründeten Grimmelshausen-Gesellschaft herausgegeben. Es enthält die von Heßelmann überarbeiteten Untersuchungen des 2016 verstorbenen Grimmelshausen-Forschers Karl-Ebert. Das knapp 300 Seiten umfassende Werk gliedert sich in drei Hauptkapitel. Zu Beginn lenkt der »Überblick« den Leser auf zentrale Themen und Gegenden des Oberrheins, wie sie sich in den literarischen Schöpfungen Grimmelshausen spiegeln. Ein Beispiel: In »Der Blick von der Moos«, von dem im 1. Kapitel der Fortsetzung (Continuatio) des »Abentheuerlichen Simplicissimus« die Rede ist, zeigt Ebert eine häufige Fehlinterpretation dieser Textstelle auf, korrigiert sie und resümiert: »Grimmelshausen hat in der Moos-Szene keinerlei falsche Angaben gemacht … Er hatte nachweislich beruflich mit mehreren Höfen im Bereich der Mooswaldgenossenschaften zu tun. (…) die Reorganisation mehrerer Höfe in der Nähe der Moos gehörte nach dem Dreißigjährigen Krieg zu Grimmelshausens Aufgaben als Schaffner der Schauenburger.« (S. 51 f.)

Das folgende Kapitel trägt den Titel »Schwarzwald-Panorama«; es steht mit 150 Seiten im Zentrum der Arbeit Eberts. Darin erfährt der Leser – von Ebert kommentiert – über Städte, Örtlichkeiten, Personen, Institutionen, die Grimmelshausen in seinem Werk anspricht. Auch wirtschaftlich-soziale Verhältnisse, soweit sie bei Grimmelshausen vorkommen, werden beleuchtet.

Das dritte Kapitel »Oberrhein-Ebene« setzt diese Erkundung fort. Zum Beispiel wird im Abschnitt »Meißenheim« dargestellt, in welcher Weise und wo Grimmelshausen von Meißenheim erzählt oder dass der Ort Ottenheim nur einmal im »Simplicissimus« genannt wird. Eberts Ausführungen enthalten zahlreiche Grimmelshausen-Zitate, so dass der Leser quasi an der Hand des Dichters im – vor allem – mittleren Oberrhein-Gebiet herumgeführt wird. Das Werk schließt ab mit einem umfassenden Literaturverzeichnis und einer Chronik zu Grimmelshausen und seiner Zeit. Für alle Grimmelshausen-Begeisterte eine fesselnde Lektüre! Dank an den Herausgeber! *Ursula Speckamp*

Wolfram Wette (Hrsg.):
»Hier war doch nichts!« Waldkirch im Nationalsozialismus. Mit einem Geleitwort von Roman Götzmann. In Verbindung mit der Stadt Waldkirch und der Ideenwerkstatt Waldkirch im der NS-Zeit, Donat-Verlag, Bremen 2019,
ISBN 978-3-943425-86-4, 528 Seiten, € 29,80.

Kennen Sie Max Barth? Im luziden Beitrag des Literaturwissenschaftlers Manfred Bosch mitten in dieser ausführlichen Dokumentation entdeckte ich ihn: Es ist jener Publizist, Antifaschist und Pazifist, den der Schriftsteller Peter Weiss als Max Bernsdorf erwähnt. War der 1896 in Waldkirch geborenen Max Barth nach Exil und später Rückkehr 1950 ein erfolgloser Widerstandskämpfer? In seinen Texten deutet wenig auf totale Resignation hin, hatte er doch Kontakte zu Größen wie Hermann Hesse, Jacob Picard oder Oskar Maria Graf. »Ich arbeite allein für Deutschland. […] Ich bin gestopft voll mit Sachen für die Zeitung …«, schrieb Barth 1940 an Ludwig Quidde. – Auf neun Seiten skizziert Bosch diese beeindruckende Persönlichkeit so umfassend, dass das Themenspektrum des voluminösen Bandes bereits ausgeleuchtet wird: Wie kam es zum Nationalsozialismus, wie wirkte er sich konkret aus und wie wurde er aufgearbeitet?

Hier, in der damals kleinen Stadt, heute Großen Kreisstadt, war sehr wohl *etwas:* das volle zeitge-

schichtliche Programm! Hier verbrachte auch Karl Jäger entscheidende Jahre, bevor er als Mitglied im innersten Führungszirkel um Adolf Hitler für die Ermordung von über 138 000 litauischen Juden verantwortlich war. Dass sich mit diesem Erbe sowie mit einigen baulichen und künstlerischen Relikten jener Jahre viele Waldkircher lange schwertaten, ist nachvollziehbar. Wie vielerorts begann man auch in diesem Breisgau-Städtchen erst in den 1980er-Jahren mit der systematischen Aufarbeitung der Zeit zwischen 1930 und 1950. Hervorzuheben ist das bis heute große Engagement von Schülerinnen und Schülern sowie einigen Lehrerinnen und Lehrern des örtlichen Gymnasiums, das – nach einem Eklat – seit 1987 »Geschwister-Scholl-Gymnasium« heißt.

Zwischen den Extremen Widerstand und Mittäterschaft gab es in Waldkirch – wie in vergleichbaren Kommunen Süddeutschlands – im Nationalsozialismus alle Nuancen der Positionierung, soweit die erhaltenen Belege eine sichere Betrachtung zulassen. Dass die ab den 1920er-Jahren aufstrebenden braunen Kräfte im katholischen Milieu mit mehr Aufwand für ihre Ideen und ihr Personal werben mussten, ist naheliegend. Auch die systematische Durchdringung des öffentlichen Lebens durch die Nazis folgte dem bekannten Schema. So ist es nicht verwunderlich, dass der gewählte Bürgermeister der Zentrumspartei, Carl Eberle, alsbald mit unlauteren Methoden durch den NSDAP-Mann Maximilian Kellmayer ersetzt wurde.

In sechs Teilen und mit 50 (!) Beiträgen erschließt das stattliche Kompendium viele Aspekte des weiten Themenfeldes. Damit sind diese Jahre für das heutige Stadtgebiet von Waldkirch im Vergleich mit Orten ähnlicher Größe wesentlich umfangreicher und feingliedriger dokumentiert. Unter der Ägide des angesehenen Militärhistorikers Wolfram Wette haben sich Autoren aus mehreren Generationen und Disziplinen gefunden, welche die jeweiligen Fragen kompetent, souverän und dennoch profiliert behandeln. Sowohl grundlegende Tendenzen wie Wahlergebnisse in den 1930er-Jahren als auch Einzelschicksale wie das des verfolgten Malers Georg Scholz werden thematisiert. Einige allgemeine Darstellungen hätten entfallen bzw. gestrafft werden können. So enthält Herbert Schweizers Text »Die katholische Kirche …« viel Zutreffendes, aber wenig Konkretes zu Waldkirch; die Abbildung (S. 322) »Seitenaltar in der Antoniterkirche in Köln 1935« ist unpassend, denn diese wird seit 1805 von evangelischen Christen genutzt. Den gut drei Pfund schweren Band hätte es deutlich entlastet, hätte man auf etliche Fotos ohne Bezug zum »Städtle« verzichtet (z. B. S. 214 oder 471). Die Innenaufnahme der Stiftskirche (S. 338) zeigt den Zustand nach 1989, ohne dies zu vermerken. Mitunter wurde auf konkrete Orts- oder Personenangaben verzichtet, was es besonders jungen Interessierten erschwert, den Fakten nachzuspüren. Den in Litauen Ermordeten wurde 2017 in Waldkirch ein Mahnmal gewidmet; S. 234 enthält dessen Inschrift, dessen Standort zwischen St. Margarethen und Elztalmuseum verrät erst die Bildunterschrift auf S. 481. Schade ist auch, dass einige Vornamen nicht ermittelt wurden, etwa der des mutigen Kaplans Robert Uhlig (später Dekan in Überlingen), der am 7. April 1945 bei der Erschießung von sieben Wehrmachts-Deserteuren als geistlicher Beistand fungieren musste. Gerne wüsste man auch, wo Werke des ehemaligen Karlsruher Akademiedirektors Georg Scholz zu sehen sind, der nach Waldkirch floh und dort nach Kriegsende kurze Zeit Bürgermeister war.

Es bleibt zu hoffen, dass Gewicht und Fülle dieser Publikation das allgemeine und lokale Interesse an den nach wie vor wichtigen Themen Totalitarismus und Nationalsozialismus nicht hemmen, sondern weiteren Detailforschungen dienen. Schülerinnen und Schülern dürfte der Zugang dazu anhand der Skizze zu Max Barth leichter fallen, zumal diese Persönlichkeit den Blick in die Zeit- und Literaturgeschichte eines größeren Zusammenhangs weitet.

Markus Zimmermann

Auf den Spuren eines römischen Legionärs. Reiseführer Oberrhein. Von Argentorate (Straßburg) nach Aquae (Baden-Baden). Herausgegeben vom Gymnasium Achern unter der Leitung von Gudrun Daul, Verlag Regionalkultur Heidelberg–Ubstadt-Weiher–Speyer–Basel 2020, ISBN 978-3-95505-196-9, 48 Seiten (in römischer Zählung!), € 7,90.

Wie viele Reiseführer gibt es in deutschen Buchläden! Und wie wenig kann derzeit gereist werden … Nicht so in diesem Fall, einem Reiseführer, der aus dem Lateinunterricht der Kursstufe am Gymnasium Achern im Jahr 2014 erwachsen ist:

Der vorliegende kleine Band erlaubt nämlich auch eine virtuelle Reise, sozusagen vom Sofa aus: »Er zeigt dir den Alltag eines römischen Soldaten vor etwa 1800 Jahren … er erkundet die wunderschöne Gegend am Oberrhein links und rechts des Flusses anhand der reichen römischen Spuren … entlang von wichtigen europäischen Handelsrouten.«[1] – mit den Augen derer, die um 200 n. Chr. hier gelebt haben, so dass Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Zeiten bewusst werden.

Gemacht ist das mit viel Phantasie:

Es gibt einen Reiseführer-Teil mit jeweils passenden Schülerzeichnungen, der adressiert ist an »liebe Urlauber« und »liebe Leser«. Und an die Hand genommen wird der eine wie der andere vom römischen Reisegott Merkur und der eigentlichen Hauptfigur, einem Legionär namens Gaius Celsinius Matutinus. Sie bieten die Reiseführung dar als Mischung aus Tagebuch, innerem Monolog und Erzählung, deren Rahmenhandlung beide Figuren an einem Zweiwege-Altar aufeinandertreffen lässt. Und schon ist man mitten drin im Reisegeschehen: Ein Soldat, der betet? Mitten auf einer Kreuzung? Bei der Überquerung der Grenze nach Straßburg? Ungewöhnlich. Etwas vertrauter hingegen die Schwärme von badischen Stechmücken nahe dem Rhein …

Und so geht es weiter: Fremdes und Vertrautes mischen sich zu einer interessanten und amüsanten Zeitreise, bei der auch für Kurzweil gesorgt ist durch Anleitungen zu römischen Gesellschaftsspielen (im Anhang des Büchleins), die leicht nachzuspielen sind – unterwegs und auf dem Sofa.

Dass am Ende einer abenteuerlichen Reise Merkur dann abberufen wird zu einem nächsten Gläubigen auf der Reise macht Hoffnung auf eine Fortsetzung dieses Projekts … Vielleicht das nächste Mal in anderen römischen Ecken des deutschen Südwestens?

Joanna Grausam

Anmerkungen

1 Vorwort.

Heinrich Hauß

BADEN – TAG FÜR TAG

Personen und Ereignisse vom Mittelalter bis zur Gegenwart

Was passierte am 1.12. vor 99 Jahren? Wann starb der Fürstenmaler Franz Xaver Winterhalter? Die Antwort gibt dieses Kalendarium. Als immerwährender Kalender und Geschichtsbuch zugleich ist das praktische Nachschlagewerk die ideale Ergänzung zu jedem Geschichtsbuch. Nach Daten geordnet beschreibt es Ereignisse und Institutionen badischer Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, bedeutende Persönlichkeiten Badens werden in Kurzbiografien vorgestellt. Ein Personenregister und ein Literaturverzeichnis machen es zu einem praktischen Nachschlagewerk.

407 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5107 7, € 29,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Landesverein Badische Heimat e. V.

VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. Mobil 01 72 / 5 99 03 79 Tel. dienstl.: 0 76 24 / 90 89 20 m.roder-oeschger@jost-steuerberater.de
Schriftführerin	Dr. Ursula Speckamp Schubertstr. 4 79104 Freiburg	info@badische-heimat.de
Öffentlichkeitsarbeit	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 joachim.mueller-bremberger@gmx.de
Beisitzerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Beisitzer	Prof. Dr. Gerd F. Hepp Speckbacherweg 14 79111 Freiburg	Tel. 07 61 / 4 33 18 gfhepp@arcor.de
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de

BEIRAT		
AK Badische Industriekultur Ulrich Boeyng	Südring 19 76773 Kuhardt	Tel. 0 72 72 / 7 33 39 Boeyng@t-online.de
Denkmalschutz Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 07 21 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu
SK Natur u. Umweltschutz Uwe Heidenreich	Tiefer Weg 2 68766 Hockenheim	bfuhr@t-online.de
Dr. Kurt Hochstuhl	Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 07 61 / 3 80 60 11 Fax 07 61 / 3 80 60 13 kurt.hochstuhl@la-bw.de
Heinz Ohnmacht Vorstand BGV	Nussbaumstr. 69 75228 Ispringen	
Dr. Gerhard Stratthaus	Wahlkreisbüro Bgm.-Georg-Baust-Str. 6 68723 Plankstadt	Tel. 0 62 02 / 13 91 17 Fax 0 62 02 / 13 91 38
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de

BEAUFTRAGTE DES LANDESVEREINS		
Redaktionskonferenz Vorsitz	Dr. Ursula Speckamp Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Chefredakteur	Michael Kohler Eisenbahnstraße 43 76344 Eggenstein	heftredaktion@badische-heimat.de
Denkmalschutz und Architektur	Stephanie Zumbrink Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

GESCHÄFTSSTELLE		
Daniela Koehler Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

REGIONALGRUPPEN MIT EIGENEM PROGRAMMANGEBOT		
Bruchsal	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Die Suche nach einer Nachfolge von Herrn Teuschl und Frau Burkard ist im Gange.
Freiburg	Dr. Ursula Speckamp Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de
Hochschwarzwald	Kathleen Mönicke Im Schotten 1 79822 Titisee-Neustadt	Tel. 01 76 / 23 76 92 00 kathleen.moenicke@yahoo.de
Karlsruhe	Marthamaria Drützler-Heilgeist Rhode-Island-Allee 4 a 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 602 85 314
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. priv. 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Jeff Klotz Am Anger 70 75245 Neulingen	
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de